

Der Verschollene



Lene Bertelsmann

# Der Verschollene

---

Im Vieweg-Verlag

ISBN 978-3-322-98119-6

ISBN 978-3-322-98778-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-98778-5

**Einband und Umschlag Fritz Biermann, Berlin**

**Alle Rechte vorbehalten**

**Copyright 1939 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig**

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1939

**Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig**

## Inhalt

Der Verschollene	9
Männer im Baltenland	149

Der Verschollene

In den mörderischen Kämpfen der großen Frühjahrschlacht von 1917 wurde unter anderen ein deutscher Leutnant der Infanterie in den Kellergewölben eines französischen Gehöftes, das er gestürmt und besetzt hatte, mit einem Zug von sechs Mann und einem Unteroffizier von schwerem englischem Artilleriefeuer überfallen, eingeschlossen und verschüttet.

Dieser Offizier, im jugendlichen Alter von kaum zwanzig Jahren und durch den glühenden Ernst des Befehls früh zum Manne gereift, durchlitt einen vielfachen Tod, während er, nach Atem ringend, auf den Gesteinsmassen lag — nicht um der Schmerzen seiner Verwundung willen, sondern um die bittere Frage, ob er das Opfer verantworten könne, das Unternehmen den Einsatz wert gewesen sei. Denn aus dem eingestürzten Kellergewölbe kam keine Stimme mehr zu ihm.

Nach zwei Tagen gelang es dem Unteroffizier, der unverletzt geblieben war, durch einen Mauerriß mit seinem geringen, aber überzeugenden englischen Wortschatz: „Sir — Sir, come here!“ den Führer einer Schwadron Suffer-Drögoner anzurufen. Die Engländer, obwohl nach abgeschlagener Attacke selbst todmüde, begannen unverzüglich — zunächst wohl in der Meinung, daß es sich um Kameraden handele — die Verschütteten zu bergen. Sechs stille Männer ließ

man in ihrem gemeinsamen Grab. Der deutsche Leutnant hatte einen Brustschuß. Der Unteroffizier und der englische Reiterkommandeur selbst trugen ihn ins Freie. Hier schlug er die Augen auf, starrte dem Engländer wie einem, der ihm von irgendwoher bekannt erschien, ins Gesicht und begann trotz Schwäche und Schmerzen aus den dumpfen, fast unbewußten Gründen altererbter Soldatenehre um sich zu schlagen und sich völlig sinnlos gegen die Gefangenschaft zu wehren. Dabei hielt er den Mund auf sonderbare Weise geöffnet wie zu einem Schrei oder entscheidenden Wort, sein Gesicht verzerrte sich in übermäßiger Willensanstrengung oder Entsetzen, und schließlich kam statt der Stimme nur ein röchelnder rauher Laut. Mit ihm sank er bewußtlos zurück. Der Engländer lächelte bitter und steckte die Pistole, die er auf jeden Fall schon gezogen hatte, wieder ein. Die beiden Gefangenen wurden hinter die Kampflinie geschafft, der Verwundete in eine notdürftig als Lazarett hergerichtete Scheune, wo sich seine Verletzung als nicht lebensgefährlich erwies, der Unteroffizier zum Verhör ins Stabsquartier. Da er indessen als einer, dessen Erinnern noch in der eben verlassenen Welt des Todes haftete, wenig zu sagen hatte, teilte man ihn einem Gefangenentransport zu und gab ihm auf ausdrücklichen Befehl des Suffer-Drägoners noch einmal Gelegenheit, die Person des Verwundeten und Verschüttetgewesenen als die des dem fünfundfünfzigsten westfälischen Infanterieregiment zugehörigen Leutnants Korff zu Barnfeld festzustellen. Der Reiterkommandeur selbst — mochte der Grund dieser Teil-

nahme auch allen geheimnisvoll bleiben — begleitete ihn ins Lazarett.

Und da mußten beide Männer vor zwei nebeneinanderstehenden Bahren betroffen haltmachen — der Deutsche, weil er im starren Antlitz seines Leutnants deutlich die Spuren eines jähen, ihm völlig unerklärlichen Todeskampfes sah, der Engländer, weil er einen vermeintlichen Gefallenen seines Regiments zwar teilnahmslos, aber ruhig atmend im Feldlazarett fand. Der Unteroffizier trat an das Bett des Sterbenden und sagte mit erstickter Stimme: „Lieber Herr Leutnant — haben Herr Leutnant noch einen Befehl? Ich meine einen Wunsch?“ Aber der Leutnant rührte sich nicht. Der große, hagere Briten beugte sich zu dem Verwundeten herab, strich ihm über die Stirn und sagte in seiner Sprache: „Mein lieber Coarneland — ich lasse Sie zurückbringen.“

Da schlug der also angeredete Verwundete die Augen auf. Groß, hilflos, plötzlich aufglühend und in abgründige Ausdruckskraft sich wandelnd, begegneten sie dem kühlen, freundlichen Blick des Briten. Zugleich zuckte es über sein Gesicht, er öffnete den Mund, atmete stöhnend, ballte in maßloser Anstrengung die Hände und brachte doch nur einen formlosen rauhen Laut heraus. Der Kommandeur wandte sich mit einem Ruck.

„Tritum, Unteroffizier“, schnarrte er in hartem fließendem Deutsch. Und „Yes, Sir“, stammelte der Unteroffizier verwirrt und zog dem tödlich Verwundeten die Decke wieder ans Kinn, die er zurückgeschlagen hatte, um an Schulterbreite und Gestalt

sich eindeutig über die Person seines Leutnants zu vergewissern. Er hatte ihn schmäler in Erinnerung gehabt.

Ratlos starrten die beiden Männer einander an, ein Kreuzfeuer fragender und feststellender Blicke ging zwischen beiden Bahren hin und her. Narrte sie ein Doppelspiel der Natur? Hier wie da der gleiche langgestreckte Schädel, das gleiche weiche und dichte dunkelblonde Haar, das gleiche schmale, junge Gesicht.

„Dieser ist meiner“, sagte der Unteroffizier entschieden und trat an die Bahre des leichter Verwundeten. Aber auch der Suffer-Dräger, vielleicht von dem Wunsch getrieben, den Wiedergefundenen nicht leichtfertig aufzugeben, legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Der Krieg hat sie einander ähnlich gemacht“, murmelte er und trat an die Bahre des tödlich hindämmern den andern. Ergriffen sah er in das starre, schon aller Merkmale des Persönlichen beraubte Jünglingsantlitz.

„Den hab ich selbst aus dem zerschossenen Keller gewölbe gezogen?“ Seine Stimme hob sich doch fragend, obwohl er den gefangenen Unteroffizier herrisch ansah.

„Nein, Herr Kommandeur, den“, antwortete der Unteroffizier hartnäckig und zeigte auf den jungen Menschen nebenan, und in plötzlichem Einfall: „Erkennungsmarke!“ Aber bei keinem von beiden Männern war sie noch vorhanden.

„Hier“, herrschte der englische Reiteroffizier den Gefangenen an und deutete auf die zerrissene deutsche

Uniform, die zusammengelegt am Boden zwischen beiden Bahren lag, so daß sie zu jedem der Verwundeten gehören konnte. Der Unteroffizier wollte noch auf das grüne Jagdhemd, das sein Leutnant zu tragen pflegte, hinweisen, indessen konnte es, zerfetzt und blutverkrustet wie es war, keinerlei Beweisstück sein. Der Kommandeur rief einen Sanitäter. Der gab mit übermüdeter sanfter Stimme Bescheid. Da der deutsche Unteroffizier nicht wörtlich verstand, was der Franzose sagte, aber mit Recht glaubte, daß er von seinem Leutnant sprach, fiel er ihm ungeduldig bestätigend ins Wort: „Sawohl, Leutnant Korff zu Barnfeld. Neunzehnhundertundvierzehn siebzehnjährig freiwillig im westfälischen Infanterieregiment Nummer fünfundfünfzig. Einziger Sohn. Ich bin nämlich Großknecht auf dem Gut.“

„Tiens — tiens“, unterbrach ihn der Sanitäter, dem vielleicht nur daran gelegen war, die beiden müßigen Fragesteller loszuwerden, um seiner schweren Pflicht wieder nachgehen zu können. „Deutscher Offizier — mit schwerem Brustschuß eingeliefert“, er deutete matt auf den mit dem Tode ringenden, als ob es wohl gut und recht sei, daß dieser Mann bald starb. Übrigens schien er durch eine Erschütterung oder irgend etwas die Sprache verloren zu haben. Und sich angestrengt besinnend, mit müdem Kopfnicken zur anderen Bahre und nur an den englischen Kommandeur gewandt, ergänzte der Sanitäter: ein Soldat jener tapferen britischen Regimenter, die die große Attaque geritten hatten. Der Luftdruck einer Granate, oder was es gewesen sein mochte, hatte ihm

buchstäblich die Uniform vom Leibe gerissen. Halb-  
nackt und ebenfalls mit Brustschuß eingeliefert.

„Ganz recht“, fiel der englische Kommandeur ver-  
bissen ein, jeden Satz zu dem gefangenen Unter-  
offizier gewandt in deutscher Sprache wiederholend,  
„ein Schotte, genauer gesagt, ein nördlicher Hoch-  
länder namens Donald Coarneland. Sechs Brüder  
gefallen. Als siebenter, als letzter und jüngster übrig-  
geblieben. Eingabe bei Sr. Majestät dem König.  
Soll in die Heimat zurück. Seine Eltern gehören zur  
Grafschaft meiner schottischen Vettern. Ich kenne den  
Jungen daher genau. Dieser ist es“, er schlug mit der  
flachen Hand auf die Bettdecke des leichter Ver-  
wundeten und befahl in französischer Sprache:  
„Also dieser kommt zurück nach Schottland.“

Der Sanitäter nickte sanft und müde. Der Unter-  
offizier aber griff sich an die Stirn wie einer, dem der  
Schädel zu zerspringen droht vor Rätseln und Miß-  
verständnissen. Der vermutliche Schotte, der dem  
Gespräch mit entsetzt aufgerissenen Augen und einem  
Gesichtsausdruck gefolgt war, als ob er das in drei  
Sprachen Gesagte wohl verstanden habe, machte  
heftige, beinahe wütende Bewegungen zu dem deut-  
schen Unteroffizier hinüber, die indessen diesen, da er  
sie an seinem Leutnant nicht kannte, von neuem  
zweifeln ließen. Erst als der Verwundete zu verstehen  
gab, daß er etwas aufzuschreiben wünsche, lichtete  
sich das Mißtrauen im einfachen Herzen des Unter-  
offiziers. Im selben Augenblick hob auf der anderen  
Bahre der vermutliche deutsche Leutnant die wachs-  
bleichen Lider, richtete sich steil auf, sah mit einem

Blick, der fremd und fragend noch einmal von der Grenze des Ewigen zur Welt des Krieges und der Lebenden zurückkam, den unbekanntem verwundeten Kameraden oder Feind zu seiner Rechten an, stieß einen rauhen Laut oder ein fremdes einsilbiges Wort aus und fiel zurück.

Da niemand im Lazarett die Hochlanddialekte oder gar das Gälische verstand, selbst der Engländer mit schottischer Verwandtschaft nicht, so konnte man den letzten Ruf des Sterbenden mit gleichem Recht für den unartikulierten Schrei eines der Sprache Beraubten halten, wie man vorher in dem mühsam ausgestoßenen Stimmlaut des anderen Verwundeten einen Namen der schottischen oder alten gälischen Sprache erkennen wollte.

Der Sanitäter fühlte den Puls des Zurückgesunkenen. Der Engländer stand unbewegt, die Hand am Mützenrand, dem gegnerischen Offizier die letzte soldatische Ehrung erweisend, und auch der deutsche Unteroffizier ergab sich nun der Übermacht eines blind oder allwissend waltenden Schicksals und trat zu dem Toten: „Mein Gott, Herr Leutnant.“ Der Lebende war für Sekunden vergessen.

Und dann warfen alle drei Männer die Arme hoch, preßten die Hände an die Ohren, rissen den Mund auf. Eine furchtbare Detonation erschütterte Erde und Luft, krachend brach die hölzerne Außenwand der Scheune nach innen. Der in allen Sprachen verständliche Schrei „Feuer – Feuer!“ ertönte. Die Sanitätsmannschaft stürzte herbei, riß die Verwundeten hoch, trug sie ins Freie. In diesem Augen-

blick, da die Waagschale des Lebens abwärts sank, beugte der englische Reiterkommandeur sich noch einmal über den jungen Toten und sagte mit einer für diese Sekunden unfaßlichen Ruhe: „Dieser Mann ist doch der Schotte. Jetzt erkenn ich's.“ Stürzte der Unteroffizier sich mit der Hellsichtigkeit letzter Entscheidungen auf den Lebenden: „Und dieser ist meiner“, und riß ihn mit übermenschlicher Kraft hoch.

Ein unweit des Lazarett's gelegenes Munitionsdepot war in die Luft geflogen. Der Tote, in dem der Engländer ganz zuletzt den Schotten zu erkennen glaubte, wurde unter den zusammenstürzenden Scheunenwänden verschüttet. Die später gefundenen armen Reste ließen keinerlei Feststellung der Persönlichkeit mehr zu. Und der einzige, der darüber hätte aussagen können, der Kommandeur von den Suffex- Dragonern, kämpfte ein halbes Jahr lang mit dem Tod. Seine Kaltblütigkeit kostete ihn viel. Zwei Sekunden zu spät erreichte er den Ausgang der Scheune. Ein stürzender Balken zerschmetterte ihm den linken Arm. Er würde künftighin beim Aufsitzen sich des Steigbügels bedienen müssen. Der deutsche Unteroffizier wurde abgeführt. Von dem anderen Verwundeten, dem einzigen Sohn eines deutschen Gutsbesizers oder dem siebenten und letzten eines schottischen Pächters und Fischers hörte man nichts mehr. Immerhin glaubte der Unteroffizier dann, wenn er einmal heimkehren sollte, mit bestem Gewissen angeben zu können, daß sein Leutnant Ansgar Korff zu Barnfeld in englischer Gefangenschaft war, als er ihn zuletzt sah.

Im dritten Jahr des großen Krieges wurde der siebente und letzte Sohn eines Hochlandsschotten — sechs ältere waren gefallen — mit einem Verwundetentransport vom französischen Kriegsschauplatz nach England eingeschifft und nach einer Irrfahrt durch viele Lazarette und Kommandanturen, wo er ordnungsgemäß unter dem Namen Donald Coarneland geführt war, aus dem Seeresdienst entlassen und in seine schottische Heimat zurückgeschickt. Denn neben der Schwäche der Verwundung litt der junge Mensch an einem langwierigen Nervenfieber, so daß er in den ersten Wochen wohl kaum wußte, wo er sich befand und was mit ihm geschah. Außerdem hatte er die Sprache verloren, wahrscheinlich infolge eines Nervenschocks, erlitten durch den furchtbaren Zusammenbruch der letzten großen Attacke, die englische und kanadische Regimenter in der Frühjahrs Offensive von 1917 auf der Linie Arras—Cambrai ritten. Der Besitzer der Grafschaft nämlich, in der seine Eltern wohnten, ein Vetter des englischen Lords Bansley, Kommandeur bei den Suffex-Dragonern, hatte seine Freude an dem fixen Jungen gehabt und ihn als Meldereiter ausgebildet. Auf die Weise war, selten genug, aus einem schottischen Fischer- und Bauernjungen ein englischer Kavallerist geworden. Dann aber konnten die Vereinigten Königreiche nicht mehr für diesen Sohn ihres Nordens tun, als ärztlicherseits festzustellen, daß seine Stimmbänder zwar keinen organischen Schaden aufwiesen, er aber dennoch stumm war. Und schließlich mußte man eine geringe Geistesstörung annehmen. Denn wie sollte man das

bald teilnahmslos hindämmernde, bald zu sinnlosen wütenden Gebärden, mit denen er den Menschen seiner Umgebung irgend etwas klarmachen wollte, sich steigernde Wesen des armen Jungen sonst deuten? Wenn er eben eines Stückes Papier und Schreibgerätes habhaft werden konnte, schrieb er in deutscher Schrift und Sprache: „Ich bin stumm.“

Schwestern und Ärzte nickten freundlich, denn das wußten sie ja beinahe besser als er. „Ich bin ein deutscher Gefangener“, schrieb er weiter und hob flehend und ergreifend gläubig die Augen zu den fremden Menschen auf. Schwestern und Ärzte sahen einander an und lächelten nachsichtig, denn jetzt konnten sie das Krankheitsbild des jungen Menschen beinahe lückenlos folgern. Er war in deutsche Gefangenschaft geraten und lebte nach irgendwelchen ihnen unbekanntem, furchtbaren Erschütterungen der Flucht noch im Bewußtsein des Vergangenen, wobei er mit seinen geringen deutschen Sprachkenntnissen sich als ungefährlich ausweisen wollte, um eine Möglichkeit für die nach seiner Vorstellung noch vor ihm liegende Flucht zu haben. Ja, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre zu schreiben: „Ich bin ein Deutscher in englischer Gefangenschaft!“ Aber wie in entscheidenden Augenblicken das Schicksal den Menschen oft mit Blindheit schlägt oder überirdischer Klarheit ausrüstet, so auch diesen als Donald Coarneland Festgestellten.

Die älteste Schwester strich ihm über das dicke dunkelblonde Haar und sagte mitleidig: „Sei ohne Sorge, mein Junge, du bist in England.“ Er starrte

sie wild an, ein bitteres Lachen zuckte um seinen Mund, als wolle er rufen: „Ja — ja, leider!“ Und hastig schrieb er weiter: „Glaubt es mir doch! Mein Name ist Ansgar Korff zu Barnfeld, Leutnant.“ Mit sanfter Gewalt entriß ihm der Arzt Papier und Bleistift. Wie konnte man sich auch so lange mit einem Einzelnen aufhalten? Kopfschüttelnd reichte man das Blatt herum. Ansgar Korff zu Barnfeld, Leutnant — wer nur ein bißchen Ahnung von deutscher Namenskunde hatte, wußte, daß es sich bei dieser Zusammenstellung um ein gewisses Herrentum, vielleicht Grundbesitzers- oder Offiziersfamilie handelte. Armer Kerl! Ja, wenn er hätte schreiben können: „Mein Name ist Musketier Schmidt“, die Erkenntnis wäre wohl überwältigend bei seinen englischen Pflegern eingeschlagen. Aber das zu schreiben, hatte der junge Mensch kein Recht. Erschöpft fiel er in die Kissen zurück. Vielleicht wollte sein gleichgültiges Gesicht soviel sagen, daß er sich fügte und begriff, wie auch die pflegenden Menschen im Lazarett ganz und gar im Bann des Krieges standen, das vom Krieg befohlene Maß des Ungewöhnlichen an körperliche und seelische Leiden legten und das Natürliche und Einfache darüber zu sehen vergaßen.

Wenige Tage später versuchte der stumme Verwundete es mit einem einzigen, alles sagenden Bekenntnis: Ich bin ein Deutscher! — Und um endlich verstanden zu werden, schrieb er in englischer Sprache. Aber rätselhaft, wie es geschah — in der Eile entfiel ihm das englische Wort für Deutscher. Und in der Leidenschaft des Bemühens, in dem über-

mächtig angespannten Willen zu sprechen, zu rufen, zu schreien, endlich, endlich den Raum, die ganze Landschaft mit dem Einen zu erfüllen: deutsch — deutsch! — in seiner ohnmächtigen Befessenheit, nichts weiter als den Laut zu formen, schrieb er: „I am Dutch“, ohne den Sinn dieses Wortes zu bedenken. Es stand also da zu lesen: „Ich bin holländisch.“

Das war letzter eindeutiger Beweis. Heimat, verordnete der Arzt, beste Heilung. Man sagt ja diesen Schotten aus den einsamen Hochlandtälern nach, daß sie am Ende nirgendwo leben und sterben wollen als in ihrer Armut und Weltverlorenheit und manchmal auch über dem Heimweh den Verstand verlieren. Die Schwestern verdoppelten ihre Fürsorge, vielleicht im letzten Grunde deshalb, weil sie den Verwundeten so schnell wie möglich transportfähig pflegen und Platz für einen anderen schaffen wollten. Aber ihre Nachsicht und Fürsorge schien diesen sonderbaren jungen Menschen zu erbittern und zu quälen. Sein Gesicht, das im Stellungskrieg von Flandern und in den Bajonettkämpfen von Masuren seine Jugend nicht verloren hatte, wurde in diesen Lazarettagen seiner Genesung namenlos einsam und durch die Weihe stummen Leidens vor der Zeit verschlossen. Und obwohl man seine sinnlosen Schreibereien herzlich leid war, so versuchte er doch noch einmal, die englischen Kommandanturen von seiner Persönlichkeit zu überzeugen durch einen Brief, in dem es hieß: „Ich will eure Pflege und Freundlichkeit nicht! Und wenn ihr euch niemals in der Ge-

schichte schuldig gemacht hätten, so genügt dies Eine, euch für immer zu hassen: die deutsche Blockade! Laßt mich meinethalben verrecken, aber seht in mir euren Feind.“ Er wartete fieberhaft auf ein Echo, ein Zeichen. Niemand kam zu ihm. Die Nachsicht, mit der man ihn behandelte, blieb unverändert. Er wußte nicht, daß ein schönes kindliches Mädchen, die jüngste Pflegerin im Lazarett, den Brief, diese von ihr niemals verstandene Forderung eines Mannes um sein Kriegerrecht, zusammengefaltet in der Schürzentasche trug als einziges sichtbares Andenken an einen gut gewachsenen Soldaten der britischen Armee, an einen, der von der Natur mit allen männlichen Vorzügen begabt und vom Schicksal in Dunkelheit verstoßen war.

Als hoffnungslos dienstuntauglich entließ man den vermeintlichen Donald Coarneland, und er selbst, der sich Ansgar Korff zu Barnfeld genannt hatte, wurde nun endlich von dieser unüberbrückbaren Tatsache seiner Stummheit besiegt. Er hatte dem Krieg gegeben, was des Krieges Recht ist, und nun stieß der Krieg ihn aus seinen Reihen zurück. Dort, wo die Männer grau und stumm aus den Gräben stiegen und in den stählernen Tod gingen, konnte er keinen Befehl mehr geben, und es war ihm auch versagt, zu gehorchen und zu tun, was selbst ein Stummer noch mit Nutzen tun kann: anlegen und abziehen oder einer feindlichen Kugel ein Ziel geben, damit ein Gesunder verschont bleibt. Er war ein Gefangener, mochte der Krieg ihn auch mit einer bitteren Gnade entlassen haben. Zwischen ihm und den Seinen lag die See.

Da nahm er das ihm auferlegte Schicksal als einen nur ihm zugehörigen anderen Krieg jenseits der Schlachtfelder und Mörser auf sich. Denn er war ja nicht gewillt, der Sohn jener Landschaft zu sein, in die er nun verschickt werden sollte. Und wenn er auch den auferzwungenen Namen und das Vertrauen der Menschen nicht zur Flucht ausnutzen konnte, weil es über den Sperrgürtel der Minen und Kreuzer kein Durchkommen für ein einzelnes Boot gab, so würde er doch für die, die dort auf Donald Coarneland warteten, der Mann aus den Gräben gegenüber bleiben. Sie mußten sich damit abfinden, daß eine nie versagende Militärorganisation sich einmal geirrt hatte, daß von den Toten keiner heimkehrt — nicht einmal ein schottischer Hochländer, wenn der, den er im Feldlazarett sterben sah, und der ihm durch ein übermütiges Spiel der Natur ähnlich war wie ein etwas ungenaues Spiegelbild, denn wirklich Donald Coarneland hieß. Er aber — und er legte wie zum Schwur die Hand dahin, wo er früher das Metall der Erkennungsmarke trug, die ihm in der Hölle des Feuerüberfalls oder der Nacht der Verschüttung verloren ging, wo er statt ihrer jetzt die verheilende Wunde spürte.

Man hatte ihn, da er ja ohne Uniform eingeliefert wurde, für die Reise in die schottische Heimat neu eingekleidet. Freilich, weil Sommer war und man annahm, daß er zu Hause ohnehin die gewohnte Tracht wieder anziehen würde, lediglich mit einem grobfädigen staubgrauen Leinenanzug, wie ihn Land- und auch Industriearbeiter in allen Reichen der Welt

tragen. Und als er nun in diesem Niemandskleid da- stand, allein im Raum, denn die Lazarettkameraden lagen auf den Veranden in der Morgensonne, da war es, als höbe sich endlich auch seine erstarrte und ver- schüttete Seele aus dem Steinernen auf. Haß und Verbitterung, ja, sogar jedes Gefühl des Feindlichen gegenüber Leuten und Land fielen von ihm ab. Er fand ein verschollenes Leben wieder, das von Vater und Mutter herkam. Er liebte seinen Namen, weil er seine einzige Waffe geblieben war — Korff zu Barnfeld. Name eines alten Bürgergeschlechts, das auf manchen Gebieten des Geistes von jeher Pionierarbeit geleistet und seine Söhne als In- genieure, Kapitäne und Kolonialoffiziere in die Welt geschickt hatte, und jeweils einen auswählte, als Jäger und Ackerbauer das freundliche Gut in West- falen zu erhalten. Und dann standen hinter seinem Namen der Krieg und Gott. Wenn es aber eine Schuld war, daß er Frieden schloß, ehe die Nationen ihn gemacht hatten, dann mußte er mit seinem wieder- gefundenen Leben und seinem Namen dafür einstehen.

Er hatte ein kleines Lächeln um den Mund, als er den Pflegern und Lazarettkameraden beim Ab- scheid die Hand gab. Da tat es allen leid, daß dieser stumme junge Mensch mit den nachdenklichen Brauen und den ernststen grauen Augen sie verließ. Sie fühlten, daß sie ihn gern gehabt hatten, wenn sie auch nicht wußten, warum.

Aber weil er nun ruhig geworden war, keine phantastischen Beteuerungen mehr schrieb und auf- gehört hatte, mit energischen, nahezu wütenden Be-

wegungen etwas Spukhaftes, einen falschen Schluß seiner gestörten Vernunft erklären zu wollen, so kamen dem leitenden Arzt doch in letzter Stunde Bedenken über die durch keinerlei sichtbare Zeichen wie Uniform, Militärpaß, Erkennungsmarke erwiesene Gleichheit seiner Person mit einem gewissen Donald Coarneland. Er telegraphierte nach Norden. Ein Gutsverwalter jenes schottischen Grafen, in dessen Bereich die alten Coarnelands wohnten, kam im Kraftwagen angebraust. Ein graubärtiger Riese, der mit dem polternden Gang seiner Berge wenig in die stillen weißen Korridore des Lazarett's paßte, sein dröhnendes Lachen erschrocken zu dämpfen versuchte, es bald mit der Frömmigkeit, bald mit einem Fluch zu tun hatte und ohne lange Musterung den seiner Sprache Beraubten und aus dem Heeresdienst von Großbritannien Entlassenen als Donald Coarneland erkannte, ihm wohlwollend einen Schlag auf die Schulter gab und mit einem Gemisch von Englisch und Hochlanddialekt rief: „Na, werden sich die alten Eltern freuen! Besser stumm und ein bißchen verrückt zurückkommen als gar nicht. War ja auch eine harte Sache mit den sechs andern.“ Den jungen Menschen wie ein lebend gefangenes Stück Wild im Kraftwagen verstaute und nach Norden davonbrauste.

Die derbe Güte dieses Mannes tat Ansgar Korff in gleichem Maße gut, wie die Freundlichkeit der Lazarettmenschen ihn gequält hatte. Eine einschläfernde Ruhe nahm ihn während der Fahrt gefangen, als müsse alles, was nun geschah, zu seinem

Besten sein. Es genügte ihm, daß er selbst wußte, wer er war. Jetzt, da er nicht mehr vom Mißtrauen der Krankenpfleger beobachtet wurde, konnte er mit aller Ausführlichkeit in deutscher und englischer Sprache die Geschichte seiner Verwundung und Verwechslung niederschreiben und durch den schottischen Grafen der Kommandantur übermitteln. Sein Name Korff zu Barnfeld würde ihm Eintritt im Schloß und Glauben bei den Behörden verschaffen. Er würde in ein Gefangenenerlager überführt und zu Ende des Krieges ausgetauscht werden. Er wollte auch als Gefangener dem Krieg sein letztes Recht zollen und keine Vergünstigung des Schicksals für sich haben, damit er seinem Vater in die Augen sehen konnte, wenn er heimkam. So kehrten seine Gedanken unaufhaltsam in den Krieg zurück, den seine Seele schon verlassen hatte. Als aber noch einmal rauschender Hochwald ihn umgab, als das Schloß — düster und mächtig, wie er in seiner Kindheit von schottischen Schlössern geträumt hatte — vor ihm lag, da mußte er erkennen, daß weder Krieg und Leutnantsdienst noch sein Name seiner verlassenen jungen Seele einen Schutz boten.

Er stand im schottischen Hochwald auf einem Kreuzweg und sah zu den Bäumen auf, den sanft und groß wogenden Kronen, ob von ihnen Hilfe käme. Denn sein Herz war wie ein Tor, aus dem seine Eltern vor ihn hintraten und ihn erwartungsvoll ansahen, daß er ihnen sein Schweigen erkläre und ein Schicksal, nach dem sie ihren einzigen Sohn verloren hatten und ihn doch nicht mit den Toten ihres Ge-

schlechtes nennen konnten. Kein Grab, zu dem sie hingehen, an das sie auch nur denken konnten, nicht einmal ein Stein auf dem Waldfriedhof von Barnfeld, der das Andenken an einen Kriegertod bewahrte. Wie zwei Menschen einer schönen Sage traten seine Eltern vor ihn, die zarte, hochgewachsene Mutter, die überall Lachen und Wärme verbreitete, der hagere, klaräugige Vater im regenverwaschenen Jagdanzug, über die Felder wandernd und vom Wald aufgenommen. In den Abendstunden mit nachdenklicher Abgeschlossenheit seine Gesteins- und Münzensammlung betrachtend oder lesend. Und obwohl er in seinem Herzen die bange Frage seiner Mutter hörte: „Hat Ansgar wieder nicht geschrieben? Warum schreibt Ansgar wohl nicht?“ obwohl er die ernste Stimme seines Vaters wie einen vom ungeheuren Himmel hergetragenen Klang vernahm: „Du mußt Geduld haben, Viktoria Johanna, im Kriege hat ein Mann oft wochenlang keine Gelegenheit zum Schreiben,“ — obwohl er seine Eltern seit dem Tage, an dem ihre eigene Post mit dem schwarzweißroten Streifen und dem Vermerk: „Vermißt“ zurückkam, Hand in Hand und schweigend Abend für Abend durch den Park und die Felder gehen sah, als könnten sie sich selbst und ihm damit einen Gang zu seinem Grab ersetzen, so wollte doch nicht das Bild eines schmerzgebeugten Menschenpaares vor seiner Seele deutlich werden. Er sah sie mit gelassen getragenen Kummer durch ihr tägliches Leben von Gut und Herrenhaus weitergehen, das sie nun nicht mehr für ihren vermißten oder toten Sohn, sondern

für die Kinder ihrer ältesten Tochter in Ordnung und Wohlstand erhielten. Wenn ihre Zeit zu Ende ging, würde eben der Name Korff zu Barnfeld mit einem anderen guten norddeutschen Bürgernamen verbunden werden. Ja, das war es: seine Eltern standen im Schutze ihrer Tradition und konnten noch ein leuchtendes Symbol der Ehre im Soldatentode ihres einzigen Sohnes finden. Er aber war aus dem Gehege dieser Tradition weit fortgegangen, schon seit den ersten Freiwilligentagen von Flandern und immer weiter mit jedem neuen Tage des Krieges. Vielleicht hatte man dort, wohin er ging, die Sorge verlernen müssen, daß die in der Heimat gebliebenen um den Tod eines Kriegers weinen könnten. Nein, er sah seine Eltern von keiner Gefahr eines großen Schmerzes bedroht, und sein Gefühl war stilles Mitleid ohne Qual.

Was aber aus Vater und Mutter des Donald Coarneland werden sollte, wenn einer kam, der ihnen nicht mehr als eine zufällige Ähnlichkeit mit ihrem Sohn zu geben hatte, darüber wagte er nicht nachzudenken. Und er war froh, als der Gutsverwalter, der ihn, um seinen Wagen zu wenden, eine Weile allein auf dem Kreuzweg hatte stehenlassen, nun zurückkam und ihm etwas, offenbar im schottischen Dialekt der Gegend, sagte. Unsgar verstand die Worte nicht, aber er erriet ihren Sinn. Und weil es sich darum handelte, einen Weg jetzt allein zu machen, hielt er als Soldat es in jedem Falle für angebracht, heftig bejahend zu nicken. Der Riese schien etwas wie: „Na, siehst du wohl“ zu sagen, hieb ihm abermals einen mächtigen Schlag auf die Schulter und entließ

ihn mit einem freundlichen Stoß in den Rücken, seinem mutmaßlich verwirrten Hirn auf diese handgreifliche Weise noch einmal die Wegrichtung einschärfend. Dann schoß der Wagen nach jener Seite davon, wo die Türme und Mauern des Schlosses aus dem Wipfelmeer ragten. Das Motorengeräusch verlor sich wie das melodische Summen einer Riesenhöhle in der Ferne.

Es war still um Ansgar. Der Hochwald und sein volles Blätterrauschen blieben hinter ihm. Mit förderndem Gang machte er seinen Weg, und er glühte vor Freude, der Anstrengung gewachsen zu sein, ja, seine Kräfte immer mehr zurückkehren zu fühlen. Eine Weile führte der Pfad steil und stetig hinan, dann hatte er einen Paß in den alten Berghängen erreicht und verlief zwischen Gras und Heidekraut auf der grau-grünen Unendlichkeit des Hochmoores. Schweigen der Einöde umgab Ansgar. Nur einmal rief einer von den großen, scheuen Vögeln des Moores. Aber keine Stimme antwortete ihm. Im Nordosten hob sich schroff und von der untergehenden Sonne rostbraun angestrahlt ein Gebirgszug in das goldverklärte Himmelsmeer des Abends, viel älter und einsamer als die Hänge, die Ansgar hinter sich ließ. Diese Felsmasse erschien ihm wie die unbeugsame Ahnin aller kleinen Berge und Täler, die sie unerbittlich von der Welt abschloß und zugleich vor der Welt und überirdischen Gewalten schützte. Im Süden aber waren dem Lande keine Grenzen gesetzt. Weit wie das Tor zur Unendlichkeit tat es sich auf und verging in der stahlgrauen Wasserfläche der See.

Lange sah Ansgar aufs Meer. Und sein Herz war still in ihm. Kein Zweifel kam ihm, ja nicht einmal der Gedanke, daß es ihm nun selbst überlassen war, seinem Weg eine andere Richtung als die zu den Eltern Donald Coarnelands zu geben. Vielleicht glaubte er, daß der Krieg und Gott ihm diesen einen Weg von allen der Erde befohlen hätten, und er ihn darum zu Ende gehen müsse. Vielleicht war er, der nur noch die entseelten Landschaften der Schlachtfelder kannte, von der bitter-süßen Schwermut des schottischen Hochlandes verzaubert, daß er wie ein Traumwandelnder über das Moor und die Berghöheide ging?

Als er nach einer Weile den Ramm einer breit sich hinschwingenden Bodenwelle erreicht hatte, senkte der Pfad sich, lief durch einen lichten Birkenwald steil abwärts und landete in einem schmalen grünen Thal. Ansgar sah auf ein zerstreutes und dennoch zusammengefügtcs Beieinander von kleinen Anwesen, gleichsam auf eine Herde menschlicher Behausungen, von denen jede ihren eigenen Weg ging und sich doch zu den andern hielt, als habe ein Sturm aus längst vergangenen Zeiten sie in diese Einsamkeit versprengt. Ein weltverlorenes Dorf, über das der Strom der Abendsonne nun vergoldend hinging. Da begriff Ansgar Korff, daß dieses selig-unselige Thal sein Ziel war und daß dort zwei alte Menschen sehnsüchtig und mit namenlos durchlittener Liebe auf ihn warteten, auf ihren vom Kriege gezeichneten, aber doch zurückkommenden letzten Sohn. Träumend oder staunend, weil Gott

den Betrug der unrechtmäßigen Heimkehr zuließ, sann er noch eine Weile dem großen Abenteuer des Lebens nach. Und dann griff er haltsuchend nach einem der schmalen Birkenstämme und verbarg sein Gesicht an dem weichen jungen Bast der Rinde. Denn jetzt — jetzt erst und gerade jetzt tat sich in seinem Herzen die unsichtbare Wunde auf. Das Heimweh zerriß ihm die Brust, wie im Kriege anderen Männern ein Sprengstück die Brust zerrissen hatte, und ihm war, als stürze sein Blut heiß und maßlos aus seinem Herzen. Ein Schrei saß ihm in der Kehle, vielleicht nichts als sein eigener Name, ein deutliches klares Wort in der Sprache seines Landes. Es preßte ihm die Adern zusammen, es wollte gerufen sein, in einem Schluchzen sich hinwerfen in die Erde und aufsteigen zum Himmel, von der warmen Flut der Tränen mitgerissen sein, um ihn endlich zu erlösen aus all der stummen Qual der Rätsel.

Aber der deutsche Leutnant konnte nicht weinen.

Er saß reglos unter den jungen Birken, die Arme um die hochgezogenen Knie gelegt, die Stirn auf die Hände gedrückt und versuchte, einen Kampf zu bestehen, dessen Notwendigkeit er noch nicht begriff. Ihm war, als habe seine Seele ihn verlassen. Wie ein schweres dunkles Tier erschien ihm seine Seele, das vom Krieg aus seiner Heimat vertrieben wurde und mit vereinsamten Augen in der Abendsonne liegt und seine Wunden ausbluten und zur Ruhe kommen läßt. Dann aber auch war seine Seele eine wehrhafte Lichtgestalt, die ihn mit strengen Augen ansah und ein einfaches klares Handeln von ihm forderte. Und

es gab doch keine Truppe mehr, die er zum Sturm führen mußte! Dafür hatte er seine Jugend eingesetzt, dazu war er tauglich! Was aber das Leben hier von ihm verlangte — er hob unter einem unbestimmbaren Laut den Kopf. Es war, als hätten die fernen Bergwände im Abend geklungen. Und nun, da der Strom aus Westen erloschen war und sich kühle Schatten über das Tal warfen, sah er, daß die Anwesen drunten sehr kleine Häuser waren, eigentlich nur Hütten, mit Stroh, Schilf, Reisig oder was für Pflanzenmaterial es nun sein mochte, gedeckt. Er stand langsam auf. Er stand dort versunken und aller Vergessenheit anheimgegeben am Berghang.

Er war jung und gerade gewachsen mit kräftigen Schultern und schmalen Hüften. Er hatte dichtes, weiches Haar und eine freie Stirn. Seine ernstesten grauen Augen entsprachen den schmal und klar geschliffenen Zügen seines Gesichtes. Es hatte ihn schon manche Frau mit einem schimmernden Lächeln angesehen, aber er hatte vor solchen Begegnungen die Lider gesenkt. Der Krieg und die frühe Last der Verantwortung ließen ihm keine Zeit zu wissen, ob die Liebe der Frauen heilend oder zerstörend ist. Er war aus seiner Kindheit und einem westfälischen Herrenhaus ohne Aufenthalt in den Krieg gegangen. Dann hatte das Schicksal ihn, obwohl er sich nicht entsinnen konnte, seine Soldatenpflicht je versäumt zu haben, zu den Verschollenen des Krieges geworfen — mochte von diesem Menschen im staubgrauen Niemandskleide Besitz ergreifen, wer wollte. Er

hatte ein Recht, den Krieg zu vergessen. Er kam noch zur Stunde aus dem Wohlstand seines Vaterhauses, um nun in die Armut zu gehen.

Der Leutnant stand auf und ging. Ohne Traum, ohne Mitleid mit seinem Heimweh. Schnell und unaufhaltsam ging er, wie er es als Knabe in den ruhlosen, mit immer neuer Ferne rufenden norddeutschen Wäldern tat. Schnell und unaufhaltsam, wie er als Soldat mit verkrampften Lippen den befohlenen Weg in die flammende Wand des Sperrfeuers gegangen war.

Nur einmal blieb er stehen, weil ihm eine unsägliche Hoffnung den Herzschlag stocken ließ. Die Mutter mußte entscheiden — die Mutter des toten Donald Coarneland würde den Heimkehrer als Fremdling erkennen und aus der grenzenlosen Ahnung ihres Herzens entschleiern, was zu erklären seine Stummheit ihm versagte. Mochte das ganze Dorf ihn für Donald Coarneland halten — die Mutter würde beim ersten Ruß, den sie ihm auf die Stirn drückte, erraten, fühlen, wissen, daß er ein anderer ist. Und was keiner tat, würde die Mutter als letztes Opfer ihres Lebens schweigend tun: Donald Coarnelands Namen zu den Gefallenen des Britischen Weltreiches schreiben und Ansgar Korff zu Barnfeld dahin zurückschicken, wohin er sich sehnte: nach Deutschland. Ja, der Leutnant vergaß, daß er ein Gefangener war, er vergaß alles bis auf den ungerufenen Schrei, der in seiner Kehle gefroren war. Das Herz des jungen Kriegers klammerte sich an die Mutter des unbekanntten Toten.

Scharf spähte er nach den Hütten aus, die nun grau und verlassen im erloschenen Tal lagen. Und er fand die eine. Er zweifelte nicht. Sekundenlang verschloß sich sein Blick vor der äußeren Welt. Steil und weiß stieg die Gestalt eines Mannes auf, und die Laiken stürzten an ihm abwärts wie am Auferstandenen seiner frommen Kindheit. Sterbend hatte Donald Coarneland ihn angesehen, sterbend ihm seine letzte Sorge anvertraut, und es war Donald Coarneland, der ihm nun half. In hellfichtigem Ahnen ging er der Hütte entgegen. Diese war es, aus der in kurzen Zeitabständen abwechselnd zwei Menschen traten und zum Pfad, der über das Hochmoor und den Berghang abwärts führte, hinauffahen. Der Gutsverwalter hatte die alten Coarnelands schon benachrichtigt, daß an diesem Abend ihr letzter und jüngster Sohn, stumm und ein wenig im Geiste gestört, aber mit heilen Gliedern, heimkehren würde.

Wer weiß, wie viele Stunden sie schon warteten?

Ansgar Korff fühlte ein Lächeln aus seinem traurigen Herzen aufsteigen und in seinem Antlitz sich spiegeln. So erreichte er die Käte, als die Mutter eifertig wieder zum Herd trippelte, um das Festmahl — geröstete Kartoffeln mit Butter und Örrfisch — nicht anbrennen zu lassen, als der Vater eben die kleinen irdenen Schüsseln auf den Tisch setzte — und Ansgar Korff erinnerte sich, ohne es je gewußt zu haben, daß Donald Coarneland und seine Brüder zu gewöhnlichen Mahlzeiten die Kartoffeln heiß aus der Asche nahmen und für weitere Vervollständigung ihres Essens keine Teller und Schüsseln übrig hatten.

Mit dem letzten hinsinkenden Tageslicht trat Ansgar in die Hütte und stand reglos der Armut gegenüber und starrte in die Gesichter der beiden Alten — Gesichter, in die ein langer Gram und ein hartes Leben ihre unauslöschlichen Spuren gegraben hatten. Das kleine, verrunzelte der Frau trug auf ergreifende Weise den letzten Abglanz vergangener Jugendschönheit. Das des Mannes war gütig und sehr müde.

Ansgar Korff, den die wildreichen Wälder Norddeutschlands früh zum Jäger erzogen hatten, umfaßte mit einem Blick alles, und aus der grauen Tiefe seiner Augen sank es auf den Grund, um hier andächtig bewahrt zu bleiben: der large, aber sehr saubere Raum mit dem alten Herd und dem Wandbord, Bank und Tisch, die anschließende Schlafkammer mit dem eingebauten Bett und der Kleiderkiste. Und es erschien ihm wie etwas längst Gewußtes, daß ein Schrank einen Wohlstand bedeuten würde, der hier nie zu Hause war. Zugleich aber sah er den schönen ebenmäßigen Umriss eines Kelches, der sich dunkel und schwingend, wie aus dem Fluten einer erstarrten Meereswelle gebildet, vom kleinen Fensterausschnitt abhob, und er begriff, daß dieses Gefäß der einzige nicht einem nützlichen Zweck untergeordnete Besitz der Familie war, eine von den Kindern scheinbar bewunderte Kostbarkeit, den Eltern das sorgfältig gehütete Sinnbild eines müheloseren Lebens, und nun zur Heimkehr Donald Coarnelands auf den Tisch gestellt. Es zuckte um die Brauen des deutschen Leutnants. Er atmete tief und wußte, als

habe er es mit der Luft des Hauses eingeatmet, daß die Armut die Herzen dieser Menschen niemals hart gemacht hatte, daß auf dem bitteren Grunde ihres Lebens immer noch eine bereitwillige Gastlichkeit erblühte, die sie je und je ihr letztes Mehl und ihren letzten Salzfiſch mit Freunden und Fremden teilen ließ.

Und dann kehrten seine Augen zu den Alten zurück. Es waren wenige Sekunden seit seinem Eintreten vergangen, aber ihm erschienen sie wie eine erfüllte, in diesem Hause gelebte Kindheit. Seine Augen durchwanderten scheu und fragend die Gesichter der beiden Alten, und seine Seele, dieses immer noch fremde, irrende Wesen aus anderen Wäldern und Ebenen, suchte bei ihnen eine Ruhestätte.

An die Mutter wandte Ansgar Korff sich, nur an die Mutter, und sein grauer Blick tat sich bei ihren Augen nieder wie an einem wärmenden, wenn auch dem Verlöschen entgegenglimmenden Feuer. Er brachte alles, was er von der Mutter erhoffte und erbat, ihr in einem Lächeln entgegen. Die Erwartung lähmte seine Glieder. Er hob nicht einmal die Hand. Er sah ihr nur brennend, flehend und zuletzt fordernd und mit ungeduldiger Herrschsucht in die Augen. Aber die Mutter blickte groß und gläubig zu ihm auf. Ein hilfloses, einfältiges Lächeln zitterte um ihren sanften Mund, und ihr Gesicht war leer und ausdruckslos vor Glück. Sie trippelte dem Heimgekehrten entgegen. Sie wischte eifrig die Hand an der Schürze ab und hielt sie ihm hin. Sie sagte mit bebender Stimme ein Wort. Und das Wort war der Name des toten Donald.

Da erkannte Ansgar seinen Irrtum. Sein stummer Mund rief sie noch einmal in letzter verzweiflungsvoller Erwartung an, als er sich tief über ihre Hand beugte und mit den Lippen die rauhe, rissige Haut berührte. Aber sie küßte ihn nicht auf die Stirn, wie er erlösend geträumt hatte, sie strich ihm nur schüchtern und still über das dicke, weiche Haar.

Da wandte er sich mit schmalen Lippen dem Vater zu. Und er erschrak. Der schwere, breite Mann hielt sich mit einer Hand am Tisch, die andere preßte er auf sein Herz. Aber dann kam er dem Sohn doch entgegen. Diesem, der nun leibhaftig vor ihm stand, während die sechs anderen gingen und niemals wiederkamen. Noch einmal war sein härtiges, zerfurchtes Antlitz vom Mittag des Lebens überstrahlt, ehe die kommende fahle Nacht ihren Schatten auf ihn warf. Langsam wurden seine Züge schlaff und hohl.

Da wußte Ansgar Korff, daß nur das Warten ihn aufrecht gehalten hatte, und daß die Seele sich schon anschickte, das zerfallende Haus zu verlassen. Noch brauchte er nicht hinzuspringen, um den alten Mann zu stützen — nein, noch nicht. Eine andere Hilfe war hier vonnöten.

Rasch und fest griffen Ansgar Korffs schlanke waffengewohnte Hände die ungefüge, von Gichtknoten gekrümmte Rechte des Schotten und umschlossen sie behutsam, schüttelten sie ungestüm, hielten bestürzt inne und umschlossen sie abermals. Er bewegte die Lippen, aber es kam wiederum nur der rauhe gurgelnde Laut aus seiner Kehle, vor dem er selbst erschrak und sich mit zusammengepreßtem Mund

abwandte. Die Gesichter der beiden Alten wurden einander ähnlich in ihrem Erschrockensein, dann lächelten sie ihn leuchtend und freundlich an. Sie nahmen ihn jeder an eine Hand und führten ihn zur Bank. Der Vater sprach das Tischgebet und dann saß der junge Westfale, der stumme Gefangene — saß der zwanzigjährige Unsgar Korff eine Weile reglos und erschüttert vor dem Festmahl der Armut und Liebe. Die Stirn, über der das Haar auf der linken Seite gescheitelt und sauber in heller glänzender Welle zurückgestrichen war, hielt er gesenkt. Das Unerklärliche seiner Wandlung machte sein Antlitz starr. Er wagte nicht, die gefalteten Hände auseinanderzulösen. Denn jetzt fürchtete er, sich als der zu verraten, der er war. Die Schuld des gütigen Betrugers wenigstens für diesen ersten Abend auf sich zu nehmen, war er willens und stark genug. Aber er fühlte keine Kraft, den Traum dieser Eltern zu zerschmettern — „auch Donald ist auf Nimmerwiedersehen von euch gegangen wie die sechs andern“.

Er hörte die kleine alte Frau schüchtern und ermunternd „Donald“ sagen und fühlte sich schon von ihr mit diesem Namen zu Recht angerufen. Und er hörte den alten Mann im schottischen Dialekt des Tales etwas sagen, das ihm zu bedeuten schien: „Nun is, mein lieber Junge“ und horchte angestrengt den Lauten nach, um sie schnell verstehen zu lernen. Dann aß er, und weil der Weg ihn hungrig gemacht hatte, aß er schnell und kräftig. Aber die beiden Alten aßen nicht. Ihr Glück hatte sie wohl satt gemacht. Die Mutter hielt die Hände im Schoß gefaltet, der Vater

den Kopf mit etwas müder Gebärde aufgestützt, und so sahen sie der Mahlzeit ihres heimgekehrten Sohnes mit feuchtglänzenden Augen zu, die sie verlegen abwandten, wenn sein schweifender Blick sie traf. Die Mutter stand vom Tisch auf und setzte sich ins Dämmern neben den Herd, und Ansgar fühlte, wie ihre Blicke über sein vom vergehenden Tageschein noch erhelltes Gesicht tasteten. Der Vater sagte etwas zu ihm, und als er ihn gequält und groß ansah, weil er den alten Mann nicht verstand, strich der über seine Hände, anzudeuten, wie schlank sie seien, und machte dazu runde erstaunte Augen. Ansgar begriff, daß seine schmalgliedrige Gestalt sich von der Donald Coarnelands unterschied, daß die Eltern zum mindesten ihren Sohn anders, vielleicht stärker und breiter in Erinnerung hatten, als sie ihn nun wiedersehen.

Da wandte Ansgar den Kopf zum Fenster ab. Er sah in der Ferne das graue Anprallen der See, sah die düsteren Klippen, die einsame geröllüberschüttete Bucht und den weiten Weg dorthin.

Und vor seinen sekundenlang geschlossenen Lidern sah er seine Mutter auf dem Altan von Barnfeld sitzen und den Kindern ihrer Töchter Märchen erzählen, den Kindern seiner älteren Schwestern, die ihm aus dieser Stunde nun allesamt wie helle Gestalten einer gütigen und trauerlosen Landesfage erschienen. Und er sah seinen Vater unter den alten Bäumen des Parkes sitzen, in die mächtigen unerschütterlichen Wipfel aufsehen, in der Ruhe und Gefaßtheit seines Daseins dem Walde gleich.

Unsgar Korff drückte die Lider auf die Augen, als wolle er damit einen jähen Schmerz abschwächen oder auch jenen Mann, den sie zu Hause betrauertem und vergaßen, selbst zu den Toten zählen. Hinter sich im Raum hörte er die beiden alten Schotten miteinander flüstern, und er glaubte den Sinn ihrer Worte etwa so zu verstehen: sieh, der Krieg hat unsern Sohn verwandelt. Er hat ihn sozusagen feiner und stiller werden lassen. Unser Sohn ist uns ein wenig fremd geworden, aber es muß wohl so sein, daß einer, der weit fort und in den Krieg geht, ein anderer wird und sich von den Unverwandten unterscheidet. Wer weiß auch, mit welchen vornehmen und großen Herren unser Sohn im Krieg zu Tisch gefessen hat und wie hoch er geehrt worden ist? Unsgar Korff ließ die Hand sinken und atmete leichter. Er hatte ein Gefühl, als säße er ganz allein in einer Kathedrale und knie nur deshalb nicht vor den gebeugten Heiligengestalten der beiden Alten, weil er seit der frommen Einfalt seiner Knabentage das sichtbare Beten verlernt hatte. Diese Eltern der schottischen Erde standen an einem anderen Ufer des Lebens, und die beton- und stahlgebaute Wirklichkeit des Krieges konnte ihre Herzen nicht erreichen. Sie hatten der Notwendigkeit des Krieges stumm und leidend sechs Söhne geopfert, aber sie konnten sich keine Vorstellung vom Schicksal und Tod dieser sechs machen. Weil der letzte, Donald, der fixe Junge zu ihnen heimkam und so beschädigt war, daß er nicht wieder ins Unbekannte der Schlachtfelder hinaus mußte, glaubten sie wohl, daß der Krieg es am Ende noch gut mit ihnen gemeint habe.

Ansgar Korff fühlte die Last einer fremden Welt auf seine Schultern sinken und sammelte alle Kraft, um sie zu tragen. Er stand auf und gab den beiden Alten durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihm das ganze Anwesen mit Stall und Acker zeigen möchten. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn rundum. Einmal noch glaubte Ansgar — und das war am Rande des Feldes — ihnen so in die Augen sehen zu müssen, daß sie sich von dem ungeheuerlichen Irrtum endlich überzeugten, aber dann tat er es doch nicht. Er sah auf dem Wiesenstück den blanken Sensenstahl neben dem halbgefüllten Karren stehen. Vier Bogen waren deutlich ausgemäht, dann hatte die Kraft den alten Mann wohl verlassen. Da dachte der deutsche Leutnant daran, daß er sich an diesem Abend am Brot der schottischen Armut gesättigt hatte. Er bückte sich und packte mit zusammengezogenen Brauen den Sensengriff. Er holte aus und ließ den Stahl schwingen — knirschend fuhr die Sense ins Erdreich. Eine dunkle Blutwelle schoß ihm in die Wangen bis unter das dichte Haar, und er sah sich verlegen nach den beiden Alten um. Ihre feierlichen Holzschnittgesichter lächelten ihn durch die Dämmerung trostvoll an. Da holte er zum zweitenmal aus, rauschend sanken die Halme. Er mähte den nächsten und abernächsten Bogen. Er begriff ohne Staunen und ohne Schmerz, daß er nicht mehr an die englischen Militärbehörden schreiben würde, und es erschien ihm natürlich, wenn die beiden Alten verlernt hätten, einen Brief, wie er ihn schreiben würde, zu lesen.

Er deutete an den Rand der kleinen Wiese, machte eine Bewegung des Ausbreitens und Aufladens zum Karren. Der Vater sprach ein paar langsame Worte. Er horchte den Lauten nach und nickte. Das hätte er sich auch gleich denken können, daß dieses Wiesengras für Winterheu bestimmt war, und daß die Kuh im Sommer sich am Berghang selbst ihr Futter suchte. Er mähte, bis die Sterne kamen, und die Eltern saßen auf dem Karren und sahen ihm zu. Als er hinter der kleinen Bodentwelle verschwand, rief die Mutter in einem dünnen angstvollen Laut nach ihm. Sie fürchtete wohl, daß er nach dem Wunder der Heimkehr nun doch noch vor Einbruch der Mitternacht auf Nimmerwiedersehen davongehen könnte. Er tauchte aus dem Gras hoch und winkte ihnen beruhigend zu. Die Arbeit hatte ihn heiß und froh gemacht. Er dachte an nichts. Er horchte auf das saftige Sinken der Halme und ließ den Sensenstahl mächtig ausschwingen. Er mähte und vergaß alles. Er wollte ein Soldatenlied leise vor sich hinsingen — „Weit ist der Weg ins Heimatland“ oder das Lied von Annemarie. Als nur ein klangloser, rauher Ton aus seiner gespannten Kehle kam, merkte er, daß er nicht mehr singen konnte, und erinnerte sich seines Schicksals. Er sah dahin, wo das Hochmoor dunkel und reglos in die blaue Nacht führte. Ihm war, als stünde auf der Grenze von Erde und Äther eine mächtige graue Mannesgestalt, ein Seemann, ein Sänger, ein Irgendwer, und blicke auf ihn herab — die Seele des Landes stand aus verschollenen Gräbern auf und rief ihm ein ewiges Wort zu.

Ansgar erschauerte unter einem plötzlichen Windstoß. Ein hoher Wacholder bog sich dort oben zwischen Heide und Nacht. Da ging Ansgar Korff durch die Wiese zurück. Deutsche Heide, Föhren und Sand — es ist der gleiche große Atem des Nordens, der über der Heimat und den schottischen Hochmooren weht.

Die See hatte sich ganz in Ferne und Nebelschwaden gehüllt, nur ein stetes hohles Tönen zog von ihr ins Land — die dunkle Stimme der Brandung. Von dort aber, wo die Berge starr und schwarz Himmel und Erde trennten, wehte tausendjähriges Schweigen und die steinerne Kälte der Schluchten und Grate. Ansgar Korff, der Sohn der großen norddeutschen Ebene, hegte für die See — sei es in Liebe, sei es in Haß — eine starke Blut, aber die Berge waren ihm quälend fremd.

Er ging mit den beiden Alten ins Haus zurück. Uebermals nahmen sie ihn in ihre Mitte und führten ihn in seine Kammer. Die Mutter hatte eine sanfte Röthe in den Wangen und sprach sehr schnell, während sie das Bett aufdeckte und eigens für ihn ein frisches Handtuch in die Küche neben das Spülbecken hängte. Ansgar legte die Hand an die Stirn, weil ihn die Müdigkeit und die wechselnden Entschlüsse des Tages plötzlich wie ein Taumel überkamen. Der alte Mann aber schien es so zu deuten, als würde es den armen verwirrten Gedanken des heimgekehrten Sohnes schwer, den vielen und schnellen Worten der Mutter zu folgen. Er machte es der Frau klar, und so hatte die fast unbewußte Gebärde der Mutlosigkeit immerhin

den Erfolg, daß die Mutter, ein wenig eingeschüchtert, mit ruhigen langsamen Worten sprach, deren Sinn Ansgar beinahe ausnahmslos zu erraten vermochte. Und weil die alte Frau ihm leid tat, er aber die schmerzliche Heftigkeit dieses Mitleides nicht aufkommen lassen wollte, zwang er sich zu einem Lächeln, das nicht von Freude, sondern von wissender Güte strahlte, und nickte betont eifrig, als erkenne er alles wieder, wie es früher gewesen sei. Zuletzt gab er den Eltern die Hand und merkte an ihrem glücklichen Erstaunen, daß ihnen auch dieser Gutenachtgruß eine Zärtlichkeit bedeutete, die man im allgemeinen verbarg, und die sie nun gleichfalls als eine aus dem Krieg mitgebrachte Veränderung bewunderten und hinnahmen. Die Mutter stellte das auf Öl schwimmende kleine Licht ans Fenster und machte sich ganz unnötig daran zu schaffen. Ansgar fühlte, daß sie ihn an diesem ersten Abend in seinem Bett zudecken wollte. Eine jähe Scham hielt ihn zurück, die tiefsten und letzten Sohnesrechte des toten Donald hinzunehmen, und doch mochte er ihr nicht den Schmerz der schroffen Ablehnung zufügen. Er drehte verlegen an den Knöpfen seines Rockes. Da trat der alte Mann ganz dicht an ihn heran, legte ihm den Arm um die Schulter und sah ihm nahe in die Augen. Ansgar fühlte sein Blut dröhnend in die Schläfen jagen. Was mit seinem Herzen geschah, wußte er nicht. Er spürte nur in seiner Brust eine unerträgliche Spannung und eine Stelle, die brennend und eiskalt zugleich war. Wer sollte auch das Entsetzliche noch aufhalten? Das Erkennen des Irrtums, das den heimgekehrten

Sohn als grausamen, gefühllosen und aller Ehrfurcht beraubten Fremdling entlarvte. Vor seinen flackernden Augen sah Ansgar Korff die frommen Altersgestalten tot zusammenbrechen — es wäre das kleinere Leiden. Er sah sie gebeugt und schuldlos gedemüthigt aus der Kammer schleichen, Hand in Hand am kalten Herd sitzen und an ihren zerbrochenen Herzen und dem Hader mit Gott langsam zugrunde gehen — wie es auch wurde: er, ihr Mörder. Es war kein Gebet in seiner Seele, es war ein maßloses Fordern von Gott. Noch nicht, noch nicht an diesem ersten Abend. Zeit, Zeit, daß sie sich an den Gedanken der unseligen Verwechslung gewöhnen konnten. Schon glaubte er im gramvoll glücklichen Antlitz des alten Mannes einen Zug des Aufmerkens und Mißtrauens zu sehen. Der Schrei, der Ruf, der ihn aus seiner Stummheit erlösen mußte, saß ihm wieder in der Brust, stieg in der Kehle auf und drängte gewaltsam nach außen. Jenes eine und erste Wort, das alles verraten würde. Er aber zwang es mit äußerster Kraft zurück. Und dann senkte er die Lider und neigte mit zögerndem Ruck den Kopf und preßte die Stirn an die Brust des alten Schotten, verbarg seinen schmalen jungen Kopf in dem grauen Bart. Seinem eigenen Vater gegenüber hätte er sich dieses Zugeständnis an hilfloser Kindessehnsucht wohl nie erlaubt. Aber es war ja auch das erste Haltsuchen an Menschen, seit er die Sprache verlor. Der alte Mann hielt ihn mit beiden Armen umfaßt und klopfte ihn sanft ermunternd zwischen die Schultern. — „Nun, nun — mein lieber Junge“, sagte er dazu, und Ansgar verstand ihn deutlich. Das Blut

schoß ihm in die Wangen. Er trat mit abgewandtem Gesicht von ihm. Der Vater verließ schwer und behutsam die Kammer. Hastig riß Ansgar die Kleidung herunter und sprang mit einem Satz ins Bett.

Die Mutter trippelte zu ihm. Sein Hemd, das über der Brust offen stand, ließ den Verband sehen, der ihm noch zur letzten Schonung der fast verheilten Wunde umgelegt war. Die Mutter tupfte zaghaft auf den schneeweißen Mull und stellte eine Menge ängstlicher Fragen. Aber Ansgar machte eine wegwerfende Bewegung, die soviel sagte: nicht der Rede wert mit dieser Verwundung, längst in Ordnung. Die Mutter lächelte, und es war ein wenig Stolz darin. Ansgar hätte seine großartige und verächtliche Bewegung am liebsten ein paarmal wiederholt, um dieses Lächeln auf dem Gesicht von Donald Coarlands Mutter kommen und gehen zu sehen — wie wenn ein Sonnenstrahl über eine blasse, stille See gleitet, eine Weile mit den Wellenköpfen dahinhüpft und erlischt. Aber in der Zeichensprache wurde er sich selbst allemal so fremd, und er empfand die aufdringliche Deutlichkeit des Mit-den-Händen-Redens als so häßlich oder gar schamlos, daß er sich zu einer Ruhe der Haltung zwang, die in dieser fast starren Art seinem Wesen nicht entsprach. Er ließ sich zurücksinken und zog die Decke hoch. Die Mutter drückte sie hurtig klopfend hier und da fester an ihn. Es sah aus, als bekäme die Decke mit freundlichem Gesicht eine kleine Tracht Prügel. Ansgar lachte mit geschlossenem Mund. Die Mutter setzte sich auf den Bettrand. Und wieder zitterte Ansgars Herz,

und er wartete fiebernd auf den Augenblick, in dem sie seine Hand ergreifen würde, in dem das Schlagen seines Pulses, die verborgene Stimme des fremden Blutes alles verraten mußte. Vielleicht hatte er einen ihrer Söhne im Nahkampf erschossen, wer weiß es? Aber sie griff nicht nach seiner Hand. Das Unerklärliche, das durch den Krieg Andersgewordene im Wesen und Aussehen ihres Sohnes mochte sie zurückhalten. Ansgar atmete erleichtert und schloß doch die Augen vor Enttäuschung, weil die Mutter des toten Donald Coarneland nicht nach seiner Hand gegriffen hatte. Sie erzählte, und je länger sie sprach, desto mehr veränderte sich ihre Stimme. Sie sagte Tom und Mark und nannte weitere Namen, und daran wußte er, daß sie von den sechs anderen sprach, und zuletzt verstand er sie Wort für Wort, weil ihre Stimme nun so schwer und ruhig geworden war. „Deine sechs gefallenen Brüder — ja ja“, sagte sie und sah ihn nicht an. Und das Gesicht des deutschen Leutnants zuckte. Seine langen dunkelblonden Brauen zogen sich zusammen. Von Zeit zu Zeit schlug er die Augen groß auf. Aber die alte Frau merkte es nicht, vielleicht standen vor ihrem blassen ferngerichteten Blick die andern, die sechs Toten. Und alles, was sie sprach, war eine einzige dunkel raunende Klage um die gefallenen Söhne. Ihr graues Gesicht schien aus der alten Erde des Landes gebildet und in sie zu zerfallen, wenn ihre Klage verstummt war. Ansgar Korff preßte die Faust auf die Brust und verbiß ein Stöhnen. Da glaubte sie wohl, daß er eingeschlafen sei, und stand auf. Er zwang sich, ihren

letzten sorgenden Blick mit starren Zügen zu ertragen. Dann löschte sie das Licht, und er meinte, daß der Hauch ihres alten müden Atems, der die kleine Flamme ausblies, lindernd seine brennenden Lider traf.

Er hörte sie die Tür schließen, warf die Decke zurück, sprang hoch und riß das kleine Fenster weit auf. Lange starrte er in die Nacht, aber er rannte nicht in sie hinein. Schließlich ging er doch wieder zu Bett.

Im Felde, und zumal seit er Offizier war, glaubte er, mit seinen zwanzig Jahren ein abgerundetes, vom Schicksal vorgesehenes Alter zu haben. Jetzt aber spürte er, daß er noch sehr jung war. Denn es umgab ihn eine Verlassenheit, wie er sie im Kriege nie gekannt hatte, wie sie auch seiner Jünglingszeit schon fremd und wohl nur seiner Kindheit eigen war, wenn er an Sonntagen mit dem Waldesrauschen und dem flimmernden Mittag über Wiesen oder in den lautlosen dämmernden Räumen seines Vaterhauses allein war. Oh Kindheit, schnell vergangener Tau der Morgenfrühe — oh Trauer, Traum und Rausch der Jugend!

Niemals mehr davon sprechen können, niemals wieder singen und nie mehr die Namen flüstern können, die man liebt?

Mit heißen, zuckenden Lidern drückte Ansgar Korff sein Gesicht in die Rissen, auf denen Donald Coarney geschlafen hatte. Er hörte, wie der Nachtwind mit leise zischendem Laut die Birkenblätter wandte,

er hörte ihn stärker aufkommen und klagend ums Haus streichen ... Niemals wieder ... Eine uralte trotzige Klage erfüllte die Nacht von den Bergen zur See und heimwärts, heimwärts ... Ansgar Korff fühlte seine toten Stimmbänder wie schmale entzündete Wunden in seiner Kehle liegen. Denn jetzt endlich, da er mit sich allein und alles um ihn still war, kehrte er ganz in sein eigenes Leben zurück. Donald Coarneland blieb bei den Toten des Krieges. Er aber lebte und sah sein Schicksal erbarmungslos vor sich gebreitet.

Er schlief in dieser Nacht mit starrem, unbewegtem Gesicht. Denn um sein Bett standen die sechs gefallenen Brüder des jungen Donald Coarneland und sahen ihn an und hatten unter den flachen englischen Stahlhelmen die Züge von Schwedtfke und Kordes, Meyer, Behrens, Beckmann, Helstrup. Sagten wie aus einem Mund: „Jawoll, Herr Leutnant.“ Und wurden verschüttet. Aber am nächsten Morgen hatte er den Traum vergessen.

Und in der zehnten Nacht lächelte er im Schlaf. Denn am Tage waren sie aus dem Dorf gekommen, alle, die der Krieg noch nicht geholt hatte. Sie erkannten ihn wieder und streckten ihm die Hände hin. Irgend etwas in ihm — seine zwanzig Jahre oder sein von der Stummheit getroffenes Kraftgefühl? — war hungrig nach Menschennähe. Er umschloß jede Hand mit seinen beiden, ehe er sie ein wenig verwirrt und mit seinem stummen Lachen wieder freigab. Auch die der Frauen. Den Kindern strich er sanft über die Köpfe. Nur als zuletzt und ganz allein das Mädchen

Joan in der Küche der alten Coarnelands war, ging er ihr nicht entgegen. Er konnte es nicht, oder er hätte es nicht gedurft, auch wenn er gewollt hätte. Denn als er das schwere Lächeln in ihren Augen sah, wußte er, daß dieses Mädchen den jungen Donald Coarneland geliebt hatte. Sie legte, mitgerissen von der Sekunde des Wiedersehens, ihre Arme um seine Hüften und trat im gleichen Augenblick aufglühend von ihm zurück. Weil er aber gerade vom Heuen ins Haus kam und sich am Brunnen gewaschen hatte, streifte ihr Haar und vielleicht auch ihre Wange seine nackte Brust. Der flüchtige Hauch ihrer Wärme floß wie ein Feuerstrom über seine Haut. Er reckte sich und stürmte an ihr vorbei aus dem Haus. Aber seine aufflammenden Augen erreichten noch ihren suchenden Blick.

Über die Wiese ging er, bis in die Bodensenke zwischen Berghang und Tal, wo ihn niemand mehr sah. Dieses eine durfte nie sein. Ein Recht der Trauer mußte Donald Coarneland behalten.

Joan war ihr Name und ihr Haar dunkelblond wie das seine und die Augen blaugrün wie die See am Morgen. War sie schön? Er wußte es nicht. Sie war verzehrend in ihrer sanften Ergebenheit. Sie war die Ruhe und das unbekanntere andere Vergehen. Der Tod ohne Waffengesetz und Ehre. Jetzt fühlte er glühend den zarten Druck ihrer Arme seine schmalen Hüften umspannen, die nur das Koppel mit Seitengewehr kannten oder den Handgranatengurt.

Es war Mittag, und er lief blind in die summende einschläfernde Stille. Joan — mit seiner toten Stimme sprach er ihren Namen, er röchelte ihn in seine hämmernde Brust — Joan. Sie hatte einen schönen großen Mund von unaufdringlichem blassem Rot. „Donald“, hatte sie gesagt, „oh, Donald“, sonst nichts. In der Sprache seines Landes würde ein Mädchen nicht anders gesprochen haben.

Ansgar Korff zuckte und stand unbewegt. Es war, als sei ihm ein Eisen in die Brust gefahren. Da stak der blanke stählerne Schmerz, und er wagte nicht, ihn herauszuziehen. Ihn mit der ruhigen Überlegung, was geschehen sein könnte und ob denn überhaupt etwas geschehen war, von sich abzutun. Er stand mit schweren Gliedern und starrte auf einen Fleck.

Denn vom Uferstrand hob sich ein wilder Mohn. Glühend hob er sich in den Mittag, trunken vom Licht, vom Schweigen und vom eigenen Feuer. Er rührte sich nicht, er stand nur unter dem flimmernden Himmel und über der heißen Erde und war rot, rot. Aber vielleicht ging ein Laut von ihm aus, ein uralter dunkelnder Flötenton? Oh Rausch des Lebens in Pflanzenäften und Blut, oh Schlaf und linderndes Vergessen. Es war Mittag, die Tagesstunde der Geister, die Stunde der Träume und Melancholie.

Und es war keines Menschen Erscheinung, die in Ansgar Korffs gebannten Blick glitt. Es waren die wogenden Ahrenfelder seiner Heimat und alle einsamen Landstraßen Westfalens, an deren Gräben der wilde Mohn und der Sommer glüht.

Ein wenig vornübergeneigt, wie es sonst nie seine Art war, und müde ging Ansgar Korff zum Berg-  
hang hinüber. Die Kuh der alten Coarnelands stand  
aus dem Schatten auf und kam ihm dumpf brüllend  
entgegen. Wenige Schritte vor ihm blieb sie stehen  
und sah ihn fern und schwer aus den großen Augen an.  
Er drückte die Stirn an ihren starken, warmen Leib,  
und als ihm bewußt wurde, daß er es tat, aus reiner  
Verlassenheit tat, schoß ihm eine Blutwelle ins  
Gesicht. Er griff den Haltestrick und brachte die Kuh  
in den Schatten zurück.

Er ging bis auf die Höhe des Hanges. Da warf  
er sich ins Gras und schloß die Augen. Der Mittag  
breitete sich grenzenlos um ihn, und das Meer ver-  
schwamm graublau mit dem Himmelstrand. Er aber  
sah die Wälder seiner Heimat sich aus der ver-  
schleierte Ferne heben, und er glaubte, die heiße Luft  
zu spüren, die wie eine Herde von Schattenwespen um  
Mittag reglos unter den Föhren steht. Schließlich  
legte er die Stirn auf die verschränkten Arme und  
wandte das Gesicht der Erde zu. Er vergaß nicht,  
daß es die Erde von Schottland war, an die seine  
Abern schlugen, jene niemals versagende Mutter der  
harten nördlichen Schicksale — aber er liebte die alte,  
alte Erde von Schottland, weil sie mit raumender  
Geisterstimme seine ebenso alte, seine ewig junge, seine  
grüne norddeutsche Heimat vor seine Seele beschwor.  
Und dann wurden sein Glück und seine Trauer er-  
lösend vom Schlaf um Mittag aufgenommen. Kein  
irdischer Laut, es sei denn ein Rufen vom Rande der  
Erde, weckte ihn. Wie aller Kreatur, so sagte auch

ihm sein Herz, daß die große Tagesstunde der Natur, die Allmacht des Mittags zu Ende war. Er reckte die Glieder. Eine Weile noch ließ er den Augen ihr zielloses Umherschweifen und horchte auf den fernen rauhen Schrei der Möwen. Dann warf er den Kopf hoch und sah gespannt zur anderen Talseite hinüber, sprang auf und rannte mit der gleichmäßig ausgreifenden Leichtigkeit des Langstreckenläufers davon.

Drüben lagen die Weiden des Gutes. Es standen nur wenige schwere Arbeitspferde und die gedrungenen, aber überaus wendigen und lebhaften Berglandponys in der Koppel. Die Vollblüter waren im Krieg.

Mit glattem Flankensprung setzte Ansgar über das Gatter, griff dem Ponymengst in die kurze feste Mähne und saß sattellos auf. Es gab einen Kampf und eine galoppartige Flucht quer durch die Koppel — aber der Reiter blieb oben, nicht ganz mit gutem Gewissen. Denn immerhin sah dieser Spaß mehr nach rauhen Cowboymanieren als Vernunft und Liebe eines Pferdefreundes aus. Doch was sollte er tun, da er das Erste und Wichtigste verloren hatte: mit dem Klang seiner Stimme das Vertrauen eines Tieres zu gewinnen?

Die kleine Herde stob ihm gehorsam nach. Er sah sich lachend nach den drolligen runden Köpfen um. Und er lachte über sich selbst, weil er hier sattel- und bügellos, nur mit einer langen, groben Leinenhose bekleidet, auf dem Pferderücken saß. Wenn er beim Schrittgehen die Beine baumeln ließ, mochten seine Sohlen nicht weit vom Erdboden sein. Aber er

würde sich hüten — am Ende stand doch irgendwo jemand und sah seinem Übermut zu. Gut, mochte dieser und jener, mochte das ganze Dorf und der Gutsbesitzer selbst ihn sehen — er hielt sich oben, hielt sich sogar mit nichts als Schenkeldruck einwandfrei und parierte den kleinen Hengst durch, daß er wie ein Standbild vor der Tränke hielt. Mit heißen leuchtenden Augen sah Ansgar sich um, wischte mit der flachen Hand die Schweißtropfen von der Stirn, saß ab und warf sich vor dem silberhell strömenden Wasser in die Knie. Und während er in durstigen Zügen dieses Wasser trank, dem seine erste eisige Quellschale durch ein Sammelbecken oberhalb der Weiden genommen war, das selbe Wasser, das vor und nach seinen Lippen die weichen schlürfenden Eiermäuler umspülte, fühlte er fern und leicht, daß er sich noch einmal vor einer grenzenlos fremden Gewalt gerettet hatte. Er vergaß alles, am ersten seine Gefangenschaft. Er lag wie als Junge im Gras und träumte vom Leben. Er wußte nicht, daß Joan ihm zugesehen hatte und zu der alten Mutter von Donald Coarneland sagte: „Keiner ist so gewandt und so stark und schön wie er.“

Er war mit sich und dem Tag allein. Niemand verlangte Worte von ihm. Er war glücklich.

Aber nicht nur Joan hatte ihn reiten sehen, sondern auch der graubärtige Riese, der den im Tal gelegenen und zum Gut gehörigen Hof inspizierte. Er lachte über den unbefohlenen Hirten und ging mit dem Knecht auf die Weide, ihn sich näher anzusehen. Bei seinem Erscheinen flog Ansgar Korff hoch. Eine

lockere Haarwelle hing ihm in die Stirn, seine Wangen waren von der Sonne braun und rot vor Verwirrung über das plötzliche Auftauchen des Gutsverwalters. Fast ohne es zu wissen, nahm er soldatische Haltung, und in diesem Augenblick erinnerte er sich daran, daß er Kriegsgefangener und deutscher Leutnant war. Aber die Erinnerung drang nicht bis in die Tiefe seines Gefühls, und ihre Wirklichkeit hatte nichts mehr von der unerbittlichen Erhabenheit des Schicksals, sondern war ihm nur lästig, überaus lästig und fremd. Da drängten sich so viele Dinge um ihn und wollten erledigt sein: die Heuernte, das Korn, das Abfahren zur Mühle — Herrgott, wie es ihm widerstrebte, die Ruh vor die Fuhre zu spannen, hier mußte er einen Ausweg finden, und wenn er dem Gutsverwalter bei Nacht und Nebel ein Pferd von der Weide holte. Da war der Lebensunterhalt der alten Coarnelands — —.

Er kam nicht weiter mit seinen Erwägungen. Der Riese drosch ihm einen Schlag zwischen die Schultern, der auch einen Stämmigeren als diesen schlank gewachsenen Niederfachsen ins Wanken gebracht hätte. Unsgar Korff stolperte ein paar Schritte und hielt sich mit der unfreiwilligen Übung einer Standwaage im Gleichgewicht. Aber er konnte dem Riesen nicht böse sein. Diese Gewalttätigkeit gehörte zum Freundlichsten seines Wesens. Nun rief er lachend, daß er an dem Reiterstückchen den alten Donald Coarneland, das heißt den behenden Jungen und Tausendsassa wiedererkannt habe, und daß wenigstens sein Pferdeverstand unter dem Krieg nicht gelitten zu haben

schien. Und der Knecht meinte bedächtig und seine Bewunderung sparsam austeilend: was das Reiten anbelange, so habe er im Krieg ohne Zweifel dazugelernt. Er solle die Pferde nur zum Gut zurückbringen, wenn er es in einigen Stunden von dort dreimal pfeifen höre. Der Mann unterstützte diesen Befehl durch Zeichen und Ansgar verstand ihn ohne Schwierigkeit. Er nickte heftig, er glaubte, er müsse taumeln vor Glück. Eine Unendlichkeit von Sommer und Meer brauste in seinen Adern. Hier steht er im Gras, im Schatten der alten Bäume, das Wasser gurgelt neben ihm, und über dem Meer wird die Sonne untergehen, er steht hier und hat eine Arbeit zu tun. Wieder drängte der Schrei in seiner ohnmächtigen Kehle auf, und obwohl er ihn diesmal nicht wie in der Abendstunde bei den Eltern zurückhalten wollte, so brachte er doch wiederum nur einen schwachen heiseren Laut hervor, zu dem die beiden Männer mitleidig nickten.

Am Abend ritt er die Pferde heim und brachte sie in die Bogen. Zu dem dargebotenen Vesperbrot aber schüttelte er den Kopf. Eine unnennbare zarte Scheu hielt ihn von dem Mahl in der Gesindestube fern. Seit er die Armut der Coarnelands teilte, hatte das Essen den Sinn einer uralten geweihten Handlung zurückgewonnen, und eine unirdische Stimme aus Morgen, Mittag und Abend schien ihn zu bitten, keine Mahlzeit zu versäumen, die er noch mit den beiden alten Menschen einnehmen konnte. Er zog den Verwalter vor das Scheunentor, deutete mit dem Arm den Weg vom Gut zu Coarnelands Haus und

deutete ihn wieder zurück. Der Verwalter hatte ihn verstanden und freute sich, daß er am späten Abend noch einmal zum Gut kommen wollte. Die alten Coarnelands fragten nicht, wo er den Tag über gewesen sei. Es genügte ihnen, daß er da war. Ihre Augen, die vom Leben schon Abschied nahmen, ohne es zu wissen, verloren für eine Weile den verhüllten Blick und leuchteten auf, wenn die hohe, schlanke Jünglingsgestalt federnd über die Schwelle trat. Und dann saßen sie ihm nach ihrer Gewohnheit schweigend gegenüber, und die alte Mutter teilte das Essen aus. Früher mochte sie ruhevoll und herrlich dabei gewesen sein, jetzt zitterten ihre kleinen knöchernen Hände und verschütteten manchmal die geschmolzene Butter oder die Mehlsuppe. Das ertrug Ansgar nicht. Er stand auf, nahm ihr den Schöpflöffel ab und drückte sie mit sanfter Gewalt auf die Bank zurück. Da saß sie mit einem Lächeln, das wie ein sterbendes Schwingenpaar über ihrem Mund schwebte, und ließ sich bedienen. Dem Vater flog ein fahles Rot der Freude über die eingefallenen Wangen, er lehnte sich wie zufällig gegen die Tischkante, und keiner sollte merken, warum er dies tat. Dann aßen sie ihr einfaches Mahl. Ansgar sah unter gesenkten Lidern forschend dem alten Mann ins Gesicht. Aber wenn der Vater es zu spüren schien und langsam die Augen hob, lagen die Wimpern des Jungen wieder dunkel über seinem scharfen Blick und verschwiegen männlich ein Wissen. Während des Tischgebetes, dessen alte fremde Worte er noch nicht verstand, gab er dem toten Donald Coarneland ein Versprechen.

Dann ging er noch einmal zum Gut. Zuerst erschrak er vor der Gesindestube. Der alte Knecht und zwei halbwüchsige Jungen — sonst nichts als Mägde, gurrende, lachende Mädchen. Er setzte sich ans Ende der Bank und spielte verlegen mit dem Schäferhund. Die Mädchen behandelten den scheuen Heimkehrer überaus freundlich und gaben sich Mühe, ihn merken zu lassen, daß er für sie ein vollwertiger Mann war, wenn er auch als Stummer zurückkam. Und zu vermuten, daß mit seinem Verstande irgend etwas nicht mehr stimmte, bot sich an diesem Feierabend keine Gelegenheit. Nach und nach konnte er der warmen Welle, der unschuldigen Lockung nicht widerstehen. Er saß in ihrer Mitte, ließ das vielfältige Lachen und fröhliche Schwätzen über sich hinsprudeln, die heimliche Zärtlichkeit der sanften oder festlich schimmernden Augen. Nur als eine — sie war groß und hatte ein leidenschaftliches dunkles Antlitz — ihm flüchtig den Arm um die Schulter legte: „Weißt du noch?“ glitt ein leiser Schmerz über ihn hin. Er sah die ernstesten blaugrünen Augen des Mädchens Joan vor sich im Leeren und hatte das Gefühl einer namenlosen Schuld. Sein schmales Gesicht wurde abweisend und herb und erhellte sich erst, als der graubärtige Riese ins Zimmer trat. Er spürte die erregende und sanft betäubende Nähe der Mädchen nicht mehr. Wie ein Jäger auf der Wildfährte folgte er lauernnd und angespannt den blißschnellen Wortgefechten und Scherzen. Anfangs nahm nur sein Gehör einen Klang auf, und er erriet einen ungefähren verschwommenen Sinn, aber dann prägten sich ihm immer mehr Worte

und Säße und schließlich ganze Gefüge ein. Und jedesmal, wenn er ohne allzu große Mühe Rede und Gegenrede verstand, durchrann ihn ein wilder Triumph. Er sagte sich, daß er einzig deshalb unter Menschen gegangen sei, um die Sprache der Gegend so schnell wie möglich zu lernen. Während des ganzen Abends ließ ihn die ungeduldige Gier nach Erkenntnis nicht los und ebhte nur so weit ab, daß sie von einem dunklen Strom des Mitleids mit den alten Coarnelands getragen wurde. Fortan sollte kein Tag, keine Stunde mehr vergehen, in der diese beiden Menschen noch ein Wort zu ihm sprachen, das er nicht verstanden hätte. Aber zuletzt, als die Stimmen in der Gesindestube leiser und ruhiger wurden und das Geschichtenerzählen begann, da vergaß Ansgar Korff das Zweckmäßige und fieberhaft Lernende in seinem stummen Zuhören, da überließ er sich ganz der tönenden Gewalt der Sprache.

Es war wie ein Segeln mit schneeweißen Schwingen, die die Morgenröte der Völkerjugend purpurn färbte, ein Segeln zwischen Wolken, Fels und Meer. Sein Körper erschien ihm ohne Schwere und Gewicht, während er mit gesenkten Lidern dem murmelnden Fluß der Stimmen lauschte. Seine Seele war wie ein leerer Strand, auf den die Flut der fremden Sprache ihre Laute spülte — deutlich geformte und von vielen Küsten des Atlantik und der Nordsee losgerissene Steine. Die scharfkantigen Rachenlaute und das glattgeschliffene Oval, wenn e und o zusammentrafen, die schmalen Basaltspitzen von f und t und die glanzlosen Kiesel des ai. Und von Zeit zu Zeit

lachte Ansgar Korff die schottischen Menschen in der Gefindestube freundlich an. Er konnte und wollte nicht anders, er mußte sein Glück mit jemandem teilen, wenn er immer wieder in ihren Worten einen Anklang, eine Verwandtschaft und manchmal eine überwältigende Gleichheit mit der Sprache seiner Heimat, mit den niederdeutschen Dialekten fand. Wohl wußte er, daß die Menschen, die ihn umgaben, weder in Haß noch in Freundschaft an Deutschland dachten, sich keine Vorstellung von ihm machten und ihm ebenso gleichgültig gegenüberstanden, wie ihnen im tiefsten Grunde die Macht des britischen Weltreiches keine Sache ihres eigenen Lebens bedeutete. Aber es kränkte ihn nicht. Sie hatten ihre Sprache und ihre alten Geschichten an ihn verschenkt, sie waren die ihm vom Schicksal geliebten Stimmen, die das Rufen seiner Seele heimwärts trugen. Nie glaubte er die alten Teutoburger Hänge, von denen der Winterwind rauh über den blaffen Sand der Senne weht, so geliebt zu haben, wie in dieser hellen schottischen Hochlandnacht. Die grüne Weser und den Allerfluß im alten Sachsenland — Stolz und Schwermut längst vergangener Völkertode. Aber es war kein Schmerz mehr in seiner Erinnerung. Leidlos ging er nach Mitternacht zum Haus der alten Coarnelands zurück — ja, er ging zu diesem Hause heim. Eine wunderliche Trunkenheit sang in ihm. In jedem Ginster, in jeder Birke am Weg fühlte er die Geister seiner fernen Heimat lächeln. Er wandte sein Gesicht dem Meer zu, ehe er ins Haus trat. Der Schein der Nacht schwamm blaß auf der Flut,

und die Brandung sang rauh vor den „schwarzen Klippen“. Da fuhr es dem Mann aus dem nord-deutschen Tiefland ans Herz. Er streckte dem Meer die Arme entgegen, er ballte die Faust und drohte dem Meer. In seinen Augen leuchtete ein wildes Glück.

Als er die Türe öffnete, war ihm, als stünde auf der Wiese beim Haus eine helle Gestalt. Er sah mit zusammengezogenen Brauen hinüber, er biß sich auf die Lippen und zögerte und ging schnell und lautlos, daß er die Alten nicht weckte, in seine Kammer. Er zog sich im Dunkeln aus und warf keinen Blick zurück in die Sommernacht.

Und morgen aufs Meer!

Da schlief er ein und lächelte im Schlaf. Denn er war mit Coarneland für immer versöhnt. Donald Coarneland saß auf der Kleiderkiste und sang. Davon erwachte er. Es war noch immer Nacht, und Donald Coarneland kam von den Toten nicht zurück. Es war eine dunkle Frauenstimme, die auf der Wiese vor seiner Kammer leise sang. Die Worte konnte er nicht verstehen. Vielleicht war es sogar ein altes gälisches oder irgendein anderes längst verschollenes und nur noch von wenigen aus der Tiefe bewußtloser Erinnerung heraufgeholtes Lied — namenlos wie das Gefühl, das es wachrief. Ansgar faßte die Decke mit den Zähnen und zwang sich, wie ein Toter zu liegen. Und morgen das Meer, ein männlicher, ehrenhafter Kampf. Er atmete tief, als die Stimme rieselnd verklang. Da endlich sprach sein stummer Mund den fremden Namen gläubig und brennend jung in die Nacht.

Beim ersten Morgengrauen stand er fröstelnd am Strand und hatte vergessen, daß die Flucht vor Joan die andere Kraft war, die ihn hierhin trieb. Nein, er dachte nur daran, daß er Donald Coarnelands Arbeit aufnehmen wollte, daß er für das tägliche Brot der beiden Alten sorgen und ihnen beweisen mußte, wie er keinesfalls als ein gebrochener und überflüssiger Sohn heimkehrte. Er mischte sich unter die Männer, machte sich rücksichtslos an die Boote heran und gab zu verstehen, daß er mitgenommen sein wollte. Man sagte ihm etwas. Er strich sich unwillig über die Stirn und deutete mit einer leeren Bewegung an, daß seine armen Gedanken die Arbeit auf See vergessen hätten. Er hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge, dennoch verzog er trotzig lachend den Mund, weil ihm hier die vermutliche Unordnung seines Verstandes zugute kam. Ein Donald Coarneland würde schwerlich bei gesunden Sinnen den Fischfang verlernt haben.

Die halbwüchsigen Jungen lachten über ihn, die Männer stemmten die Hände in die Hosentaschen, spuckten aus und überlegten. Dann nahm der alte Handsom — ein ungebeugter Sechziger mit Nordmännerstirn — ihn zu seiner Bootsmannschaft. Er gab dem letzten Coarneland die Hand und sah ihn durchdringend an. Wieder war es der Augenblick, in dem Ansgar Korff sein Blut erstarren fühlte, dann war es vorüber. Der Fischer lächelte ihn an und versicherte ihn, daß seine Eltern niemals gehungert hätten, auch dann nicht, wenn er im Kriege geblieben wäre, daß ihnen ihr Teil zufallen würde, solange sich

irgendeine Hand noch in der Bucht zum Fischfang rührte.

Sie konnten alle Segel setzen, und dabei stand Ansgar seinen Mann. Heimlich dankte er seinem Schöpfer, daß er auf seinen Fahrten über den Dümmersee und das Steinhuder Meer hinausgekommen war und sowohl vor Scharhörn wie in der Kieler Bucht eine Windstärke erlebte, die sich vor der christlichen Seefahrt sehen lassen konnte. Aber was damals Sport gewesen war, trug jetzt den bitterkräftigen Salzgeschmack der Not. Ihm war es recht so! Er würde gewiß kein vorbildlicher Fischer werden, aber er brachte seinen zähen guten Willen und eine leidliche Kenntniß des Seewesens mit. Wenn er trotzdem in manchem die Schwerfälligkeit des Binnenländers beibehielt — nur zu, Sturheit ist keine Untugend!

Die See war still und meinte es gut mit ihnen. Sie brachten die Netze voll herauf.

Mutter Coarneland weinte vor Freude über die schönen Fische, und der Vater nickte mit schmerzlichem Lächeln und stützte sich schwer auf den Tisch, als sei er mit dieser Erfahrung, daß der heimgekehrte Sohn sich noch auf die Arbeit eines Fischers verstand, einem unsichtbaren Ziel um ein gutes Stück nähergekommen und nun sehr müde vom Weg.

Drei Wochen fischten sie so, und Ansgar sah niemanden als die Bootsmannschaft und die beiden Alten. Einmal stand Joan am Strand, aber er wandte sich mit klopfendem Herzen ab und richtete es ein, daß er ihr nicht begegnete. Nur zuletzt, als die

Boote schon seeklar waren, traf er auf ihren sanften traurigen Blick und nahm die Erinnerung mit in den Tag.

Dann erlebte er seinen ersten Sturm als Fischer. Gewiß gibt es schwerere Stürme auf dem Atlantik, aber dieser traf ihn. Traf das Dorf, seine Armut, seinen Lebenskampf, traf die alten Coarnelands und Joan.

Lang und blauschwarz rannten die Wogen mit fliegenden Gischtmähen gegen die alte Felsenküste, warfen sich aufbäumend und mit dumpfem unterirdischem Schrei hoch, zerschellten und stürzten in ihren schäumenden Tod, von den Nachstürmenden schon zerstampft und begraben, gefühllos und immer neu aus der Tiefe geboren.

Sie nahmen die Fischerboote auf ihren Rücken und schüttelten sie willkürlich an ihren Flanken ab, sie waren selbst die Gejagten einer unergründlichen letzten Gewalt. Die Boote aber lebten ihr eigenes Dasein, ein kämpfendes und überaus zähes. Blitzschnell durchschossen sie das Wellental, verharrten und fingen den tödlichen Anprall mit ihrem schmalen, trohigen Bug auf, nahmen Kurs und ließen sich vom nächsten Wellenberg lang und gleitend dahintragen. Stundenlang manövierten sie vor der Bucht, ehe sie bei dem gewaltigen Rückstau der Wassermassen die Einfahrt wagen konnten. Gewiß war das Schicksal des Bootes nicht von Unsgars Hand abhängig, sondern vom alten Handsom, der das Ruder hielt, von seinen Nordmänneraugen, die im schäumen-

den Bühlen der Brandung jede Klippe erkennen und haarscharf die Entfernung zwischen ihr und der Hafeneinfahrt herausfinden mußten, ehe er mit guter Fahrt in die Bucht und an die Mole ging. Dennoch stand Ansgar nicht auf verlorenem Posten. Er sollte den Bootshaken bedienen, abstoßen oder im Auswerfen anziehen und festmachen, je nachdem die Nähe der Mole Gefahr brachte oder nicht. Er sollte gerade dies tun, weil man ja wußte, daß Donald Coarneland seit seiner Kindheit hier jeden Pfahl und seine Beschaffenheit, jede Untiefe und alle Besonderheiten und Tücken der Bucht genau kannte. Für ein paar Sekunden hatte Ansgar kein Blut in den Lippen, dann nickte er kurz und packte zu. Seine Augen waren schmal und wie zugespißt, alle Glieder gespannt. Nichts an seinem straffen Aeußeren verriet, was in ihm vorging.

Er stand über den schäumenden Wellenköpfen des Meeres, und unter ihm zitterte das Boot von der herandonnernden, sich brechenden und zurückschlagenden Flut. Ob er blieb oder sank — sein war das Meer, und nach ihm würden andere fahren. Sein war das Meer nach uralten Gesetzen der Schöpfung, nach Recht einer tausendjährig verschütteten und in Vätern und Urenkeln einmal wieder strahlend aufsteigenden Liebe. Die unvergängliche Sehnsucht aller im Tiefland Geborenen, die mit den Windstimmen des Atlantik über ihren Wiegen und Gräbern orgelt, hatte sich ihm offenbart, und er ahnte, warum er, der in rauschenden Wäldern und am Rande der norddeutschen Heide zu Hause war, das Geheimnis von

Ebbe und Flut in seiner Seele und in der Unruhe seines Herzens trug.

Kurz vor der Einfahrt holte das Boot zweimal schwer über, richtete sich steil auf, ohne vom Kurs zu kommen, und schoß wie ein Pfeil in den kleinen Hafen. Ansgar sah die hagere Nordmännergestalt am Ruder unerschütterlich stehen, dann war sein Augenblick da und der Befehl ausgeführt. Ein glühender Rausch — aufsteigend aus fremden Seemannstoden und dem verwandten Blute der atlantischen Geschichte — durchrann ihn. Er, der Sohn der großen Ebene und Wälder, hatte die See zu eigen.

Oh Flachland des Nordens und Sonnenglast auf reifen Roggenfeldern, oh Heimat und Meer — verschollenes Leben und vertrautes Land! Oh Liebe, Kampf und Not der Mannesjugend und immerwährendes Verlangen nach anderen Küsten. Glut der Wanderschaft zu Wasser und zu Lande in vergangenen und kommenden Geschlechtern — in Friesen und Westfalen!

Von Kälte und Nässe geschüttelt trabte Ansgar Korff heim, aber seine Seele war voll von der Meeresstunde. Als er in die Küche trat, mußte er, daß die alte Mutter der sieben Coarnelandsöhne während des ganzen Sturmes für ihn gebetet hatte. Sie saß noch immer mit gefalteten Händen im Halbdunkel auf der Bank und sah ihm mit dem blassen Lächeln ihrer gütigen Einfalt entgegen. Da warf er sich vor sie auf die Knie. Er wußte nicht, ob Donald Coarneland das nach einem solchen Tag getan hätte. Er tat es. Er spürte auf seinem Haar, seiner Stirn ihre zitternde

kühle Greifenhand. Er sprang auf und stürmte nach draußen, wo noch der Korb mit den Fischen stand, die nicht in Tonnen verpackt und verkauft wurden, sondern dem eigenen Bedarf dienten. Und draußen fand er den alten Mann. Nein, der Vater betete nicht, wenigstens sah man es ihm nicht an. Er blickte nach den Wolken, die den Sonnenuntergang verborgen hielten und nun die dunkle Fracht der aufziehenden Nacht trugen. Und er sah übers Meer. Er lächelte seinem jüngsten Sohn verschmüht und herzlich zu, und Ansgar erwiderte den Blick in munterem Verstehen. Es war gar nichts Kränkendes dabei, es war eine ganz natürliche Sache, daß der Vater sich freute, weil der stumm und auch ein wenig im Verstande beschädigt zurückgekommene Sohn nicht ganz von allen guten Geistern der Fischerei verlassen schien, ja, daß er sogar zu Handsoms Mannschaft genommen wurde. Aber Ansgar sah hinter seinem Lächeln das Schattenbild des Grames stehen — nie mehr würde es vergehen, nie.

„Schöne Fische — wahre Prachtstücke!“ Der Alte nahm einen Kabeljau auf und ließ ihn im nächsten Augenblick wieder zurückfallen, mit einer müden Bewegung. Kabeljau und Hering hatten ihre große Rolle wohl ausgespielt in seinem Leben. Aber er wollte seinem Sohn noch eine Liebe erweisen, deshalb lobte er die Fische. Nun atmete er schwer und stützte sich gegen die Hauswand. Ansgar machte einen Schritt auf ihn zu, um ihm seinen Arm zu reichen. Dann aber legte er ihm nur mit scheuer Zartheit die Hand auf die Schulter und öffnete vor ihm die Tür.

So dicht folgte er ihm, daß er ihn jeden Augenblick hätte auffangen können. Dabei umkrampfte eine unbekannte Angst sein Herz, und er dachte trozig und flehend zugleich nur das eine: „Er muß es noch erleben, diese letzte Freude. Es muß noch geschehen, ehe er zusammenfällt.“ Aber was er als letzte Freude für den alten Mann von sich und dem Schicksal verlangte, das wußte er nicht.

Donalds Vater erreichte das Boot ohne jemandes Hilfe. Mit Eigensinn und einer Willensanstrengung, die sein Gesicht fast düster werden ließ, kam er so weit. Schwer sackte er auf den Bettrand, und dann sagte er zwischen Lächeln und Schmerz: „Da“, er tupfte mit seinen gichtknotigen Fingern in die Herzgegend, „da sitzt der Satan. Aber nun ist es ja gut. Du hast da schöne Fische mitgebracht, mein Junge — ja ja.“ Er fügte noch etwas hinzu, aber das konnte Ansgar trotz seines scharfen Hinhorchens nicht verstehen. Es mochte ein humorvolles Sprichwort in einer alten Dialektsprache sein, denn der Vater lachte leise in sich hinein.

Ansgar half ihm beim Auskleiden. Er wehrte sich, ließ es aber schließlich brummend zu. Die Mutter brachte ihm warme Milch ans Bett. Er stöhnte, als er sich aufrichten wollte, und fiel zurück. Die alte Frau hielt ihm wie einem Kind die Schüssel an die Lippen. Er schlürfte so hastig, daß er nicht alles schlucken konnte. Ein Teil der Milch lief ihm aus den Mundwinkeln und tröpfelte in den eisgrauen Bart.

Einmal war er ein Seemann gewesen, kühn und besonnen, wie die Männer dieser westnordischen Küste

sind, und eine ganze Bootsmannschaft hatte auf sein Kommando gehört — das war nun vorbei, das kam niemals wieder.

Unsgar stand am Torfffeuer und starrte träumend in die dunkelrote Glut. Das unbeholfene Trinken des alten Mannes war wie das Gurgeln eines unterirdischen Flußlaufes anzuhören, der bald im Dunkeln verrinnt — nun war es vorbei. Die alte Frau wischte dem Mann die Tropfen aus dem Bart, holte die ungefüge Bibel von dem Wandbort und setzte sich mit ihr an den Tisch. Sie mußte sie ein gutes Stück von sich abschieben, damit ihre weitsichtigen Augen die Buchstaben erkannten. Aber vielleicht war es auch nur Gewohnheit. Sie kannte das, was sie las, wohl auswendig. Es war die Geschichte von Petri Fischzug, und es mochte auf schweigendem Übereinkommen beruhen, daß sie gerade diese Geschichte las. Sicherlich hatte sie nicht viel mit der mühevollen Wirklichkeit der schottischen Fischer zu tun. Aber sie war so erinnerungsschwer, diese Geschichte, sie führte ins Land der Jugend und besten Mannesjahre zurück. Und Unsgar begriff, wie der alte Seemann, dem sein versagendes Herz nicht einmal mehr den Weg zum Strand gönnte, nun in seiner Hütte lag und immer wieder mit Befriedigung die Stelle anhörte, an der es heißt, daß Petrus sein Netz voll ins Boot brachte, und wie er aus der Welt des Geschriebenen nichts mehr nötig hatte als diese eine Geschichte, die schon aus seiner Kindheit her überreich an Bildern war, und immer deutlicher und deutlicher vor seine Seele trat, als habe er sie selbst erlebt, wodurch er

sich natürlich keinesfalls mit Petrus gleichstellen wollte. Aber ob es nun Petrus war, oder er oder Handsom, oder sonst einer von ihnen, das blieb ja im Grunde gleich, es kam auf den Glauben an, daß das Meer doch hergibt, was die Menschen an seinen Küsten nötig haben.

Ansgar sah mit glänzenden Augen in das Gesicht des alten Mannes. Nie war es ihm so hoffnungsvoll, so vom Gram befreit und gesund erschienen wie in dieser Abendstunde. Die eintönige Stimme der Frau, die sanft und uralte über alle Weltmeere zu kommen schien, hatte aufgehört zu sprechen, und ein stummes, feierliches Amen schwebte im Raum. Da sagte der alte Mann eindringlich: „Gib dem Jungen meinen Wollschal mit, Mutter, wenn er wieder zum Fischen ausfährt. Ich brauche den Schal diesen Winter nicht mehr. Der Weg zur Kirche wird mir doch zu weit.“

Der alte Mann hatte keinen Mantel und auch keine Handschuhe. Der mächtige Wollschal war alles, womit er sich gegen den bitteren Winter schützen konnte. Das wußte Ansgar. Er warf einen langen Blick auf das einfache edle Greisengesicht und ging still aus der Kate.

Draußen packten ihn der Wind und die Dunkelheit. Er wollte noch einmal herunter ans Meer. Aber da war nun alles öde und keine Menschenseele zu sehen. Die See ging immer noch schäumend an die Klippen. Doch auf der sandigen Flachseite der Bucht war die Brandung nur wie ein seltsames Singen zu hören, und von Zeit zu Zeit hob sich ein weißer Gischtflügel

über die Felsenköpfe — als hätte sich dort in der steinernen Ode ein mächtiger wilder Schwan verfolgt und fänge zerschmettert und sterbend.

Ansgar war von den Gewalten des Meeres und der Küste durch und durch geschüttelt, aber seine Seele erlag ihnen nicht. Das männliche Verlangen, sein Schicksal zu erweitern, war in ihm erwacht, und er stand für sich und sein Schicksal ein, mochte es von der See oder anderen Mächten kommen.

Er wandte sich von den Klippen ab, um ins Land zu gehen, zum Gut, zu den Fischern, irgendwohin zu Menschen.

Da sah er eine Frauengestalt am Fuß der Düne stehen. Kein Mädchen geht zum Zeitvertreib im Dunkeln und bei solchem Wind an den Strand, wenn alle Boote glücklich zurück sind. Man muß schon etwas Bestimmtes vom Schicksal erwarten, wenn man es tut.

Ansgar ging der im schwachen Schein der Nacht eben noch erkennbaren Gestalt schnell und lang ausgreifend entgegen. Joan hielt ihm ihr junges Gesicht unbewegt zugewandt. Dieses Vertrauen ließ ihn eine Sekunde erstarren. Aber wie sollte seine Schuld an ihr größer sein als die an den Eltern Coarneland? Sie würde einen anderen Mann finden, wenn er jetzt an ihr vorüberging, aber die beiden Alten in ihrer Räte bekamen ihren letzten Sohn nicht noch einmal vom Schicksal zurück. Und warum sollte er weniger wert sein, geliebt zu werden, als Donald Coarneland? Der Schotte gehört zu den Toten. Niemand weiß, ob er und seine Brüder als Helden gestorben sind,

und die Toten selbst sind die letzten, die danach fragen. Es wird soviel Überflüssiges von ihnen gereimt und geredet, daß man ihnen keinen Gefallen damit erweist. Sie haben ihre Soldatenpflicht getan und sind ihren hilflosen oder gefassten Kriegertod gestorben, und viele haben ihr Lachen im Grauen der Schlachten nicht verlernt. Das ist Größe genug. Aber zu lieben, ist Recht der Lebendigen.

Ansgar stürmte dem Mädchen entgegen, daß er sie fast umgerannt hätte. Sie lachte leise und lag schon an seiner Brust. Er küßte sie blind, wohin seine Lippen gerade trafen. Schließlich fand er auch ihren Mund. Einmal spürte er ihr Zögern und erschrak bis ins innerste Herz. „Donald?“ fragte sie bang. Aber er konnte ihr ja nicht antworten, und wenn er es gekonnt hätte — —.

Sie fragte nicht mehr. Sie verschwendete sich.

Alles, was er tat, war Jugend und Verlangen, ohne das verzehrende Gift des wissenden Spieles. Und ihre sanfte und glühende Ergebenheit kannte keine Grenzen. Einmal sagte sie in leidenschaftlicher Abwehr gegen etwas noch nicht Geschehenes: „Vater Coarneland sagte zu Handsom, daß du ein guter Sohn wärest.“ Ansgar legte ihr sanft und schnell die Hand auf den Mund und seine Brauen zogen sich in die Stirn wie bei einem Menschen, der einen unerwarteten Schmerz leidet. Erst als er tief in der Nacht in die Räte der Alten heimkehrte, dunkelte in ihm ein Ahnen, daß die Brandung vieler Abschiede um eine Liebe steht, und daß es der Mann ist, der immer

wieder geht, weil es ihn in letzte unwägbarc Einsamkeit treibt.

Joan hatte darum gebeten, ihn am nächsten Tag in den Mittagsstunden dort, wo es die Sandschlucht heißt, wiedersehen zu dürfen. Es war funkelnder Morgen in seiner Seele. Das Ungewisse seines Schicksals lag nur wie ein verhüllender Hauch über der Klarheit seines Glückes. So schlief er ein. Es war noch Nacht, als ein scharrendes oder pochendes Geräusch an der Hintertür des Hauses ihn weckte. Er hatte sogleich das Gefühl eines Überfalles und sprang auf, die geballte Faust zum Schlag in Bereitschaft. Kälte durchschauerte ihn, als seine Füße auf den Steinboden traten. Mit einem Ruck riß er die Tür auf und schleuderte den Arm vor. Er schlug ins Leere, niemand war da. Er ging ein paar Schritte über die Schwelle, nackt, wie er aus dem Bett gesprungen war, und horchte. Es blieb still, totenstill. Keine Stimme der Landschaft, kein Laut. Auch der Wind hatte sich ganz gelegt. Die Dunkelheit war, wie manchmal zwischen Mitternacht und Morgen-  
grau, undurchdringlich und gestaltlos. Da es keinen Zweck hatte, sich so, wie er war, auf eine Verfolgung oder Nachsuche zu machen, ging Ansgar ins Haus zurück. Er hatte ein Gefühl, als träfe ein eiskalter Atem seine Schulterblätter, als stünde jemand hinter ihm in der Nacht, um ihm auf dem Fuße zu folgen und mit ihm ins Haus zu dringen. Er sprang mit einem Satz über die Schwelle und mußte sich beherrschen, die Tür nicht ins Schloß zu schmettern.

Als er den Riegel vorlegte, lachte er über sich selbst und seinen sonderbaren Wachdienst und am meisten über seine Dunkelheitsfurcht. Er zog sich behaglich unter der warmen Schafwolldecke zusammen, um noch einmal einzuschlafen, ehe er im Morgendämmern wieder zum Fischen ausfuhr. „Es wird ein Tier gewesen sein“, dachte er, „irgendeines dieser Landschaft, dessen Gewohnheiten und Laute mir noch unbekannt sind. Ich will morgen bei Tageslicht die Fährte suchen.“

Aber er kam nicht dazu. In der Frühe mußte er sich beeilen, um rechtzeitig im Hafen und an Bord zu sein, und am Mittag hatten sie mit dem Verpacken und Verfrachten der Frischfische alle Hände voll zu tun, daß er beschloß, nicht nach Hause zu gehen. Ioan, die schon in der Sandschlucht sein mochte, sollte nicht länger auf ihn warten. Er nahm sich nur soviel Zeit, um mit einem Bad, einem mehrmaligen Tauchen den Fischgeruch loszuwerden, an den er sich immer noch nicht gewöhnen konnte.

Ioan saß am Abhang des Sandberges unter den Birken. Als er durch die Schlucht heraufkam, bemerkte er sogleich den schmerzlichen und ungeheuer gespannten Ausdruck, mit dem sie ihm entgegensah, und der ihr ganzes Gesicht, vor allem Augen und Mund beherrschte.

Aber diesmal senkte er nicht die Lider. Er sah sie ruhig an, eine schicksalhafte Härte breitete sich über seine schmalen jungen Züge. Ioan kam ihm nicht entgegen. Ohne ihre Haltung zu ändern, reichte sie ihm

die Hand. Er sah den sanften Schatten in ihrer Ellbogenkehle. Die Erinnerung an die vergangene Nacht überflutete ihn in einer heißen Welle der Dankbarkeit. Er beugte sich herab und drückte seinen Mund auf ihre Hand. Sie wurde brennend rot und deutete mit anmutiger Verlegenheit neben sich. Es fiel ihm auf, daß sie ihn nicht anredete. Er setzte sich so, daß ein kleiner Raum zwischen ihnen blieb. Er riß einen Grassalm aus und kaute darauf. Er spürte, daß Joan ihn von der Seite ansah. Er starrte geradeaus, wo über dem Rand der Schlucht der Meeresspiegel mit einem Hauch von Blau aufleuchtete. Und einmal sah er auch flüchtig über sich. Der Himmel hatte einen mattgoldenen Schimmer, die Birkenkronen standen unbewegt darunter. Wenn Joan doch endlich — weshalb sprach sie nicht? Wußte sie nicht, daß ihn, den Stummen, dieses Schweigen doppelt quälte?

Eine Spinne lief über seine nackten, sonnegebräunten Füße. Er sah ihr nach. Er glaubte zu hören, wie der Sand unter ihren langen, fadendünnen Beinen rieselte — so still war es. Und als er die Spinne aus den Augen verloren hatte, konnte er es nicht hindern, daß seine Blicke über den Sandhang hinglitten und nach ganz natürlichen Raumgesetzen, weil schließlich keine Wüste zwischen ihnen lag, bei Joans Füßen landeten. Lange, schmalgliederige Barfüße, die helle Haut vom Sommer warm gedunkelt. Sein Herz schlug schneller. Es erschien ihm wie der Traum eines vergangenen Lebens, daß er dieses fremde, wunderbare Mädchen in seinen Armen gehalten hatte. Er

zwang sich, wieder aufs Meer zu sehen. Seine Augen brannten, und sein Herz begann, immer wilder zu schlagen. Er biß die Zähne zusammen und hielt, eine unwahrscheinliche Rettung bei ihnen suchend, seine Knie umklammert. Die Leere zwischen ihm und dem Mädchen wurde versengend, das reglose Nebeneinandersitzen lud seine Glieder mit unerträglicher Spannung. Er fürchtete jeden Augenblick, vor Herzklopfen heftig schnaubend atmen zu müssen, aber er wollte den Aufruhr seiner Seele um keinen Preis verraten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als das Zusammenbeißen der Zähne aufzugeben und mit leicht geöffneten Lippen zu atmen — wie hilflos das alles war.

So sah auch Joan es. Sah die feinen Bögen der Lippen, sein klares, strenges Profil, den etwas traurigen Ernst der Augen, durch die Wimpern gemildert, und über der Stirn und den Schläfenbuchten das dichte, weiche Haar. Sie dachte daran, daß er aus dem Kriege kam. Die reine Männlichkeit seines Äußeren und eine fremde junge Hoheit seines Wesens überwältigten sie. Wortlos bittend legte sie ihre Hand auf seine Hände. Er wandte sich ihr langsam zu, und ihrer beider Augen trafen einander groß und schonungslos. Sekunden und eine Ewigkeit. Dann sagte das Mädchen leise, deutlich und klanglos: „Du bist nicht Donald Coarneland. Ich habe Donald Coarneland geliebt.“ Das Licht in seinen Augen erlosch, und der Ausdruck in seinem Antlitz wurde steinern. Aber kein Zucken seiner Lider verriet, daß die unsichtbare Waffe nun aus seinem Herzen gezogen

war und die Wunde klappte. Er hielt dem mitleidlosen Gericht ihrer Mädchenaugen stand und nickte. Er bückte sich und schrieb mit dem Finger in englischer Sprache in den Sand: „Die alten Coarnelands dürfen es nie erfahren. Das ist meine einzige und letzte Bitte.“

Dann schnellte er hoch, wartete, ob sie die Schrift in Erde und Sand lesen könne, und wandte sich zum Gehen.

Sie war atemlos den Zeichen gefolgt. Jetzt sah sie zu ihm hoch. Die meerhafte, fast kalte Klarheit ihrer Augen verging. Ihr Antlitz leuchtete von dunkler Erdwärme, und ihre Stimme war wie die Stimme aus einem alten Lied. „Ja, es ist wahr, ich habe Donald Coarneland geliebt. Aber dich liebe ich auch.“

Einen Augenblick sah er mit zusammengezogenen Brauen auf sie herab und rührte sich nicht. Dann riß er sie an sich, und danach war seine Zartheit und Güte wie die eines reifen Mannes und ohne Grenzen. Er hielt die Erde, die Sonnenglut, die Seele des Landes hielt er mit ihr in den Armen. Und dann fragte sie. Bis zuletzt hatte er geglaubt, sie würde es nicht tun. Aber nun fragte sie doch. „Wer bist du? Woher kommst du? Und wie heißt du?“ Er zog sich wie vor einem unerwarteten Angriff zusammen. Dann legte er das Mädchen behutsam in die Gräser zurück, in den Schatten der Birke. Es war der leidenschaftslose, überlegene und alle Gefahren in einen einzigen Befehl sammelnde Blick der Kapitäne, mit dem er übers Wasser sah.

Wer konnte sagen, welches Land er suchte? Das Mädchen Joan gewiß nicht. Vielleicht war ihm selbst sein Ziel noch ein Geheimnis im Morgenrot der Zukunft. Unbewegt hockte er über der Schlucht wie ein sonnegebräunter junger Wandergott der Völker, der über die Wege der Väter nachdenkt, ehe er seine eigenen geht.

Joan starrte ihn mit angstvollen Augen an. Sie öffnete den Mund, aber sie wagte nicht, ihn anzusprechen.

Es war still. Einmal rauschte die Birke wie in schlafbefangenem Atemholen auf, und dann war es wieder mittagstill. Das Blau des Meeres wurde tiefer, und tiefer das goldene Gelb des Sandes.

Und endlich zerfiel der steinerne Ausdruck in des Mannes Gesicht, und ein ernstes schönes Lächeln glitt um seinen Mund. Er bückte sich und schrieb abermals in den Sand, langsam und gelassen. Er schrieb in deutschen Buchstaben: „Normannen und Teutonen, Angeln und Sachsen“, und sah Joan an. Sie schüttelte den Kopf, sie konnte dies nicht lesen und wußte nicht, was es zu bedeuten hatte. Er machte eine verbindende Linie, die wie das Profil einer Welle ausah und schrieb in englischer Sprache unter die anderen Worte: „Ich bin Coarnelands Vetter. Nenn mich auch weiterhin Donald.“ Und als sie es gelesen hatte und lachend und weinend die Arme um ihn schlang, löschte er die Schrift ruhig mit der flachen Hand aus.

Still lagen sie im Schatten der Birke und spürten den Spätmittag rings um sich verglühn. Vielleicht

kamen vom Rande der Erde die letzten träumenden Flötenöne, mit denen in der Geisterstunde des Tages der Schlaf die Seelen und Sinne der Menschen bannt?

Ansgar Korff horchte lächelnd auf die tiefen Atemzüge des Mädchens. Er neigte sich über ihr Gesicht. Ihre Wimpern zitterten leise im Schlaf. Er schob die Arme ins Genick und blinzelte schläfrig über die gelben Hügel der Schlucht. Und dann kam es zu ihm, leise und ohne Hast, wie das Rieseln des Sandes unter ruhig schreitenden Sohlen. Er hörte es mit seinem Herzen als irdischen Laut. Dann war es vorübergegangen. Der Tod, dem er in der letzten Nacht den Eintritt in das Haus der alten Coarlands verwehren wollte.

Ansgar richtete sich mit kühlem Erschauern auf. Anschlüssig sah er Joan an. Aber er konnte ohne Sorge sein, er wußte, daß in diesem Dorf niemand eine am Tage schlafende Frau kränken würde, es sei denn, daß die halbwüchsigen Jungen, vor deren Entdeckerlust man nirgendwo sicher war, Sandklümpchen nach ihr warfen und sie mit ihrem Gekicher weckten. Außerdem glaubte er plötzlich zu wissen, daß sie nach uralten Gesetzen unantastbar geborgen war, weil sie im Schatten der Schimmernden lag, der Birke. Geschmeidig und lautlos sprang er auf und lief durch die Schlucht, auf den Ramm des Hügel und von da querfeldein heim.

Er fand beide Haustüren geöffnet. Vom Licht zum Licht führte der kühle Schattenweg des Innern.

Der sauber gefegte Boden trug keine Spur. Aber Ansgar glaubte, daß dort eine Fährte stünde, eine ewige — sein ahnendes Herz nahm sie wahr. Er neigte den Kopf, als er über die Schwelle trat. Und er sah es.

Der Tod war durchs Haus gegangen. Ein einfacher ernster Mittagstod. Er hatte die alte Frau nicht mehr geweckt, hatte ihr Nickerchen sanft in den letzten unendlichen Schlaf gewandelt. Sie saß auf der Bank mitten im heißen Sonnenlicht. Vielleicht war diese mächtige Sonne, die es gut mit der zweiten Heuernte meinte, das Verhängnis der alten Adern geworden. Ein wenig Blut war ihr aus der Nase gelaufen. Sie saß hinter dem Tisch, und ihr liebes einfaches Gesicht war still geworden. In ihrem Schoß lag Ansgar Korffs geflickte Leinenjacke. Die Mutter der sieben gefallenen Coarnelandsöhne hatte ihre letzte Arbeit getan. Von ihr war der Tod zu dem alten Mann gegangen und hatte sein Herz nach kurzem Kampf angehalten. Einsam und hart auf dem Meere der Mittagsstille, ein gewandelter Seemannstod. Möglich, daß der Mann, den sein krankes Herz nicht aufstehen ließ, vom Bett aus die Frau rief und erschrak, als er keine Antwort bekam, nicht begriff, weshalb sie, die Jüngere, sich vor ihm auf den Weg ins andere Land gemacht hatte. Daß er traurig und beruhigt zugleich war, weil er die Gefährtin langer Jahre nun jenseits seines Lebens gut aufgehoben mußte, und daß er sich mit letzter Bitternis der blühenden männlichen Jugend der sechs gefallenen Söhne erinnerte und mit letzter Freude des

einzig zurückgekehrten Siebenten und Jüngsten, der die Arbeit des Landes nicht verlernt hatte und das Fischerleben seines Vaters fortsetzen würde. Dieser jähe Wechsel von Erschrecken, Schmerz und Ruhe mochte zuviel gewesen sein für das verbrauchte Herz. Es hörte zu schlagen auf.

Ansgar Korff starrte in das stille Gesicht und fand alles, was er an dem alten Mann je gekannt hatte — von dieser Stunde aus gesehen, meinte er, schon viele Jahre in der schottischen Fischerhütte zu Hause zu sein —, fand den tiefen Zug des Grames, den der freundliche Bart jetzt nicht mehr verdecken konnte, fand über Stirn und Schläfen gebreitet eine Glätte, ein Ausgelöschtsein der harten Leidensspuren, das mit keinem irdischen Urteil mehr ermessen werden konnte und das doch dem Lächeln des Coarnelandvaters so ähnlich war. Seltsam flach und eingesunken lag der schwere Mann da — wie die Steingestalten alter Fürstengräber liegen.

Und dann wußte Ansgar mit einemmal, daß er die Coarnelandeltern geliebt hatte.

„Nun hat er es doch nicht mehr erlebt“, dachte er bitter, „ich habe jeden Tag darauf gewartet. Und nun hat er es doch nicht mehr erlebt.“

Was? Irgendeine Freude, ein Glück, das Ansgar ihm bereiten wollte. Und als er sich bei einem vorbeisummenden Bienenlaut jäh nach dem lichterfüllten Viereck der offenstehenden Tür umwandte, wußte er, als käme von der blauüberhauchten Schattenwelt der Wiesentiefe eine Stimme, die es ihm sagte: daß ich wieder sprechen kann.

Von diesem Augenblick an versank ein Teil seines Lebens wie eine Wolkenlandschaft, der es bestimmt ist, für eine kurze Spanne Zeit täuschende Wirklichkeit zu sein, vor der Allmacht des vollen Tages versinkt. Ein glühender Schauer überlief ihn, die gespannte Kraft seiner Jugend sammelte sich in dem einen Wunsch, und er dachte an nichts mehr als das scheinbar Unmögliche: daß er seine Sprache zurückhaben wollte. Er sah kein anderes Ziel in der Nähe seines Lebens als dieses, das nur ihn anging.

Ruhig folgte er den beiden Särgen der Coarnelandeltern, als man die am gleichen Tag Gestorbenen — und das ganze Dorf hielt die Tatsache wohl mit Recht für ein seltenes Glück gemeinsamen Alterns — auf dem Friedhof am Berghang der Erde anheimgab. Während der Pfarrer das Gebet sprach, richtete Unsgar nach fast dreijähriger Gewohnheit des In-den-Helm-Sehens wohl den Blick vor sich hin, aber die trostreichen Worte rauschten ungehört an seinem Ohr vorbei, und er war weit davon entfernt, der Meinung beizustimmen, daß die Stunde der Gnade und Demut zu jeglichem Wunder seelischer und körperlicher Heilung notwendig und abzuwarten sei. Er stand im Gegenteil in ungeheurer militärischer Straffung der ganzen Gestalt da, kaute auf den Lippen, hatte eine Falte zwischen den klaren langen Brauen und dachte sehr scharf und aufrührerisch, daß der gesegnete Redeschwall den beiden Toten herzlich gleichgültig sei, und daß im übrigen der Wille des Mannes alles erreichen könne, wenn er nur den rich-

tigen krafttreibenden Augenblick erkenne und wahrnehme. Erst als Ioan mit dem tiefen warmen Wissen ihrer Augen vor ihn trat, stürzte der Strom der Gegenwart in sein altes Bett zurück. Er fand die vergessene Einfachheit seines Kindheitsglaubens wieder und dankte dem Geistlichen für den aus ehrlicher Überzeugung dargebrachten Trost. Mit einem wunderlichen Heimweh erinnerte er sich plötzlich seines letzten Divisionspfarrers — in der Grabensprache allgemein das berittene Seelenheil genannt —, um in einer ebenso plötzlichen kalten Abwehr diesen Gedanken und die Wirklichkeit des Vergangenen wieder von sich zu weisen. Hier stand Ioan, und ein Bann des Gemeinsamen umschloß ihn und das Mädchen. Die Coarnelandeltern waren tot, der glückliche Rausch, für sie sorgen zu müssen, vorüber — also gut. Er wollte nicht nur um seiner selbst, sondern auch um Ioans willen seine Sprache wiederhaben, ein Mann im Vollbesitz seiner Kräfte und Fähigkeiten für sie sein.

Und doch stand er ihr mit verschlossenem Antlitz auf dem einsamen Friedhof am Berghang gegenüber. Alte Rosenstöcke schaukelten mit unzähligen kleinen weißen und blaßroten Rosen im matten Sommerwind, und ihr weinsüßer Duft zog in einschläfernden Strömungen über die Esehügel und die grasbewachsenen alten Wege. Sekundenlang erinnerte Ansgar Korff sich an die träumenden Dorffriedhöfe seiner Heimat — aber es blieb nur ein Bild, ein Klang — vorbei.

Joan begleitete ihn in das leere Haus der Coarnelandeltern. Sie tat alles mit einer stolzen Selbstverständlichkeit. Zündete das Torffeuier an, bereitete die Abendmahlzeit. Sie aßen gemeinsam, saßen noch eine Weile im Dämmern und vermieden es, einander in die Augen zu sehen. Dann stand Ansgar mit der ihm eigenen schnellenden Bewegung auf, nahm Joan an die Hand und zog sie mit sich vor die Hütte. Mit heftiger Entschlossenheit drückte er seinen Mund auf ihr Haar, wandte sich um und ging dem Wald zu. In der ersten Nacht nach dem Begräbnis der Coarnelandeltern schloß er unter den Sternen. Und gefest selbst, die Kälte nach Mitternacht würde ihn zwischen Wände und Dach zurücktreiben — Joan war längst heimgegangen, würde jeden Abend still und mit leicht gesenktem Kopf heimgehen, ehe die nackte Grausamkeit der Liebe sie beide überfiel.

In all den kommenden Wochen fuhr Ansgar Korff wie früher tagsüber mit Handsom zum Fischen aufs Meer — und er war unverändert stolz, zur Bootsmannschaft gerade dieses Altens zu gehören —, und vor Dunkelheit brachte er Joan auf den Heimweg und verschloß danach die Türen seines kleinen Hauses. Es war nicht mehr wie am Anfang, als er vor ihr floh, aber er zwang sich, und oft genug mit rasendem Herzschlag, nicht über die gemeinsame ländliche Arbeit hinaus mit ihr allein zu sein. Vielleicht hielt ein dem Chaos der Schöpfung entspringendes Urgefühl ihn zurück, seine Kraft vor der Zeit zu ver-

schwenden, vielleicht vernahmen seine Triebe den unerbittlichen Befehl, nichts als die eigene Gefundung zu wollen, den Körper zum vollendeten Spiegelbild der Seele zu gestalten. Seine Seele sprach und sang — er konnte nicht mehr glauben, daß seine Stimme für immer in ihm gestorben sein sollte. Er wollte sie hochreißen aus ihrem Grab, und mußte er sie erzwingen. Und dann stand hinter dieser Gefundung wie eine flammende Verheißung sein erstes gesprochenes Wort zu Joan. Es überwältigte ihn, sich diesen Augenblick vorzustellen, und deshalb dachte er nicht über ihn hinaus. Wohl fühlte er dumpf einen Zweifel am Horizont seines gegenwärtigen Lebens dunkeln, aber er faßte ihn nicht ins Auge, weil er seine Kraft gelähmt hätte. Er warf sich blind in den Kampf für das eine, mit dem auch Joans Glück umschlossen sein sollte. Daß jede Leistung, die er als Fischer auf dem Meere bestand, im tiefsten Grunde Auflehnung und zäher Widerstand gegen das ihm auferzwungene Schicksal war, wußte er nicht. Wußte er erst viel später, genau so, wie ihm auch später das seltsame und aufrüttelnde Abenteuer seiner englisch-schottischen Kriegsgefangenschaft als das erschien, was es war: das Ereignis eines Sommers — während er es im Strom des Geschehens selbst wie ein Erleben von Jahren fühlte.

Wohl war das Bewußtsein seiner Kriegsgefangenschaft jetzt stärker in ihm wach als in den ersten Zeiten, in denen er den Gewalten seines Schicksals ganz und gar verfallen war, aber es kümmerte ihn kaum, es blieb an der Oberfläche seiner Gedanken

und drang mit keiner Wurzel in sein Gefühl. Und wenn er hin und wieder auf dem Gutshof in den englischen Zeitungen über die allgemeine Kriegslage las, so hielt er alles, was an Verlusten oder bedrohten Kriegsfrenten der Deutschen darin stand, achselzuckend für notwendige Übertreibung oder gar Lüge der englischen Heimatpolitik. Aber er konnte sich auch kaum darüber freuen, er hatte höchstens ein kühles Gefühl der Genugtuung, wenn ein Sieg der Verbündeten über die Alliierten zugegeben wurde. Es war, als sei mit seiner verlorenen Sprache etwas in seinem Geiste gelähmt, das eines Tages wieder notwendig für sein Leben werden würde wie für den Mann die Ehre — er wußte es nur noch nicht.

So verging der Sommer. Ansgar und Joan lagen über der Sandschlucht im Birken Schatten. Hielten einander und mieden sich scheu. „Oh, Donald, Donald!“ konnte Joan wie in einem Aufschrei sagen und an ihn stürzen, als ginge er noch in dieser Stunde von ihr. „Was hätte ich vom Leben gehabt, wenn du nicht gekommen wärest?“

Ein Ausdruck, der zwischen Ernst und Lächeln schwebte und ihn älter erscheinen ließ, trat in sein Gesicht. Vielleicht wollte er soviel sagen: „Es wäre ein anderer gekommen.“ Und abermals hinter diesem Gedanken lag eine blasse Ebene der Stille und Entsagung. „So wie ein anderer für dich da sein wird, wenn ich einmal von dir gehen muß.“ Aber solche Gedanken und Gefühle blieben nur fliegende Wolken-

schatten über einem anderen Land der Seele. Wirklichkeit war dieser Sommer.

Und immer endeten die Stunden in der Sand-  
schlucht damit, daß Ansgar das Mädchen an sich zog,  
sie mit einer schweren Zärtlichkeit in den grauen  
Augen ansah, was heißen mochte: „Joan — meine  
Joan“, plötzlich ein verwandeltes starres Antlitz  
zeigte und sie auf eine Art verließ, die zu fremd und  
fern war, um als Rücksichtslosigkeit bezeichnet oder von  
den Anklagen der gekränkten Frau erreicht zu werden.  
Auf eine unnahbare Art verließ er sie. So mochten  
in den alten Gefängen des Nordens die Jünglinge,  
königlich und frei und einzig von der Leidenschaft des  
Todes glühend, in ihre erste Schlacht gezogen sein.  
Joan flüsterte seinen Namen lachend und weinend  
in den warmen Sand. Der Sand rieselte den Berg-  
hang hinab, durch die Schlucht, und vielleicht er-  
reichten manche der Körner, die von ihren und seinen  
Schritten zum Wandern gebracht waren, den Strand  
und wurden bei Flut vom Meer mitgerissen.

Der Sommer verging. Und als Ansgar die ersten  
Birkenblätter golden durch die klare Luft zur Erde  
taumeln sah, überkam ihn eine kühle, schmerzlose  
Verwunderung: die Liebe zur Frau war nicht die  
treibende Kraft gewesen, die Wunder in seinem  
Willen auslöste, daß er seine Sprache wiederfand.

An einem lichtreichen Herbstmorgen, der sich vom  
Sommer nur durch den herben, der Erde entsteigenden  
und von jeder Ätherwelle weitergetragenen Hauch des  
Vergehens unterschied, hatte Ansgar Korff Fische

auf dem Gutshof abgeliefert und saß eine Weile auf einem laubenartigen, von einem üppig wuchernden Rankengewächs umgebenen Platz vor dem Haus. Eines der Mädchen hatte ihm die Zeitung gebracht, eine Weile erwartungsvoll lächelnd neben ihm gestanden und sich dann schmollend wieder davongemacht, weil er über dem papierenen Mittel der Annäherung die warme, lebendige Person vergaß. Nach einer Weile ließ irgendein fern herkommender, heller Laut, dem Wiehern eines Pferdes ähnlich, Ansgar die Zeitung beiseitelegen und aufsehen.

Flandernschlacht — seit Wochen las man nichts als von dieser entsetzlichen endlosen Flandernschlacht. Von hier gesehen unvorstellbar der stumpfe, alles zermalmende Materialkrieg. Nichts als brutale Kraftprobe des toten Stoffes auf beiden Seiten, die bar jeder wahren Feldherrnkunst die Truppe rücksichtslos zu Zielscheibe und hingeopfertem Objekt des Experiments macht. Schnellfeuer, Gasangriff, Stellungswechsel — Stellungswechsel, Gasangriff, Schnellfeuer —, ein Krieg mittels chemischer und anderer industrieller Höchstleistungen und vom ehrlichen Waffengang, der sich in den Söhnen dieses alten Wikingerreiches als ererbtes Kampfgesetz bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so weit entfernt, daß ein Hochländer in der Materialschlacht als ebenso tragische Erscheinung gelten muß wie jene in den furchtbaren flandrischen Sümpfen verkommenen indischen Regimenter. Es kam Ansgar Korff gar nicht zu Bewußtsein, daß er bereits wie ein Schotte des einsamsten Hochtales über den Krieg dachte.

Er nahm die Zeitung wieder auf, aber er kam nicht mehr zum Lesen an diesem Morgen. Er hörte noch einmal den hellen Laut und erkannte ihn deutlich als ein Pferdewiehern. Und dann blieb er aufgerichtet und alle Glieder wie zum Sprung gespannt stehen unter dem Eindruck dessen, was er sah, das Gesicht überaus jung und hell vor Überraschung.

An der äußersten Wende der Bucht, wo die Brecher mächtig auf den Strand donnerten, standen ein Mann und ein Pferd, ritten ins Wasser hinein, nicht quer, sondern senkrecht zur Brandung, wie es hier für das Pferd die einzige Möglichkeit war, auf den Beinen zu bleiben. Und wenn er recht sah, konnte der Reiter nur eine Hand gebrauchen, der linke Arm schien unter dem Rock in einem Verband verborgen zu sein, oder wie es nun sein mochte. Auf jeden Fall ein tollkühnes Unternehmen, mit gebrochenem Arm, nur eine Hand für den Zügel frei, an dieser Stelle ins Meer zu reiten. Das Pferd freilich schien verlässlich und den Sport gewohnt, ja, er mußte ihm wohl Freude bereiten. Denn es stand dort breit eingestemmt auf dem Strand und ließ sich die Seen um die Brust rauschen. Seine freie, furchtlose Haltung setzte den Vollblüter, wahrscheinlich das im Geschützdonner erprobte Soldatenpferd voraus, und Unsgar glaubte, von der Schönheit und dem Mut des Tieres begeistert, einen jener Anglo-Araber, die auf süd-englischen Gestüten zu Hause und von Jugend an mit dem Meer vertraut sind, in ihm zu sehen. War das Ganze ein Traum — wie könnte es anders sein? Am rauhen Strand und vor den alten Felsen dieser

westnordischen Küste ein edles Pferd — hier, wo das Meer namenloses Schicksal ist, Bruder im Kampf gegen Armut und Hunger, Arbeitgeber und schlingender Tod, hier spielt einer mit dem Meer, mit den gebändigten unberechenbaren Tiefengeistern. Ansgar sah finster auf den unbekanntem Reiter, und hätte das Pferd ihm nicht leid getan, er würde dem Schneid des Mannes schon eine gründliche Abkühlung in den zurücklaufenden Brechern gegönnt haben. Es fuhr ihm an die Kehle, eine unvorhergesehene Gewalt schien mit dem Kommenden in sein Leben eingreifen zu wollen. Jetzt sah er ihn aus dem Wasser und den Steilhang des Strandes hinaufreiten. Er mußte bis über die Hüften vom Wellenschaum naß sein. Nun, wenn es ihm Spaß machte, und er seine Zeit und Gesundheit für solche Scherze aufs Spiel setzen konnte — Ansgar und die übrigen Fischer des Tales sollte es verflucht wenig kümmern. Jedenfalls würde er hier noch eine Weile sitzenbleiben, bis der sporttreibende Herr sich verzogen hatte. Im Dorf kannten ihn alle und erwarteten keine Antwort auf das, was sie zu ihm sagten. Er gehörte zu den Menschen des Dorfes, wie sie ein Teil seines Lebens geworden waren. Aber einem Fremden begegnen, möglicherweise etwas gefragt werden, dastehen und durch das verhasste Mit-den-Händen-Reden die Unfähigkeit zum Sprechen erklären, abermals von der Wucht des Schicksals gedemütigt werden — nein! Dieser Fremde, der ohne Nutzen und Sinn in die Dorfgemeinschaft eindrang, war im besonderen sein Feind. Mochte er allen anderen gut gesonnen sein — sein Feind! Und dann

atmete Ansgar auf, weil der Fremde nicht mehr zu sehen war. Möglich, daß er jetzt in irgendeinem Fischer- oder Pächterhaus seinen durchnässten Reitanzug trocknete. Ansgar lachte lautlos und stuzte vor einem sonderbaren Gedanken. Was war es denn für ein Reitanzug gewesen? Was für eine Farbe? Er konnte sich nicht besinnen. Oder konnte er sich doch besinnen? War die Farbe Gelbgrau? Knopfreiheiten, Uniformschnitt?

Ansgar hörte das Getöse der Brandung so deutlich, als müßte die See jeden Augenblick auf ihn niederdonnern. Dann erkannte er, daß es sein Blut war, das ihm tobend zum Herzen schoß. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, er setzte sich, um nicht zu taumeln. Eine träumende Starrheit befiel ihn. Ob es der Anblick des Pferdes getan hatte — ihm kam auf eine unausweichliche Art zu Bewußtsein, wo er war. Unhörbare Stimmen riefen ihn, und vor seinen Augen stand sekundenlang wie eine Luftspiegelung das sandfarbene Haus von Barnfeld, zweistöckig, langgestreckt, mit seiner einfachen klaren Front. Auf der obersten Stufe der breiten Treppe die Eltern, der Vater wie zumeist im Jagdanzug und mit feierlich übereinandergelegten Händen, die Mutter mit einem anmutigen heimlichen Lächeln der Verlegenheit und tiefen, tiefen Süße. Auf den übrigen Treppenstufen, wie die Orgelpfeifen aufgebaut, die kleinen Mädchen in glockenförmig abstehenden Sommerkleidern und zuletzt, ganz zuletzt wie ein einsamer dünner Pfosten am Ende der Treppe, er selbst, ein hoch aufgeschossener, sehr ernster Junge. Durch die geöffnete doppel-

flügelige Haustür eine märchenbuchferne Aussicht in das verheißungsvolle weiträumige Innere des Gutshauses. Und das Ganze verblaßtes Bild einer ländlichen Familienfeier.

Ansgar lächelte. Die Erinnerungen, Bilder seiner glücklichen Kindheit kamen und gingen. Es war, als zerfiel eine Mauer um ihn und sein gegenwärtiges Leben, damit ein anderes Ich frei würde, das seine Vergangenheit und Zukunft vollendet zusammenfügte.

Und dann horchte er scharf. Schritte kamen von der Südseite des Hauses. Er saß reglos und sah mit einem ganz jungen erwartungsvollen Lächeln den Weg entlang. Ohne Gegenwehr war er der nahenden Erschütterung preisgegeben.

Ein hochgewachsener hagerer Mann, nach Haltung und Aussehen der Typ des untadeligen, schlicht aufrechten Frontoffiziers, kam ohne Hast auf die Laube zu. Er stak in einer reichlich vertragenen Felduniform, war offenbar Reiter und Kommandeur. Der linke Ärmel des Waffenrockes hing schlaff herab. Der Mann hatte den linken Arm durch eine schwere Kriegsverwundung verloren. Dennoch war er wieder aufgefressen. Er wollte wohl den Mut seines guten Soldatenpferdes kräftigen, als er ins Wasser ritt, diesem Pferd eine Freude damit machen.

Ja, es ist wahr, dieser Mann kam aus dem Krieg. Das bedeutete: sein Weg war nicht nach Meilen noch Kilometern zu messen und in keine geographischen

Grenzen einzuordnen — weit, ungeheuer weit kam er her. Und er ging nicht zu diesem und jenem, ganz allein zu ihm war er gekommen, dem von einer Kriegerverschüttung Stummen. Er — Ansgar Korff zu Barnfeld — und dieser einarmige Mann gehörten zusammen. Es bestand eine schweigende Schicksalsgemeinschaft zwischen ihnen.

Sie sahen einander in die Augen, ruhig, klar, lange, und Ansgar Korff erkannte in dem Fremden jenen englischen Kommandeur von den Suffex- Dragonern wieder, der im Kampfabschnitt Arras — Cambrai ins Feldlazarett kam, um Donald Coarneland zu suchen. Da glitt der zwischen ungewisser Furcht und Erwartung wechselnde Ausdruck von Ansgars Zügen ab, und eine feine männliche Härte prägte sich seinem Antlitz auf, um nun nicht mehr daraus zu vergehen.

Er stand langsam auf. Seine Bewegungen und sein ganzes Wesen waren von ernster Zurückhaltung, denn er dachte und fühlte mit jäher Deutlichkeit, daß es ja nicht Sache eines Leutnants der deutschen Infanterie ist, vor einer britischen Uniform mit übermäßiger Hast Haltung zu nehmen. Selbst dann nicht, wenn der deutsche Leutnant ein Kriegsgefangener ist.

Ein Lächeln stieg in den kühlen Augen des Kommandeurs auf, und um seinen Mund spielte ein Zug freundlichen Spottes. Er streckte dem jungen deutschen Offizier die Rechte hin, und langsam hob auch Ansgar Korff den Arm. Ihre Hände trafen sich in einem sehr kurzen, fast harten Druck, als könnten sie in dieser Lage und Stunde, wo ihnen die Waffen-

führung versagt war, auf solche Weise jeder ihr Land am besten vertreten.

„Guten Morgen“, sagte der Brite in seiner Sprache. „Ich bin gekommen, um endlich den Irrtum über Ihre Person aufzuklären. Das sind wir beide unseren Kommandanturen schuldig“, er unterbrach sich und sah dem deutschen Leutnant scharf und gespannt ins Gesicht, sah mit der wohlthuenden Gleichgültigkeit männlichen Feingefühls irgendwoanders hin und sagte, sich umständlich ans andere Ende der Bank setzend: „Nehmen Sie doch wieder Platz. Was wir zu besprechen haben, kann in Ruhe geschehen.“

Aber Ansgar Korff hatte sich von dem Augenblick an, in dem er dem britischen Kommandeur die Hand gab, nicht gerührt und rührte sich auch jetzt nicht. Hatte er mit grauem verschlossenem Blick dem Engländer ins Gesicht gestarrt und an ihm vorbeigesehen, als kehre er zurück in jene andere Welt, die er mit dem Sturm auf die Ferme, seiner Verwundung und Gefangennahme verließ. Denn für die plötzlich auflodernde Kraft seiner Erinnerung kam dieser britische Offizier nicht allein. Mit der Gewalt alles Unsichtbaren stand die Vergangenheit neben ihm. Der Feldgraue, der damals im Lazarett neben ihm gestanden hatte, Mathias Eienemann, Unteroffizier in der zweiten Kompanie! Und dann, ja dann wandte Ansgar Korff mit zusammengebißnen Zähnen das Gesicht ab. Es strömte ihm aus den Augen — Tränen eines Mannes, der nach einer fremden Zeit sich seiner toten und lebendigen Kameraden erinnert. Und von der ruhigen warmen Flut wurde etwas Starres,

Unfaßbares aus seiner Kehle fortgenommen, aus seiner Seele, seinem Hirn. Ohne Qual und ohne Schrei löste es sich von seinen Stimmbändern — ein Schluchzen, das deutlich ein tiefflingendes oh-oh-oh enthielt, und kam ohne Tränen mit einem lang hingeatmeten oh-oah — noch einmal wieder. Seine Stimme, seine wiedergefundene Stimme. Und nicht Gott oder Vater und Mutter waren sein erstes Wort. Er sagte halblaut und klar: „Herr Hauptmann!“ Es durchzitterte ihn wie ein Schlag, er warf den Kopf herum. Auch der Engländer war hochgefahren. Sie lächelten einander starr und mit der Hilflosigkeit von Männern an, die es verlernt hatten, an Wunder zu glauben. Der Engländer faßte sich zuerst. „Meinen Glückwunsch!“ sagte er steif und herzlich. Aber Ansgar Korff vermochte nicht, darauf zu antworten. Er setzte sich wieder an den Tisch, mit einer schweren Bewegung, die seiner ranken Jugend nicht entsprach. Es war wohl das Glück, das ihn so langsam sein ließ. Und dann sprach er, anfangs noch tastend und ungläubig, dann immer mehr, mit strahlender Freude, sprach Namen und Worte, die er liebte, in die Luft: Vater und Mutter, meine Schwestern, mein Freund, Barnfeld und viele andere. Sprach und sprach. Liederverse, Kommandos, was ihm gerade einfiel, konnte nicht aufhören mit Sprechen. Unterbrach sich plötzlich mit verlegenem, fröhlichen Lachen und sagte zuletzt leise und sanft, sagte er schon wie abschiednehmend: „Joan — meine liebe Joan.“

Der Kommandeur zog die Brauen hoch und sah ihn scharf an. Ansgar Korffs Augen begegneten ihm

mit dem großen klaren Blick des Schicksals und der Jugend. Der Kommandeur strich langsam über sein glattes langsträhniges Haar, das über den tief gewinkelten Schläfen grau wurde. Etwas an ihm deutete darauf hin, daß er das Alleinsein gewohnt war. Er schien dem Mädchennamen, den Ansgar ausgesprochen hatte, noch nachzuhorchen. Er fragte mit einem dünnen Lächeln, in dem der Spott eine schmerzliche Regung verdeckte:

„Sie sind also zufrieden gewesen mit dem schottischen Abschnitt Ihrer Kriegsgefangenschaft?“

Sekundenlang schien Ansgar noch vom Taumel des Glückes befangen, dann zuckte er unter der Frage des Kommandeurs und sah ihn hart an. „Sie sollten mit der Vergangenheit nicht spielen, Lord Bansen, dazu ist sie zu ernst“, er zögerte und fügte mit glutvollem Troß hinzu: „und mir zu lieb.“

Der Engländer hielt die Lider gesenkt und zeichnete mit seinen langen mageren Fingern Linien auf die Tischplatte. Sein Gesicht war undurchdringlich. „Ich wollte Sie nicht verletzen. Ihre Lage war gewiß nicht leicht.“ Sie sprachen jeder in der Sprache seines Landes. Und das war gut so. Sie vergaben sich dabei als Offizier zweier gegnerischer Armeen nichts und blieben doch jener menschlichen Verbundenheit treu, in die das Schicksal sie gebracht hatte. Es genügte, daß jeder die Sprache des anderen so weit beherrschte, um den Sinn des Gesagten verstehen zu können.

„Und wie“, forschte der Kommandeur vorsichtig weiter, „und wie haben die armen alten Coarnelands

sich damit abgefunden, daß ihr Sohn mit einem kriegsgefangenen Deutschen verwechselt wurde?"

Unsgar Korff sah den Mann in atemloser Überraschung an. Er wagte nicht, die Grausamkeit dessen auszudenten, was dem Engländer selbstverständlich erscheinen mochte. Er dämpfte seine Stimme.

„Sie haben die Wahrheit niemals erfahren, sie durften sie nicht erfahren, die beiden alten Leute. Ja, es ist wahr, ich habe alles getan, um sie zu täuschen, ihnen den Glauben zu erhalten, daß ich ihr Sohn sei.“

„Und was soll jetzt aus den alten Coarnelands werden?“ fragte der Engländer drohend und kalt. „Gesezt selbst, ich könnte Ihre Überführung in ein Lager verhindern und Sie bis zum Kriegsende auf dem Gut als Landarbeiter beschäftigen.“

Unsgar Korff sprang auf, gerecht und gerade stand er dem Briten gegenüber. „Ich bitte um meine Überführung in ein Gefangenenlager, Lord Bantsey. Ich bin jetzt nicht mehr kriegsuntauglich. Ich bin wieder voll waffenfähig. Bedenken Sie das, Kommandeur.“

Der englische Reiteroffizier sah blinzeln zu dem flammenden jungen Menschen hoch und lächelte matt. „Es ist gut“, sagte er mit etwas gedehnter oder müder Stimme. „Ich hatte es kaum anders von Ihnen erwartet. Aber wir waren hier“, er deutete ins Land, „noch nicht zu Ende. Es wird gegen Ihre Natur sein, in dem Endkapitel, das hier noch aussteht, weiterhin den Stummen zu spielen. Ihr erstes Wort aber muß Sie unweigerlich als Landesfremden verraten. Was soll dann aus Coarnelands

Eltern werden? Wie, mit Verlaub, denken Sie sich den Abschluß Ihrer gutherzigen Lüge, Leutnant?"

Ansgar Korff stützte sich auf den Tisch. Es war, als würde in seinem Herzen ein gefrorener Strom vom Eise frei. Scholle um Scholle trieb das Erstarrte dahin, und die aufquirlende Flut überspülte den vergangenen Sommer und ließ ihn ein verschollenes Leben sein. Fast wunderte er sich, daß er noch in seinem staubgrauen Niemandskleide angefaßt von Tal und Küste stand. Sein Geist hatte zurückgefunden und war bereits unterwegs in den Krieg. „Es bliebe mir keine andere Wahl, als abermals zu lügen“, sagte er hart. „Ihnen zu erklären, daß ihr letzter Sohn dennoch für den Krieg tauglich befunden sei und von neuem fort müsse. Und — und alles andere der Zukunft zu überlassen oder dem Heilsamen der Zeit oder — oder Gott.“ Er unterbrach sich und sagte leise, und es war etwas vom unwirklichen raunenden Geisterklang, von der alten Sprachmelodie seiner norddeutschen Heimat in seine Stimme gebannt: „Über die alten Coarnelands brauchen nicht mehr an einem Abschied zu leiden. Es steht ihnen kein Schmerz mehr bevor. Denn sie sind beide tot.“

Der Engländer legte die Hand über die Augen. „Tot?“ fragte kühl und klanglos er zurück. Er saß eine Weile mit verdeckten Augen und rührte sich nicht. Vielleicht war er erschüttert, weil eine höhere Macht auf ihren Wegen zum Ziel führte, was in der Unzulänglichkeit seines Willens begonnen hatte.

Ansgar Korff aber tat das letzte, was er für das Land seiner Schicksalswende noch tun konnte: „Wenn

die Engländer und schottischen Großgrundbesitzer nur halb soviel Herz und Verstand für das Hochland übrig hätten wie ich als Fremder, so könnten hier glücklichere Menschen wohnen.“

Der englische Lord mit schottischer Adelsverwandtschaft antwortete nicht auf den rücksichtslosen und ritterlichen Ausfall für die Armut.

„Und die Frau?“ fragte er ruhig.

„Sie weiß, daß ich nicht Donald Coarneland bin. Aber sie hat mich trotzdem —“ Ansgar schwieg.

Der Kommandeur stand auf und sah übers Meer, wo eine dunkle Wolkenwand hochkam. „Nehmen Sie Abschied, Leutnant. Sie werden noch heute abend in ein Lager gebracht.“

Er grüßte und ging in das Gutshaus. Ansgar Korff sah ihm mit bitterer Zufriedenheit nach. Ein echter Befehl. Riß mit einem Griff das Herz aus der freudgewordenen Erde dieses Küstenlandes los. Was nützt es auch, das Notwendige hinauszuzögern? Und was sind Stunden oder Tage, wenn es um das bittere Ende geht, um das allerletzte Niemalswieder?

„Niemals wieder!“ tönten die Birken an Ansgars Weg, als er mit gesenktem Kopf zur Coarnelandkate ging, sangen die Gräser im meerrwärts aufgekommene Wind, dröhnte dumpf der Boden unter jedem Schritt. „Niemals wieder!“ klang es von den alten rauhen Felshängen und „Niemals wieder!“ rauschte die ferne Brandung.

Lange saß Ansgar in der Coarnelandkate am kalten Herd. Entfachte noch einmal ein Torffeuer,

überließ es dann aber sich selbst, daß es nur schwach glomm, und sah es verlöschen. Hier hatte die Mutter der sieben Coarnelandsöhne ein mühsames Leben lang gefessen und ins Feuer gesehen. — Da sprang Ansgar auf. Es war wie ein Ruf. Die Stimme seiner Mutter durchbrach die letzte zitternde Eisdecke seiner Seele. Er sehnte sich nach seiner Mutter, seiner Heimat, seinem Vater, nach den Wäldern und der Heide des deutschen Nordens, stumm, verzehrend und stolz, wie ein Westfale in der Fremde sich heimsehnen kann. Er ging noch einmal um das kleine Coarnelandhaus. Er ließ hier nichts Lebendes zurück. Denn die Kuh stand seit dem Tode der beiden Alten im Stall des Nachbarn. Aber das Schindeldach, die kleinen Gardinen vor den Fenstern, das ganze karge und freundliche Hausinnere — es wurde ihm schwer, die Armut zu verlassen.

Als ihn aber auf seinem Weg zur Küste der Wind vom Meer packte, konnte er freier atmen.

Es war über Mittag Herbst geworden. Der Himmel hatte sich grau verhüllt, und ein gleichmäßiger stiller Regen rann. Die See schlug mit langen schleppenden Wellen an den Strand, und der Wind glich der eintönigen Klage in einer ungespielten Orgel. Der Gang in die andere Jahreszeit war aus allen Lauten und in allen Farben spürbar. Auch die Seelen der Menschen hatten sich schon dem großen Zug angeschlossen. Alles an ihnen schien tiefer in die Erde einzugehen, ihr Blick, der Klang ihrer Stimmen, die Bedeutung ihrer Worte. Im Sommer sprachen

sie so manches rauschhaft dahin und verschwendeten ihre Kräfte in trunkenen Herrlichkeit — jetzt war ihr Lachen gedämpfter, sie sammelten sich schon dazu, den harten hungrigen Winter zu bestehen.

Ansgar Korff spürte die aus unergründlichen Tiefen der Erdgeschichte drängende Veränderung an Joan. Sie nahm beides, das unbändige Glück seiner wiedergefundenen Sprache und das andere, was er ihr nun antun mußte, mit einer stummen Ruhe hin, die nicht nur ihrem eigenen Wesen zugehörig erschien, die ein Erbe von längst verschollenem Völkeradel an dieser Küste war.

Bei seinem schweren Bekenntnis, daß er ein Kriegsgefangener und Leutnant der deutschen Infanterie sei, wurde ihr Gesicht düster, während aus ihren Augen ein Strom von Güte über ihn floß, und ihre Stimme trotzig das Unerbittliche von sich wies. „Das ist mir einerlei. Du bist es.“ Und dann bemühte sie sich in rührendem hilflosem Eifer, seinen Namen auszusprechen. Aber das Wort Ansagar blieb ein fremder Klang in ihrem Mund. Er bat sie mit einer Stimme, die vor Schmerz heiser war, Donald Coarnelands Better für sie bleiben zu dürfen, bis zuletzt Donald für sie zu heißen. „Und dann mußt du mich vergessen. Hörst du, Joan, meine Joan, du mußt mich vergessen.“ Er bat sie um so heftiger, je gewisser ihm wurde, daß seine Stimme, seine vom Deutschen herkommende weiche und tondunkle Aussprache des Englischen ihr nicht einen Atemzug lang fremd erschien. Er aber stand schon wieder unausweichlich unter dem strengen Befehl

seines Kriegerthums. Wie sollte es auch einem deutschen Leutnant erlaubt sein, auf die Stimme einer Frau zu horchen, während den Kameraden die Ohren dröhnten vom Sperrfeuer?

Ein fremder steinerner Glanz legte sich über sein Gesicht.

Da stürzte die junge Schottin an ihn. Sie küßte ihn blind und hoffnungslos, sie hielt ihn mit der ganzen schmerzlichen Süße des Niemals-wieder. Er spürte, daß sie verloren war, wenn er selbst sich nicht stärker als der Abschied erwies. Er hob sein Gesicht von dem ihren und wandte es ab. Niemals — niemals und niemals wieder und nimmermehr — donnerte von ferne die Brandung.

Er richtete Joan auf und nahm ihre Hand. Und von diesem Augenblick an trug sie den Schmerz klaglos wie eine vom Land oder der Zeit ihr auferlegte Last. Sie wollten nicht in der Sandschlucht das letzte Wort miteinander sprechen. Nicht hier, wo alles von berausenden Erinnerungen an den vergangenen Sommer heimlich glühte.

Sie gingen an die harte Felsenseite der Bucht. Dort saßen sie auf den alten Steinen, den granitenen Wandersteinen aus dem hohen Norden, und sahen über das Meer. Sie hielten sich an der Hand und fühlten die Zeit aus ihren Pulsschlägen in die Steine rinnen und aus den Steinen ins Meer und vom Meer aufsteigen zu den Wolken und weiterziehen — weiterziehen — —.

Manchmal zuckte der Schmerz über ihre Gesichter hin, aber sie zwangen ihn zurück, ehe er ihre ver-

schlungenen Hände erreichte und sich dem anderen verriet und ihn leiden ließ.

Manchmal sahen sie einander an und lächelten starr und mit weiten Augen, hinter deren Glanz sich die Tränenflut staute. Und dann wandten sie ihre Gesichter wieder dem Meere zu.

Der Regen rann unaufhörlich. Sie merkten es nicht. Ihre Seelen standen in der Brandung des Auseinandergehens wie die Klippen im Meer — zerrissen und stumm. Ja, wenn sie an glücklicheren Gestaden des Südens zu Hause gewesen wären, hätten sie sich wohl mit gelassenem Gleichmut über den Abschied getröstet und sich in das notwendige Ende eines schönen Sommerabenteuers gefügt, weil sie eine geliebte Erinnerung dahin mitnahmen, wo Joan einem andern Mann, Ansgar einer Frau seiner Heimat begegnen würde. Aber nun gehörten sie zu den leidenschaftlichen schweren Menschen des Nordens und rannten mit offenen Augen in das Schwert ihres Grames.

Und zuletzt tönte vom Gutshof das Hupensignal des Kraftwagens. Da stand der deutsche Leutnant schweigend auf. Sein junges Gesicht war blutlos und schmal. Einen Herzschlag und noch einen — ein paar Sekunden noch dem Schicksal abbitten, dem Himmel entreißen.

Reglos stand er neben der jungen Schottin. Er strich sanft ein paarmal über ihr feuchtgewordenes Haar und ließ die Hand danach leise herabfallen. Er sah immer noch übers Meer. Unter seinen Augen lag in starren Bögen der Schmerz. Kein Wort kam über

seine Lippen. Und dann machte er einen zögernden Schritt. Da zuckte Joan und riß seine Hand an sich. Legte ihre Stirn auf seine Hand, stöhnte und ließ seine Hand langsam los. Wandte ihr weißes Gesicht zu ihm auf. Er sah sie an. Noch einmal sah er sie an. Noch ein letztes Mal.

Dann ging er, sprang die Böschung hinauf, ging. Niemals kam er wieder.

Auch Donald Coarneland war niemals wiedergekommen.

Auf der Höhe des Steilhanges sah der deutsche Leutnant sich noch einmal um. Nach dem Meer, nach den Klippen, nach der schottischen Frau.

Unbewegt saß sie zwischen den alten Steinen, Auge in Auge mit der Verlassenheit und der See. Der Regen machte ihr Haar schwer und durchdrang die Kleider bis auf die Haut. Sie aber rührte sich nicht. Sie saß unbewegt, die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, und sah auf die grau sich verhüllende See, die mit ihrem eintönigen großen Sang ans Ufer ging. An die alte westnordische Küste.

Im Januar des Jahres 1919 kehrte der Leutnant Ansgar Korff zu Barnfeld aus englischer Kriegsgefangenschaft heim. Und es war eine stumme Heimkehr in das zerstörte Deutschland. Als er aber hörte, daß im Osten der Krieg als Kampf gegen die Bolschewiken weiterging, meldete er sich zu einem Freikorps. Er bekam — Gott weiß, aus welchem Depot — eine feldgraue Artilleristenuniform, Waffe und Munition. Und weil der heimliche Kraftwagentransport mit den

Freikorpskämpfern eine Straße in der Nähe des Gutes Barnfeld passierte, dort aber in Deckung eines Föhrenwaldes tagsüber liegenblieb und erst in Schutz und Dunkel der Nacht seine Fahrt fortsetzte, bekam Ansgar Korff sieben Stunden Urlaub, um seine Eltern wiederzusehen und zugleich von ihnen Abschied zu nehmen. Waffe und Munition mußte er bei der Truppe zurücklassen, aber die Uniform konnte er nach Belieben anbehalten. Er war sehr zufrieden, im feldgrauen Rock vor die Augen derer treten zu können, die ihn sehen sollten. Im übrigen bestand in dieser ländlichen Gegend wohl keine Gefahr, daß ein Mann von roten Revolutionären verprügelt wurde, weil er den alten Rock der vier Kriegsjahre noch zu tragen wagte.

Von den sieben Stunden der Urlaubszeit verschlang der Weg nach Barnfeld je drei, so daß die übrigbleibende letzte und siebente dem Wiedersehen gehören konnte. Dieses aber lag als lichtlose Dämmerung über des Leutnants Seele, und er wußte nicht, wie er es bestehen sollte.

Denn von den Menschen seiner Heimat gesehen war es so, daß ein Toter wiederkehrte. Er hatte ihnen aus seiner Kriegsgefangenschaft keine Nachricht gegeben, weder über den seltsamen Verlauf seines Schicksals noch über sein Wohl- und Schlechtergehn. Zum einen hielt ihn ein junges Gefühl der Scham zurück, seinem Vater auf die ferne und rücksichtslose Weise des Brieffschreibens zu gestehen, daß er einen Sommer des Friedens verlebte, während die Kameraden weiterkämpften, verwundet oder gefangen waren. Und zum

andern machte ihn das Mitleid mit seiner Mutter weich, wenn er sich vorstellte, daß sie aus ihrer schwer errungenen Überwindung nun in Hoffen und Bangen zurückgerissen wurde und von ihm und dem Schicksal ungeduldig den Tag seiner Heimkehr erflehte, obwohl er selbst ihr doch darüber am wenigsten Gewißheit geben konnte. Über allem aber hielt ihn eine dumpfe Furcht von jeglichem Lebenszeichen zurück. Denn das Lager war des öfteren von schweren Epidemien heimgesucht, und seit er selbst mit einer Typhuserkrankung nahe dem Tode stand, erschien es ihm übereilt und töricht, wenn nicht gar frevelhaftes Versuchen des Schicksals, mit der Nachricht seines Daseins zu Hause Freude zu wecken, während er vielleicht zur selben Stunde sich zum letzten Appell anschicken mußte.

Als er nun leibhaftig auf dem Wege in sein Vaterhaus war, um es nach einer Stunde wieder zu verlassen, glaubte er mit ruhiger Überlegung das Rechte zu tun, wenn er seinen Eltern die Erschütterung seiner Heimkehr und seiner abermaligen Soldatenpflicht ersparte. Diese Zweifel und Erwägungen erfüllten ihn so sehr, daß sein ganzes Wesen wie von einem kühlen Nebel umgeben war. Kein Laut der Landschaft drang in die Tiefe seiner Seele, und er sah nur, daß ihn Winter, Wald und Feld umgaben, aber eine Einkehr in seine Heimat war dieser Weg nach Barnfeld nicht. Er war ein Zurücklegen von Kilometern, ein Marschieren nach der Uhr. Er begegnete keiner Menschenseele. Nur auf Wildfährten traf er. Aber er übersah sie in der Eile.

Um Mittag erreichte er das väterliche Gut. Er sah den langgestreckten sandfarbenen Bau des Herrenhauses vor dem starren Dunkel des entlaubten Waldes liegen. Das Wasser der Gräfte war von einer zarten Eisdecke überzogen, auf Altan und Treppe lag Schnee ohne Spuren. In den vielen Fenstern des Hauses spiegelte das Mittagslicht und ein abermaliges schattenhaftes Land. Alles war leuchtend, der Schnee und die Mauern des Hauses. Im Hof gackerten die Hühner, und aus den geöffneten Ställen kam das brummelnde Mähen des Rindviehs.

Ansgar Korff trat in den Schatten eines Wildrosengebüsches. Er wollte niemandes Frieden stören. Als er aber zur Linken seines Vaterhauses, fern über den Äckern die verschneiten Dächer des Dorfes auftauchen sah, den alten Kirchturm und das alte Mühlentor, da stürzte ihm eine andere Gewalt wie ein Ruf ans Herz und hörte nicht mehr auf zu rufen — alle strahlenden Wintertage seiner Kindheit, die traurig-trunkene Sehnsucht nach fremden Ländern und Meeren, und das mit jedem fernen Turmuhrenschlag schwer und erzen auf die junge Seele hämmernde Verlangen, etwas Gutes und Großes für die Welt und die Menschheit zu tun. Und Ansgar erinnerte sich genau, wie er als Knabe einmal auf der Heide im Schnee lag und angesichts einer weiten winterlichen Abendröte für das Dorf und das ganze stille Land ringsum sterben wollte, damit eine Grippeepidemie zu wüten aufhörte, keine kleinen und großen Särge mehr aus den Häusern auf den Friedhof wanderten, und wie er zugleich gejubelt und geweint hatte, weil

Gott sein Opfer nicht annahm, und es nichts mit dem Erstarren und Sterben wurde. Daran und an vieles andere seiner frühen Jugend erinnerte er sich.

Er wartete und horchte. Und da fiel der Turmuhrenschlag. Von keinem Laut der Welt zerstört, rollte er fernher über Dächer und Äcker und Landstraße — ein tönender bronzener Mittagstraum. Er überwölbte Ansgars Herz. Leise zitterte sein Herz. Denn was hatte er bis jetzt vollbringen können? Daß er seinen Krieg bestand. Aber gerade der Krieg war noch das Halbvollendete in seinem Leben. Fürwahr ein namenloses und geringes Leben an den Träumen und dem Willen seiner Jugend gemessen, ein sehr einfaches Leben. Und das traf ihn nun am tiefsten: es ist doch schön, zu leben und gesund heimzukehren! Und er sah zum erstenmal seit dem Ende seiner Kriegsgefangenschaft mit schmalen Lippen auf den wiedergewonnenen feldgrauen Rock. Er trat hinter das Wildrosengebüsch zurück. Niemand konnte und sollte ihn vom Haus aus sehen. Er nahm den festgetretenen schmalen Pfad, der zur Rötterei des Großknechtes Mathias führte. Nach einer Weile merkte er, daß er auf Zehen ging. Er lächelte, blieb stehen und sah dem Haus entgegen. Aber da das Haus nicht zu ihm kam, mußte er ja weitergehen.

Unteroffizier Sienemann vom zweiten Zug — mit irgend jemandem hierzulande wollte er doch sprechen. Und nachher würde er seinem Hauptmann vom Freikorps erzählen, wie es mit dem Sturm auf die Ferme, mit den verschütteten sechs anderen und mit Unter-

offizier Dienemann und dem Kommandeur der Suffer-  
Dragoner war.

Er blieb unbewegt stehen. Vom Rötterhaus kam ein Mann in Holzschuhen auf ihn zugetrabt. Ob es nun dieser schwere mähende Gang war oder das gefälte Bauerngesicht oder das vom lebenslangen Pflügen, Säen und Ernten etwas krummgezogene der ganzen Erscheinung — Ansgar hob der treuen Knechtsgestalt seiner Kindheit, die für ihn von jeher gleichsam in einem abendrotvergoldeten biblischen Sinn alt gewesen war, beide Arme entgegen, verweilte einen Augenblick in diesem vollkommenen Ausdruck des Herzens und ließ mit etwas verwirrtem Bewußtwerden der darin enthaltenen Weichheit die Gebärde langsam zerfallen, bis nur noch das kameradschaftliche Darbieten der Rechten von ihr übrig blieb.

Der Knecht ergriff sie und schüttelte sie mächtig, auf solche Weise seine Bestürzung wie Freude verbergend, bis er sich plötzlich des eben zu Ende gegangenen militärischen Dienstverhältnisses entsann und sie mit respektvoller Verlegenheit freigab und eine dem Kasernenhof angemessene Haltung versuchte. Da lachte Ansgar leise und sprach das erste Wort: „Mathias — lieber alter Mathias, laß gut sein.“

Dieses nun, den Sohn seines Brotherrn in völliger Gesundheit wiederzusehen, machte den Knecht stumm. Er fand auf Ansgars jungenhaft frohe Fragenflut nach seinem und seiner Familie Wohlergehen nur wortloses Kopfnicken. Als er sich schließlich gefaßt

hatte, forderte er Ansgar mit der schwerfälligen Gastlichkeit seiner Stammesherkunft auf, einen Augenblick in der warmen Stube Platz zu nehmen.

Da ging ein Schatten über Ansgars Gesicht. Er wehrte sanft ab und sagte, ohne den Knecht anzusehen, daß sein Urlaub in knapp einer Stunde zu Ende sei, und daß er in dieser Zeit keinerlei Räume seiner Heimat betreten wolle. Im übrigen stünden sie ja gut hier in der Mittagssonne. Von diesen Worten begriff der schwer und gründlich arbeitende Verstand des Knechtes zunächst nur Urlaub. Er starrte die feldgraue Uniform des jungen Menschen an. Da sagte Ansgar langsam und deutlich den Namen seines Freikorps und das Ziel: Livland. Mehr durfte er über das Unternehmen nicht verraten. Und nun hatte der Knecht alles begriffen, auf seine erdhafte, die Tatsachen und die Zukunft durchdringende Weise begriffen. Er konnte die Worte gar nicht so schnell zu Sätzen bringen, wie sie beschwörend, anklagend aus ihm vorbrachen. Der Krieg war zu Ende, wie konnte ein vernünftiger Mensch, der Heimat und Boden, Eltern und ein Dach über dem Kopf hatte, abermals aus freiem Willen in den Krieg ziehen? Mochten die dort im Osten zusehen, wie sie mit ihren Angelegenheiten fertig wurden. „Herr Leutnant dürfen das nicht tun. Ich halte es für eine Sünde an dem Gut und an den Eltern des Herrn Leutnant — ich meine — ich denke —“, er wurde dunkelrot vor Bestürzung und stammelte eine verlegene Entschuldigung. Ansgar schüttelte den Kopf, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm in die

Augen, sah über ihn hinaus in eine Weite, deren Grenzen nicht mit den Äckern des Gutes und nicht mit den Dächern des Dorfes zu Ende waren.

„Laß gut sein, Mathias“, sagte er leise und ruhig. „Der Krieg hat noch ein Recht an mich. Und das will ich erfüllen. Wenn ich wiederkomme, Mathias —“, er vergaß, weiterzusprechen, eine träumende Nachdenklichkeit legte sich um seine Augen. Aber die Ver-nunft des Knechtes gab sich noch nicht geschlagen. „Es ist doch kein Krieg auf irgend jemandes Befehl, Herr Leutnant. Es steht nichts dahinter, keine Einigkeit, kein Vaterland. Vierzehn war das alles anders.“

„Doch, es steht etwas dahinter, Mathias.“ Ansgar Korff sprach mit verhaltener Stimme und unbewegtem Gesicht. „Und in zwanzig oder dreißig Jahren wird es nicht nur ein Geist der deutschen, sondern der europäischen Selbsterhaltung sein. Man wird noch lange an die deutschen Ostlandkämpfer denken. Ich gehe, Mathias, laß gut sein, ich gehe. Und, Mathias, hier erfährt niemand, daß ich da war? Verstehst du, Mathias, niemand in unserer Heimat erfährt, daß ich noch lebe. Erst wenn ich wiederkomme — wenn ich auch von dort wiederkomme“, er deutete in der Richtung seines Weges. Diesmal, da es um menschliche und häusliche Dinge ging, begriff ihn der Knecht sofort, begriff ihn grenzenlos. Vielleicht hätte er es ohne die Vergangenheit nicht begreifen können, aber nun hatten sie ja zusammen im Trommelfeuer gelegen.

„Herr Leutnant“, flüsterte er mit einer unendlich behutsamen Bewegung seiner großen Hände, als

höbe er etwas Krankes in ihnen auf, „Herr Leutnant, ich weiß nicht, ob Sie damit das Rechte tun. Denn Sie ersparen keinem etwas damit. Sie irren sich. Sie sind nicht zu den Toten Ihrer Familie gezählt. Sie gelten als vermißt. Und bei den so Gemeldeten wird immer noch an eine Heimkehr geglaubt. Ihre Eltern warten auf Sie.“

Ansgar schloß blitzschnell die Augen — eine zweite weißglühende Sonne rollte am Himmel hoch, ein erbarmungsloses vernichtendes Licht, das als reine Erkenntnis sein Bewußtsein traf, dann war es vergangen.

Ansgar blücte sich — er wollte wohl den sonderbar erloschenen Ausdruck seines Gesichtes nicht zeigen —, nahm eine Handvoll Schnee auf und ließ sie zwischen seinen Fingern zergehen. „Warten — auf — mich?“ fragte er langsam zurück.

„Ja“, stieß Mathias hervor, „ja, besonders Ihre Mutter“, und mochte nicht weiterprechen.

Ansgar richtete sich auf und sah den Knecht nachdenklich an. Aber Mathias wußte nicht, ob er wirklich ihn oder etwas anderes sah. Auch wunderte er sich, weil ihm das Gesicht seines Leutnants plötzlich um Jahre gealtert schien, ohne doch die herbe Klarheit seiner einundzwanzigjährigen Jugend verloren zu haben. Ob Ansgar Korff nun vergaß, wo und wem er gegenüber stand, oder nicht — genug, er tat es. Er legte die Hand an den Mützenrand und sagte mit leiser, aber jeden Buchstaben deutlich und weittragender Stimme: „Ich gehe.“

Reichte er Mathias herzlich und kurz die Hand und ging. Ging mit federnden Schritten, ohne Hast, aber auch ohne Aufenthalt durch den Schnee, an der Außenmauer des Parkes entlang, und ward von dem Knecht nicht mehr gesehen. Während er noch die alte Parkmauer neben sich hatte, von der Mittagssonne angestrahlt und in Fugen und Rissen von Moospolstern quellend, die mit Schneewasser vollgeseugen eine smaragdene, aus fremden Meerestiefen hergewanderte Lebendigkeit offenbarten, während er immer langsamer der nahen Verheißung des Hoftores entgegenging, durchschritt seine Seele schon ungeduldig das väterliche Haus. Zuerst den mächtigen Flur, der die ganze Länge des Hauses durchlief, nach der Gartenseite durch eine spitzbogige Flügelthür mit rubinglänzenden Oberfenstern abgeschlossen war und an der Nordwand über einer schweren Ravensberger Truhe und von kurischen Elchschauflern, niedersächsischen, zumal Lüneburger Hirschgeweihen und einem herrlichen kaukasischen Steinbockgehörn wehrhaft begrenzt die Ahnenbilder trug. In Öl, in Pastell und jene beiden ovalen Wachs-Hinterglasmalereien, die die zarten Schattenrisse zweier Frauenköpfe auf dem Hintergrund einer fremden dunkelgoldenen Traumlandschaft zeigen. Vom Flur in das rote Mahagonizimmer. — „Wie hoch eure Zimmer doch sind“, sagte Ansgar leise und hielt verlegen die Hand auf den Mund. Denn er mußte entdecken, daß er mit geschlossenen Augen an der Parkmauer gelehnt hatte und nun, zusammenrutschend, im Schnee stand und in die alten hohen Baumkronen auf sah. Er preßte die

Lippen zusammen — ja, es ist wahr, er hätte sich nach den drei Stunden Weg gern eine Weile gesetzt. Das kam daher, weil er in der Gefangenschaft das ausdauernde Marschieren verlernt hatte oder besser: nicht in der Übung geblieben war. Gefangenschaft ist ein seltsames Zwischenland auf dem Wege vom Krieg zum Frieden. Sozusagen ein verschollener Krieg.

Und dann stand Ansgar am Tor und trat ebenso schnell und lautlos, wie er hindurchgehen wollte, in den Mittagsschatten eines Pfeilers. Das frostkristallisierte Gefüge der Beerensträucher verdeckte sein Gesicht und seine brennenden Augen jedem Blick, der aus dem großen sandfarbenen Haus kommen mochte. Er aber sah — —.

Seine Mutter stand im Hof und streute den Hühnern und Tauben Körner aus. Aber es kamen auch Drosseln und Späzen zum Futter im äußersten Halbkreis geflogen. Ein Mädchen mit blonden Löckchen trippelte eifrig um die hohe, zarte Gestalt der Frau. Das war das Kind mit dem Namen seiner Mutter, die kleine Viktoria Johanna, die Tochter seiner ältesten Schwester. Es wollte die kleinen Vögel, zumal die Späzen von den Körnern verschrecken, aber die Großmutter nahm das zornig flatternde Händchen und zog das Kind an sich. „Späzen will auch leben“, sagte sie dabei und lächelte.

Ansgar preßte die Handflächen zusammen, als hätte er zwischen ihnen sein dröhnendes Herz ganz in seiner Gewalt. Er starrte das Lächeln seiner Mutter

an. Oh, dieses Lächeln um die strenge und erhabene Schönheit ihres welken Mundes! Ein Lächeln, das den blassen Glanz des Tieflandwinters trug, Vergessenheit und Einschlafen im Leid. Ein Lächeln der singenden Güte. Und ihre Stimme war wie ein rauher und süßer Klang. — „Störe sie nicht. Komm zu mir, Viktoria Johanna.“ Und dann wagten Ansgars Augen, das magere Gesicht der Mutter bis zu den silbergrauen Haaren überfliegend, und über die Ruhe der Stirn, der viele durchwachte Nächte anzusehen waren, zurückfallend zu den grau gewordenen leichten Brauen — wagten seine brennenden Augen sich zu den Augen seiner Mutter hin. Sekundenlang konnte er ihren Blick einfangen. Da presste er die Nägel in die Handflächen und biß auf seine Fingerringel.

Denn in den Augen seiner Mutter, deren tiefes Braun von einem weichen gedämpften Schmelz, etwa wie Schmetterlingsflügel ihn haben, überzogen und verhüllt war, stand ein Ausdruck, der aus der immer dunklen Tiefe des Weltanfanges kam, von unterirdischen Quellen des Grames, und dennoch ein Licht trug. Ein unsagbares und in keiner Sprache der Erde zu deutendes Licht, dessen letzte Ausstrahlung in ihren mageren alten Händen lag, die die Körner austreuten. Geben und immerwährendes Geben bis zuletzt — fast wunderte Ansgar sich, daß sie dieses Ausstreuen noch tun konnte und wollte, nachdem er nun wußte, was in ihren Augen stand.

Denn Mathias hatte recht. Es war ein Irrtum. Alles, was er den schottischen Sommer lang von dem

heiteren Sichfügen seiner Eltern und ihrem Getröstetsein im Schuß ihres Namens und Standes, im Schuß ihrer Arbeit und Tradition glaubte, war ein Irrtum. Das Herz seiner Mutter unterschied sich in nichts von dem der Coarnelandmutter, und es gibt keinen Maßstab der Trauer, ob sie einem oder sechs gefallenem Söhnen gilt. Ein verebbendes Ahnen von allem, was seine Mutter in den vier Kriegsjahren litt, traf seine Seele. Und eine glühende Demut, mit der er auch der Mutter der Coarnelandsöhne eine letzte ferne Ehre erwies, ließ ihn vor sich selbst bekennen, daß die Kriege den Müttern die schwersten Wunden schlugen, weil die Mütter im Dunkeln an den Wurzeln der Kriege hocken und täglich und stündlich das leiden, was keinem Manne zu sagen erlaubt ist: die Furcht ihrer Söhne, die zitternden Sekunden, ehe sie zum Sturmangriff vorgehen. In den Seelen der Mütter bluten alle Verwundungen der Söhne vielfach nach, denn es ist immer noch das hilflose Kind, das sie der unbekanntem Gefahr und gänzlichen Verlassenheit preisgegeben sehen. Eine Mutter denkt nicht daran, daß ihr Sohn auch eine Waffe anlegt und zielt, sie sieht ihn wehrlos vor den Mündungsfeuern der Feinde stehen, ohne ihm helfen zu können.

Ansgar starrte aus weit offenen Augen auf die Körner streuende Hand seiner Mutter. Er wollte noch sehen, wie sie dies zu Ende tat, dann wollte er gehen. Denn jetzt fürchtete er die kurze Spanne des Wiedersehens und den nahen notwendigen Abschied um seines eigenen Herzens willen. Es war eine beschämende, aber übermächtige Furcht. Er dachte nicht

mehr an sie, er dachte nur noch an sich selbst, und daß er seine Seele nicht dem bitteren Kampf von Liebe und Befehl aussetzen wollte.

Etwas, das er in der Wirklichkeit des Geschehens und Handelns noch nicht gekannt hatte, weil er ja aus der Welt des humanistischen Schullebens mit kaum gewonnener Universitätsreise als siebzehnjähriger Freiwilliger in den Krieg zog, bemächtigte sich plötzlich seines ganzen Wesens, zu einer Stunde, in der er die große Sehnsucht nach diesem am wenigsten haben durfte: die einfache und glückselige Feierabendmüdigkeit des vom Acker in sein Haus heimkehrenden Landmannes. Das Gefühl überflutete ihn mit so lähmender Süße, daß er einen schmalen haßerfüllten Blick auf seinen Waffenrock warf. In diesem Augenblick sah er seine Mutter die letzten Körner auswerfen. Die Tauben trippelten um ihre Füße, und die kleine Viktoria Johanna hockte vor ihren Knien und streichelte mit gespreizten Händchen jedes Gefieder, das in ihre Reichweite kam.

Und dann sah Ansgar die Hand seiner Mutter leise, leise herabfallen, sah sie mit gesenkten Lidern dastehen und der aufgeregten Nahrungssuche der Tiere zusehen. Ob das langsame Sinken ihrer Hand oder die Geduld ihrer Erscheinung es in sich trug — Ansgar wußte mit einemmal, daß eine lodernde Kraft der Überwindung in seiner Mutter lebendig war. Ansgars Herz wurde still. Er schloß, vom Hinstarren auf den mittäglichen Schnee geblendet, die Augen. Als er sie wieder aufschlug, hatte seine Mutter die kleine Viktoria auf den Arm genommen

und stieg langsam die Stufen hinauf und ging durch die hohe Türe ins Haus.

Da trat Ansgar aus dem Schatten des Torpfeilers, legte die Hand an den Mützenrand und sah ihr mit schmalen reglosen Zügen nach. Ob es bewußt oder unbewußt ein Sichretten in die Unerlöschlichkeit der soldatischen Haltung war — er tat es, wie er es vorher beim Abschied von dem Knecht und ehemaligen Unteroffizier Mathias tat, und wie sie es da draußen alle getan hatten, wenn das Sturmbataillon vorging und die grauen Männer im Nebel verschwanden, und wenn der Hauptmann als Toter ins Quartier gebracht wurde.

Nun fiel die Haustüre von Barnfeld hinter seiner Mutter ins Schloß. Nun war sie gegangen. Nun sah er sie nicht mehr.

Sie würde jetzt noch einmal in die Küche gehen, ob dort alles im Rechten sei, und am Jagdzimmer behutsam durch den Türspalt sehen, ob sein Vater im Lehnstuhl behaglich ein Nickerchen hielt, und dann herrschte für eine Stunde Mittagsruhe auf Barnfeld. Stunde der Tagesgeister und kurzen Traumbefangenheit.

Tiefatmend nahm Ansgar den Arm herunter. In diesem Augenblick erreichte ihn ein schwacher Laut von den alten Bäumen zu seiner Rechten. Er drehte sich blischnell um. Er wußte, ehe er es sah.

Am erzgrauen Buchenstamm lehnte ein Mann. Vielleicht hatte er schon eine ganze Weile von dort den Heimgekehrten beobachtet. Und als er nun auf ihn zukam, sah Ansgar, daß er zwar immer noch im Jagdanzug durch den Wald ging, daß er aber ein

wenig gebeugt und so alt geworden war, wie er sich seinen Vater nie hätte vorstellen können, gäbe ihm jetzt die Natur nicht das wahre Bild.

Sie gingen einander entgegen. Ansgar nahm die Mütze ab. Ihre Hände trafen sich in einem festen Umspannen als die von Männern, die den Umgang mit Jagdgewehren gewohnt sind. Dann beugte Ansgar, in jäher Erschütterung um des Vaters weiß gewordenes Haar, den Kopf, und der Vater küßte ihn auf die Stirn.

„Mein lieber Sohn“, sagte er lächelnd, „wir haben immer geglaubt, daß du eines Tages —“, er stützte vor einem abwehrenden Ausdruck in Ansgars Gesicht, gewahrte das Totenkopfzeichen, das Symbol des Freikorps, auf der Mütze des Sohnes, betrachtete es zweifelnd und in einem langsamen Verstehen und nickte schwer, als Ansgar auf eine kurze, klare Weise, die den Schmerz der Ungewißheit schnell endete, gesagt hatte, daß er in weniger als einer Stunde zu den Baltikumkämpfern zurück müsse.

„Ja, wenn es so steht —!“ Es klang, als suche der Vater die Worte mühsam zusammen, und dann zog er den Sohn hastig so weit unter die Bäume, daß sie vom Haus nicht gesehen werden konnten. „Es ist für uns alle besser“, entschuldigte er sich verlegen.

„Ja“, sagte Ansgar mit einer alterslosen Ruhe, „ja, Vater, ich verstehe.“ Er sah sich scharf um — und es war schon der Blick des geländekundigen und Deckung suchenden Frontsoldaten in seinen Augen. „Da, was meinst du — ist es dir recht?“

Der Vater nickte wortlos und ließ sich zu einem doppelt gegabelten Weidenstumpf führen. Ansgar schob ein Schneepolster beiseite und bot dem Vater den bequemsten Platz. Er selbst saß ein wenig tiefer neben ihm, und so war es gut. Er konnte manchmal zu seinem Vater aufsehen und ohne Erschrecken und Leid den altershellen Augen begegnen. Er konnte aber auch, wenn ihm das lieber war, in den Wald sehen, wo die grauen Stämme der Buchen sich in einer wunderbaren Ordnung zu Reihen und Gruppen zusammenschlossen und eine unabschätzbare Tiefe des Waldes ergaben. Mit dem einschläfernden Traumton des Mittags riefen die Meisen, und es schien etwas vom Kristallinen des Winters in ihre feinen Stimmen eingegangen zu sein. Die beiden Männer sprachen flüsternd miteinander.

„Wenn du uns doch so schnell wieder verlassen mußt — es ist um deiner Mutter willen, verstehst du?“

Das Blut schoß Ansgar in die Wangen. Und das hatte er vergessen! Er hatte nur an den eigenen Kampf, um den zu schnellen Abschied gedacht. Er nickte heftig. Er war dem alten Mann ja so dankbar, daß er ihm auf diese Weise half. Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander, und es war ein Schweigen ohne Ungeduld und Qual, ein Schweigen des Horchens und linden Beisammenseins, wie es die Menschen dieses Landes manchmal miteinander haben. Der Vater atmete tief und laut. Ansgars Atem flog leicht wie der eines Falken. Und dann schien der Vater die Erschütterung über die Heimkehr des als vermißt gemeldeten, aber von seinem Herzen

nicht zu den Toten gerechneten Sohnes überwunden zu haben. Er fragte mit behutsamer Stimme, den Blick zur Erde gewandt und mit der Zwinge seines Eichenstockes im Schnee stochernd: „Und woher kommst du jetzt, fast drei Monate nach Friedensschluß?“

Es war, als sänte Ansgars Blick in eine glanzlose Tiefe hinter die Grenze des Sichtbaren, dann kam er grau und ruhig zurück. „Aus dem Verschollenen“, sagte er auf eine Weise ins Leere, als rechtfertigte er sich vor Barnfeld und dem ganzen Land.

Der Vater sah ihn groß und verständnislos an. „Ja?“ fragte er mit herzlicher Höflichkeit und seine Verlegenheit in einem matten Lächeln verbergend. „Ja? Also wie sagtest du doch?“

Ansgar strich sich über die Stirn und drehte die feldgraue Mütze in seinen Händen wie einer, der den Globus dreht. „Ich kam aus der Gefangenschaft“, sagte er still, „aus englischer Kriegsgefangenschaft.“

„Ach so“, fiel ihm der Vater erlöst und seine Freude über die gewonnene Klarheit sichtbar zeigend ins Wort. „Ach so, jetzt verstehe ich. Und du nanntest es so. Es war eine Bezeichnung, die du für Kriegsgefangenschaft fandest: doch noch Krieg, aber einer, von dem kein Heeresbericht meldet. Ein verschollener Krieg.“

Und dann fragte er mit eingekniffenem Mund und zitternder Stimme: „Und verwundet warst du nicht?“

Der Sohn lächelte und legte sekundenlang seine Hand auf des Vaters Knie — in dieser Weise den ganzen scheuen Trost seiner Jugend verschwendend. „Doch,

Vater. Brustschuß und Verschüttung. Deshalb eben kam ich in Gefangenschaft. Und eine Zeitlang war ich stumm. Man wollte mir nicht glauben, daß ich ein Deutscher war. Man verwechselte mich mit Donald Coarneland, mit einem jungen schottischen Kavalleristen.“ Er erzählte, in Erinnerung verloren, die Geschichte von den Eltern der sieben Coarnelandsöhne, aber von Joan sprach er nicht. Und als er in seinem Bericht bei dem englischen Reiterkommandeur angekommen war, fuhr er hoch und fragte hell: „Meinst du, Vater, daß Mutter es mir als Schuld anrechnen würde, weil ich mich bemühte, den alten Coarnelands den Sohn zu ersetzen, euch aber ohne ein Lebenszeichen ließ?“

Der Vater legte die Hand über die Augen, und die Gebärde rief in Ansgar für Sekunden eine unerklärliche, aber glühende Gewißheit wach, daß alle, die bei Arras-Cambrai einander gegenüberlagen — Deutsche, Engländer und Franzosen —, für die nächsten hundert und aberhundert Jahre keine Feindschaft mehr kennen dürfen.

Dann sagte der Vater klar und fest: „Nein, mein Junge. Auf jeden Fall wird deine Mutter dir diese Schuld verzeihen. Und nun danke ich dir, daß du mir die Geschichte deiner Gefangenschaft erzählt hast. Es ist gut“, er sah versonnen ins Weite. „Ja, es ist gut für alles, was kommen mag.“

Und dann saßen sie wieder schweigend beieinander und horchten auf die gleichförmigen Laute des winterlichen Waldes. Sein Vaterhaus konnte Ansgar von dieser Stelle aus nicht sehen, und deshalb hörte das

Heimweh auf, an sein Herz zu branden. Und als er zum erstenmal auf die Uhr an seinem Handgelenk sah, die nicht sein Eigentum war, sondern ihm gleichsam zur Vervollständigung seiner Uniform von seinem Hauptmann gegeben wurde, da sagte der Vater sehr leise: „Du bist Offizier. Du verantwortest selbst, was du tust. Und wenn du es für deine Pflicht hältst, den Waffenrock nicht eher auszuziehen, als bis die Bolschewikengefahr im Osten abgeschlagen ist, so muß ich mich als Vater deiner Maßnahme fügen. Nur“, die Worte erreichten Ansgar kaum, „vergiß nicht, daß du unser einziger Sohn bist.“

Ansgar lachte zuversichtlich. „Es wird nicht lange dauern, Vater. Die Bolschewiken werden sich bald vor uns aus dem Staube machen. Und wenn ich wiederkomme—!“ Er hielt vor etwas namenlos Wissen- dem in der Erscheinung des Vaters inne. Es war, als geböten die klaren Augen des Alters ihm Einhalt vor der Grenze der Zukunft, vor dem ungestümen Blick der Jugend in Gottes verhülltes Angesicht.

„Noch zehn Minuten—“, sagte er in leiser Verlegenheit und drehte die kleine Aufzugschraube der Uhr hin und her. Da richtete sich der Vater aus seinem Gebugtsein hoch.

„Hast du noch einen Wunsch, Ansgar? Möchtest du noch irgend etwas von Haus mitnehmen? Ich könnte es dir unauffällig holen.“

Ansgar schüttelte den Kopf. „Nichts, Vater. Bleib. Und grüß Mutter. Und sag ihr — sag ihr — ach, du weißt schon, was du ihr sagen sollst.“ Und nun blinzelte der Vater ihm verschmizt zu, und ein

warmes schalkhaftes Lächeln saß ihm in den Mundwinkeln. Mit Recht. Denn war es nicht eine kluge und prachtvolle Lösung der einen Urlaubsstunde, die sie hier unter Männern zum Besten der Mutter gefunden hatten?

„Noch fünf Minuten —“, sagte Ansgar und schlug einmal losé mit dem Finger auf das Uhrglas. Da nahm der Vater den Jägerhut ab, strich über sein dichtes weißes Haar und faltete die Hände. Er sprach mit einer zeitlosen Stimme und fügte die Sätze, wie wenn einer einen Brief schreibt. „Mein lieber Sohn, wenn ich dir mit dieser Stunde etwas genommen habe, dann vergib mir. Aber ich weiß nicht, wie die Mutter es aufgenommen hätte, wenn du plötzlich wiederkamst und in einer Stunde wieder gehen mußtest, um abermals in den Krieg zu ziehen. Ich fürchte, sie könnte für immer Schaden an diesem zu großen Wechsel von Freude und Schmerz nehmen, wenn ich auch kein Recht zu dieser Furcht habe, weil ihr Herz immer gesund und ihre Seele immer stark gewesen ist. Aber es könnte doch sein. Wir sind ein ganzes Menschenalter zusammen gewesen, deine Mutter und ich. Und nun möchte ich es nicht erleben, daß sie vor mir fortgeht — deine Mutter Viktoria Johanna. Ich will nicht allein zurückbleiben —.“ Seine letzten Worte verloren sich im Leeren und schienen keine Antwort zu erwarten.

Ansgar sah mit flimmernden Augen in die Ferne. Es war still zwischen den beiden Männern. Und wieder nach einer Weile setzte Ansgar die Mütze auf, mit Nachdruck und ein wenig schräg gezogen — der

Vater sah es heimlich und herzlich lächelnd —, starrte noch einmal auf die Uhr und sagte hell: „Noch zwei Minuten — jetzt — los!“

Wieder fanden ihre Hände sich mit dem festen umspannenden Griff der Waffengewohnten. Sie sahen einander in die Augen. Der Vater setzte der drohenden Woge des Abschiedes eine strahlende Güte entgegen, in der jeglicher Anprall des Schmerzes machtlos versinken mußte. Er stand sehr gerecht, beinahe gerade, und in seine Augen kam noch einmal sein bestes Mannesalter zurück. Der Sohn, die biegsame junge Gestalt mühelos in der straffen Haltung des Befehlsempfanges, hatte schon den verschlossenen, scharfen Blick des Kriegers. Nur als er seine Hand aus der des Vaters löste, warf sich sekundenlang die dunkle Welle der Trennung über sein Herz. „Wenn ich wiederkomme?“ sagte er leise und fragend.

„Ja, wenn du wiederkommst!“ antwortete der Vater still.

Dann sprang der Sohn leichtfüßig auf den Weidenstumpf, schwang sich hinüber, winkte noch einmal mit lachendem Mund und ging schnell und unaufhaltsam seinen Weg.

Der Vater sah ihm nach, bis die junge graue Gestalt hinter der starren weißen Brandung der Mittagsäcker verschwand. Dann ging er langsam in sein großes Haus. Er stützte sich auf den Stock, und seine Haltung war leicht zur Erde gebeugt.

Unsgar aber fühlte die Zeit seines Weges nicht. Denn jetzt waren alle Nähen und Fernen um ihn

erfüllt von der Seele der Landschaft. Die blaue Welle der Berge stand wie ein an- und abschwellender Gesang unter dem Himmel. Und nie hatte er das tiefe, tiefe Alter der abendländischen Erd feste mit seinem eigenen Dasein so verbunden gefühlt wie an diesem Tage beim Anblick der Teutoburger Hänge und des weißen Heidesandes. Er begann, im Takt seines Marschierens ein Soldatenlied zu summen, kümmerte sich aber nicht um den Text, und da auf diese Weise die Strophenanzahl unbegrenzt war, reichte sie hin, bis er bei den Kameraden eintraf.

An einem Sommertag desselben Jahres — vormittags, als alle Feld- und Gartenblumen noch einen Hauch jener Leuchtkraft ausstrahlten, die nur der Morgen gibt, wenn er über jede Pflanze den Glanz des Neugeschaffenen ausgießt — kam ein Mann nach Barnfeld, den niemand im Dorf und auf dem Gut kannte. Dort gab er seinen Namen mit Trost an — wobei das O nicht lang auszusprechen war, wie von trösten hergeleitet, sondern kurz und hart — Trost, Korvettenkapitän a. D. und Hauptmann im Freikorps Kleist, und wünschte, beim Gutsherrn gemeldet zu sein.

Er wurde in das Jagdzimmer geführt mit der Bitte, sich eine Weile zu gedulden, da man den alten Herrn vom Felde holen mußte. Das Jagdzimmer war ein mit Sorgfalt und Höflichkeit gewählter Empfangsraum, weil die Geduld oder Ungeduld des wartenden Besuchers sich hier in der Betrachtung mancher guten Jagdtrophäe zerstreuen konnte. Aber

Hauptmann Trost warf nur einen nebenhergleitenden Blick über die Wände, stellte hier und da ein schön geperltes Sechsergehörn fest, hegte gegen die Schädlichkeit eines Mufflon sowieso keinerlei Zweifel und richtete, an das weitgeöffnete, hohe und breite Fenster tretend, sein Hauptaugenmerk unverzüglich auf den draußen in voller Lichtflut sich breiten Blumen-garten. Vor allem mochte es eine Gruppe schlank-schäftiger, kerzengerader Gewächse sein, deren Blüten ihn mit ihrem grenzenlosen Blau anzogen und fesselten, daß er unverwandt zu ihnen hinübersah, die Zeit des Wartens vergaß und von den Blumen eine Hilfe in seiner schweren Pflicht kommen fühlte.

Denn als der alte Gutsherr, in Jagdanzug und Wickelgamaschen, die Hände noch kühl vom Gewaschensein und den frischen Geruch von Fichtennadelseife verbreitend, eintrat, den Fremden auf Barnfeld willkommen hieß, nicht ohne bei der abermaligen Dienstgradbezeichnung „Hauptmann im Freikorps Kleist“ zu erbleichen, und ihn mit einer noch gewahrten Haltung gastfreier Heiterkeit bat, Platz zu nehmen, ging der Hauptmann ohne weiteres wieder an das geöffnete Fenster, deutete mit gestrecktem Arm — marineblau, ohne Rangabzeichen — hinaus und fragte ernst: „Bitte, Herr Korff zu Barnfeld, wie heißen nun diese schönen Blumen? Es waren ähnliche blaue Blumen, über die Ihr Sohn sich in seinen letzten Stunden freute. Es war ein Mai-morgen, an dem er starb.“ Dabei traten die Kiefernknochen des Korvettenkapitäns a. D. und Freikorps-hauptmanns scharf vor unter der lederartigen braunen

Haut, und er sah den Vater seines toten Kameraden nicht an. Er stellte sich nur so, daß der Gutsherr auf jeden Fall einen sicheren Halt an ihm hatte. Aber der alte Mann fiel nicht um. Ja, er behielt sogar noch eine Weile die zuvorkommende Hausherrnhaltung bei. Er streckte den rechten Arm aus und deutete ebenfalls in den Garten, nicht so schußliniengerade auf die blauen Blumen zeigend wie vorher der Hauptmann, sondern mehr irgendwohin ins Leere.

„Das da“, sagte er, ohne den Hauptmann anzusehen, mit leise schwankender Stimme, „das da kann es nicht gewesen sein. Das ist Rittersporn. Und der blüht noch nicht im Mai. Also an einem Maimorgen ist unser Sohn gestorben.“ Und dann ließ er sich doch von dem Hauptmann zu seinem Lehnstuhl führen. Trost zog sich einen Stuhl heran, so daß er ihm nicht zu nahe, aber doch nahe genug gegenüber saß, ließ die gefalteten Hände, deren Gelenke von einem blütenweißen Manschettenrand unter dem unverwüßlichen Blau der Marineuniform verdeckt waren, zwischen den Knien herabhängen und begann ruhig und sehr genau, wie es Art eines vier Jahre lang auf einem Panzerkreuzer beheimatet gewesenen Mannes ist, zu erzählen.

Genau wie beim Abschied des jungen Ansgar Korff von seinem Vater sollte es auch diesmal nur eine Sache unter Männern sein, um die Frauen von Barnfeld, im besonderen die Mutter, zu schonen. Aber die gute Absicht wurde, wenn auch aus besten Beweggründen, von dem Knecht Mathias vereitelt. Er hatte den Fremden ins Herrenhaus gehen sehen und

erkannt, daß das Habit dieses Mannes nicht ein harmloser blauer Anzug wie jeder andere war, sondern der Rock eines alten Mariners. Da ließ er in großer Bestürzung seine Hofarbeit im Stich, behielt den Kopf nur soweit oben, um die Holzschuhe vor der Rüchentür auszuziehen und auf Socken über den weinroten Läufer, den stillen Flur zu traben, und faßte an der Thür zum Jagdzimmer festen Fuß. Als nun sehr unvermutet Frau Viktoria Johanna Korff die Treppe aus dem Obergeschoß herabkam und ihn mit Verwunderung dort stehen sah, wurde er zwar brennend rot, harrte aber in unveränderter und schicksalhaft bekennender Haltung auf dem entdeckten Horchposten aus, als ob sein umfangreiches glühendes Ohr mit dem Eichenrahmen der Thür verwachsen sei. Da Frau Korff wohl wußte, daß sie sich auf Anstand und Treue ihres Knechtes Mathias verlassen konnte, mußte hier ein ganz ungewöhnliches Ereignis vorliegen. Also ließ sie sich von dem Fremden in Marineuniform berichten, erblaßte ahnungsvoll — und dies sehen und sich selber prügeln wollen, war für Mathias ein Gedanke und ein Gefühl — und ging gefaßt und aufrecht zu den Herren hinein. Mathias sah ihrer zarten großen Erscheinung bange nach. Denn sie würde nun nichts verschwiegen haben wollen, genau wie damals im Winter nach des Leutnants unvermuteter Heimkehr, als sie mit einem einzigen Blick in die Gesichter von Mann und Knecht erriet, daß etwas geschehen war, und alles wissen wollte, schonungslos und ohne Mitleid mit sich selbst das Schicksal des Sohnes erfahren.

Und nach einer Weile wurde auch der Knecht Mathias ins Jagdzimmer gerufen, da er, abgesehen von seiner Zugehörigkeit zur Hausgemeinschaft von Barnfeld, als Unteroffizier der zweiten Kompanie ein Unrecht auf den Bericht vom Tode seines Leutnants hatte.

Der Korvettenkapitän und Baltikumhauptmann gab ihm herzlich die Hand. Mathias war es peinlich, auf Socken Haltung zu nehmen, aber recht und schlecht glückte es doch, er setzte sich neben seinen alten Brotherrn ein wenig in den Hintergrund, zog die Füße so weit wie möglich unter den Stuhl, faltete die Hände und sah wie die beiden anderen Menschen starr, hilflos und flehend den Hauptmann an. Und nun konnte der mit seinem ausführlichen Bericht beginnen.

Am Abend des 15. Mai. Befehl, die Stellung, das heißt ein lettisches Bauerngehöft, um jeden Preis zu halten, weil am nächsten Morgen der Stab samt deutscher Freikorpsverstärkung nachrücken und Quartier beziehen wolle. Sonst nichts. Keine Aufklärung: Gegen was und gegen wen halten? Und weshalb: um jeden Preis? Keine Gewißheit, ob ein Bolschewikenangriff bevorstünde, wann etwa und mit schätzungsweise wievielfacher Übermacht. Nichts. Nur der nackte Befehl. Nun, das kennt man. Das ist preussisch. Aber hier im Ostlandkrieg hat es dennoch einen anderen Sinn als an allen gewesenen Kriegsfrenten. Um jeden Preis heißt im Kriege immer ums Leben. Aber hier reicht er nicht bis zur letzten Patrone.

Erstens nicht, weil Munitionsmangel herrscht, und zweitens nicht, weil der Freikorpskommandeur es verboten hat. Die letzte Patrone behält man, wenn Gott oder das Kriegsglück die gerechte Sache verläßt, für sich selbst, oder wenn es sein muß, den schwerverwundeten, bewußtlosen, nicht mehr transportfähigen Kameraden — hat der Kommandeur befohlen, damit kein Wehrloser in Bolschewikengefangenschaft gerät und zu Tode gequält wird. Denn hier kämpft man nicht gegen Soldaten, sondern gegen Teufel. Was bleibt also zu tun? Um jeden Preis Munition sparen. Vervollkommnung in der Taktik des Fallenstellens. Den Feind beim Entwickeln des Angriffs schon überrumpeln und möglichst einzeln im Nahkampf erledigen. Die eigene Stellung kann nur zu Täuschungsmanövern und zum Unsichtbarwerden, nicht aber schlechthin als Deckung gebraucht werden wie im rechtschaffenen Stellungskrieg. Alle Befehle sind hier verschoben. Die Feuerüberfälle kommen nicht nach der Uhr wie schweren Angedenkens an der Marne, und ein Operationsplan mit Ziel, Stunde und Minute eines erlösenden Sturmangriffs würde hier seine Kräfte ins Leere verpulvern. Es ist ein scheußliches Warten, Sichirren, Vermuten, heimliches Überfallenwerden mit Mord, Messerstich und Kugel in den Rücken. Meucheltod. Ein erbarmungsloses Sich=seiner=Haut=wehren. Selbst die Befehle und Wohltaten der Natur scheinen verzerrt. Nirgendwo so spürbar wie an der Nacht. Nichts von ihrer Güte und Freundlichkeit gegenüber den Menschen, ja sogar und besonders gegenüber kriegführenden Men-

sehen, ist geblieben. Sie ist hier das Dunkel als Inbegriff aller unteren und bösen Mächte. Sie birgt Entsetzen und weckt eine dumpfe Furcht vor dem unsichtbar Lauernden, eine mystische Dunkelheitsfurcht. Niemand hat die Nächte im Bolschewikenkampf so triebhaft tief gehaßt wie Ansgar Korff. „Nächte der Teufel“, hat er sie genannt. Und niemand darum jeden einbrechenden Morgen, jeden wieder erlebten Sonnenaufgang so glühend geliebt wie er. Ja, es ist wahr: er wurde alt, hart und wortlos mit jeder Nacht, und mit jedem Morgen jung, hinreißend jung, daß sie alle, vom jüngsten Freiwilligen bis zum Kommandeur, sich oft genug Zuversicht, Ruhe und Freude holten an nichts als dem Anblick, der Wirkung seiner Jugend. Ein Tautropfen im Gras, das Lied einer Lerche oder auch nur der erste Hahnenruf konnten ihn zu trunkener Lebenslust begeistern. Es war soviel unverbrauchter Lebenswille, soviel Verlangen nach dem Schönen und Weiten der Welt in ihm, daß er alle damit im besten Sinne ansteckte.

Er brachte es fertig, nach einem draufgängerischen und glücklich vollendeten Patrouillengang und korrekt erstatteter Meldung mit einer selbstherrlichen Kehrtwendung seinen Hauptmann stehenzulassen, die Mütze vom Kopf zu reißen und in die blaue Luft zu schreien: „Gruß allen rechtschaffenen Männern auf hoher See! Gruß allen Kämpfern zu Wasser und zu Lande! Wir sind die Befreier der Welt! Wir erlösen die Welt vom Bösen!“ Und kein Vorgesetzter, herauf bis zum Kommandeur, konnte ihm solche Ausbrüche der Freude und Lebenslust übelnehmen.

Am dieser Stelle seines Berichtes hielt der Hauptmann inne und sah Frau Korff an. Ihr schmerzvoll ruhiges Antlitz hatte gezuckt, und ihr Mund sich zum Sprechen geöffnet. Alle errieten, daß die Worte des Sohnes von der Erlösung der Welt vom Bösen sie als ein Frevel, eine jugendlich unbesonnene Versuchung Gottes erschreckten und verletzten. Aber dann sprach sie doch nicht, weil sie wohl erkannte, daß innerhalb der Bannmeilen des Krieges, zumal des Bolschewikenkrieges, allem Gesagten und Ungesagten eine größere Freiheit gegönnt ist.

So fuhr der Hauptmann denn in seiner Erzählung fort, übergang mit Rücksicht auf die Mutter die Einzelheiten der militärischen Ereignisse.

Am Abend des 15. Mai Maschinengewehrangriff der Bolschewiken, den man im großen und ganzen ohne Abwehr über Stellung und Geländeabschnitt ergehen lassen mußte, um die genaue eigene Position nicht zu verraten. Dabei wird ein Mann vom Zuge des Leutnants Korff erschossen. Als Gegenmaßnahme, als krachende Antwort und Rache — denn in den Freikorpskämpfen zählt jedes Mannesleben zehnfach —, ein ebenso kluger wie verwegener Handgranatenüberfall, geführt von Leutnant Korff, der drei MGs des Feindes manövrier-, will sagen: schußunfähig macht. Dann die denkwürdige Nacht, in der die Stellung von fünffacher Übermacht gestürmt wird und auf die allerprimitivste Weise gehalten werden muß: Die Leute sind in die rechts und links ausgeworfenen Gräben verteilt, schießen hier und da, um den Feind abzulenken und irrezuführen,

während die Hauptkraft der Truppe in der Stellung totenstill bleibt, um zunächst, als der Feind walzenartig ins Gelände ausschwärmt und das Gehöft gleichsam mit einem Handstreich nur durch eine kleine Gruppe nehmen will, diese möglichst im Nahkampf zu erledigen, den Feind auf die Weise über Stärke und Kampfmittel seines Gegners im Ungewissen lassend, und dann durch Ausfall der Gesamttruppe die nun dünn gezogene Linie des Feindes Stück für Stück aufzureiben, jene Taktik verfolgend, daß jeweils der Einsatz der vollen Truppenstärke auf einen Teil der gegnerischen Truppe eher den Sieg für sich hat als ein Totalangriff mit verteilten Streitkräften.

Immer bleiben bei einem solchen Unternehmen die nahezu verbindungslos in den weitläufigen Gräben im Gelände liegenden Leute das Opfer und können bestenfalls durch Geschicklichkeit und List und Rückzug auf die gesicherte Stellung mit heiler Haut davorkommen. Aber diesmal scheint alles gut zu gehen. Am Morgen trifft wirklich das Versprochene ein: der Stab samt einer neuen Kompanie, zwei MGs und vorläufig noch ungezählten Patronengurten. Und dann erst, wie es hell wird und vom Feind nichts mehr zu sehen ist — seine Toten und Verwundeten nimmt er auch unter allen Rückzugsschwierigkeiten mit, um keine Handhabe zur Feststellung von Verlustziffern zu geben —, da erst, beim jungen Licht des Maimorgens, wird man gewahr, daß Leutnant Korff sich mit einem Weichenschuß in die Stellung zurückgeschleppt hat. Daß er, wie er mit

einiger Mühe erzählt, zwei Stunden horchend in der Ecke gelegen hat, den Lauf der entschicherten Pistole am Mund, Finger am Abzug, um loszulassen, wenn die Bolschewiken siegten und das Gehöft besetzten. Darum lobte ihn der Kommandeur.

Ein einziges tiefes zitterndes Atmen ging durch das Jagdzimmer von Barnfeld, als der Baltikummann mit seinem Bericht so weit war. Nun ja, man konnte mit diesem Marineoffizier nicht hadern, weil er zur Schilderung eines Stellungsgefechtes soviel Zeit brauchte, selbst die Mutter konnte das nicht, obwohl er ja gerade um der Mutter willen alles Militärische nicht hatte erwähnen wollen. Wenn es sich um Geschüßtürme, um das Einschieben und Abschießen von Torpedos gehandelt hätte, wäre er wohl schneller zum Ziel gekommen.

Er schien selbst daran zu denken. Eine leise Verlegenheit und Trauer spiegelte sich auf seinem verwitterten Gesicht und ließ es sekundenlang weicher und jünger erscheinen.

Ja, da also lag Ansgar Korff. Es war nicht die Kugel, die der Soldat sich wünscht, wenn es denn schon ans Sterben gehen muß. Und es war auch nicht die Kugel aus dem schönen alten Reiterlied: „Heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.“ Es war ein zunächst gar nicht lebensgefährlicher Bauchschuß. Dann aber — ja, wenn ein vernünftiges Lazarett und genügend Pflegepersonal dagesewesen wäre. So aber wurde es ein langsames, tapfer getragenes Sterben. — Wie?

Der Hauptmann sah auf und begegnete den entsetzt und beschwörend aufgerissenen Augen des Knechtes, der in bittender Abwehr gegen ihn und zugleich die Mutter erhobenen Hand des alten Gutsbesizers. Aber es war und blieb wohl so, daß er aus einer anderen Welt kam und ihre Sprache redete. Er fragte verwirrt und wie zu einer ihm selbst nicht ganz klaren Entschuldigung ansiehend: „Bitte? Ja gewiß, es ist hart, aber es war so. Und man soll denen, die es bestanden haben, das Recht ihres schweren Kampfes lassen und nichts daran beschönigen wollen. Aber verzeihen Sie die Ausführlichkeit, gnädige Frau.“

Da sagte die Mutter mit blasser und unendlich fern herschwebender Stimme: „Bitte, erzählen Sie zu Ende, Herr Hauptmann. Alles so, wie es war.“ Der Hauptmann verbeugte sich stumm, räusperte sich, als müßte er seine Stimme in das Zimmer von Barnfeld zurückholen.

Um es kurz zu machen — das war am Morgen des 20. Mai. Ein Morgen im Frühling des Ostens. Der Wind wehte noch kühl vom Baltenmeer. Aber der Himmel war wolkenlos, und auf dem ganzen Land lag Glanz ohne Ende, und in den Gräsern funkelte der Tau. Da spürte Ansgar Korff wohl, daß es sein letzter Morgen war. Er bat, man möge ihn nach draußen tragen. Auf einer Strohschütte lag er an der Südseite des Hauses. Vor sich hatte er ein verwildertes Stück Gemüsegarten, und zwischen Gras und Rüchenträutern stand da mit hohem, geradem Schaft eine blaue Blume. Ein ungeheuer klares, eigentlich gar nicht zu beschreibendes Blau. Der Morgen und

die Jugend an sich schienen in dieser blauen Blume Sinnbild geworden zu sein. Das mochte auch Ansgar Korff fühlen. Denn er deutete mit einer schon matten Bewegung zu ihr hinüber und flüsterte: „Es ist doch schön zu leben. Ich hätte gern noch gelebt.“

Er hatte noch einmal einen schweren Kampf mit den Schmerzen zu bestehen, der sein Gesicht zur Unkenntlichkeit verzerrte, weil er nicht schreien oder weinen wollte. Danach war er zu schwach, um sich rühren zu können. In seine Augen trat der Glanz des Überirdischen, die Pupillen wurden weit. Sein schon verdunkelter Blick suchte noch einmal die blaue Blume, die wie eine jenseitige unbewegte Kerzenflamme im Morgen stand. Vielleicht waren seine Gedanken schon nicht mehr beim Freikorps und bei den Kameraden, vielleicht dachte er an die Blumen im Garten seines Vaterhauses. Das weiß niemand. Jedenfalls war er in dieser Stunde nicht allein. Sie standen alle um ihn herum, der Kommandeur hockte neben ihm am Boden, um seine Stimme noch zu verstehen, und der Hauptmann hielt seine erkaltende Hand. Und es war der Hauptmann, in dessen Augen sein verlöschender Blick landete, den die letzten Fragen des versinkenden Bewußtseins erreichten: „Kannst du als Vorgesetzter mir noch irgend etwas über mein Leben sagen?“ — „Du hast immer deine Pflicht getan“, antwortete der Hauptmann mit erstickter Stimme. Da ging noch einmal etwas wie ein Lächeln über sein junges Gesicht. „Wie alt bin ich?“ flüsterte er. „Einundzwanzig Jahre“, antworteten der Hauptmann und der Kommandeur wie aus einem Munde. „Ein-

undzwanzig“, wiederholte er sehr leise. „Ist ja noch etwas jung zum Sterben.“ Und dann kam die Seele noch einmal von der fremden Grenze zurück. Er sah diejenigen von den Kameraden, die ihm am nächsten standen, noch einmal groß an und flüsterte: „Lebt wohl!“ Und flüsterte, nur noch den Hauptmann ansehend: „Grüß meine Eltern — und — danke für alles“, und zuletzt einen Satz, den keiner verstand. Der Kommandeur meinte, er habe „Meine liebe Mutter“ und „Gott“ geheißen, und das kann gut möglich sein. Aber es waren noch andere Worte da, und unter ihnen glaubte der Korvettenkapitän a. D. und Hauptmann einen englischen Frauennamen zu erkennen, während der Mann, der beim Angriff neben dem Leutnant im Graben gelegen hatte, den Namen des Freikorps heraushörte. Aber wie es auch sei — es ist am Ende gleich. Denn es war ein weiter Tod angesichts des Morgentaus auf Gräsern.

Und dann, ja dann drückte ihm der Hauptmann die Lider zu. Die leuchtenden grauen Augen, in denen zu gleichen Teilen Glück und Schmerz gestanden hatte, waren in den blau umschatteten Höhlen zur Ruhe gekommen und für immer das Schweigen in dem jungen Gesicht zu Hause.

„Und dann haben wir ihn dort oben in der Ostland-erde begraben.“

Der Korvettenkapitän a. D. und Freikorpshauptmann hatte seinen Bericht beendet. Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn, obwohl es kühl im Jagdzimmer von Barnfeld war.

Niemand sprach.

Der Knecht Mathias hielt das Gesicht zur Wand und fuhr von Zeit zu Zeit mit den Fäusten über die Augen.

Der Vater hatte den Blick zur Erde gewandt.

Und dann sahen alle die Mutter an. Sie saß mit geschlossenen Augen und steif gehaltenem Kopf am Tisch, und die Tränen fanden schwer und langsam ihren Weg, wie die Natur ihn vorschreibt. Als sie sich in den Mundwinkeln sammelten, schluckte die Mutter sie hinunter, wartete noch eine Weile, bis die Augen von Tränen frei waren, und schlug sie auf. Und es stand ein fremdes verhülltes Licht in ihren Augen, ein Leid und eine Güte, die weit, weit hergeholt und vielleicht das letzte Lächeln von den stummen Lippen ihres jungen Sohnes waren. Dann sprach die Mutter, und ihre Stimme schien in ihrer linden Wärme und in ihrem halblauten Klang aus der Unendlichkeit der Sohneswelt zur Erde heimgekehrt zu sein.

„Und die Mutter jenes Donald Coarneland hat es sechsmal erlebt“, sagte sie in die Stille des Raumes, und aus der Tiefe ihres eigenen Schmerzes stieg das Mitleid, stieg die unergründliche Verwandtschaft mit der unbekanntem Mutter aus dem gewesenen Feindesland — die Männer spürten es in trostvollem Erschauern.

Und dann wandte die Mutter sich an den Kameraden ihres toten Sohnes und sagte in leiser Herzlichkeit: „Sie müssen jetzt etwas essen, Herr Hauptmann

Trost. Und wählen Sie bitte selbst und geben es an, welchen Wein Sie trinken wollen, roten oder weißen. Und danach müssen Sie im Fremdenzimmer eine Weile ausruhen. Denn es ist Mittag."

Der Korvettenkapitän a. D. und Hauptmann im Freikorps „Kleist“ sah mit abwesendem, dennoch weitem und alles umfassendem Blick in die dunklen Augen der alten Frau, zuckte wie zur Gegenwart erwachend und sagte kurz: „Ja, danke!“ Stand auf, verbeugte sich schweigend vor der Mutter des toten Leutnants und zog ihre Hand an seinen schmalen zusammengepreßten Mund.

Und weil er tatsächlich hungrig und müde war, ging er, um zu erfragen, wo das Speisezimmer sei, und nötigenfalls in der Küche um ein einfaches und beschleunigtes Auftragen des Mittagessens zu bitten, da die Hausfrau und der Gutsherr noch einiges im Jagdzimmer zu besprechen hätten, er aber ohne Aufhebens allein speisen wolle und keinen andern Wunsch habe, als sich im Fremdenzimmer für eine Stunde zum Schlaf auszustrecken.

Ja, es ist wahr, er sprach mit der ältesten Magd über diese kleinen Wichtigkeiten, ernst und ausgiebig, als handele es sich um Maschinenkommandos. Eine Ruhe, die durch nichts mehr gefährdet schien, war über ihn gekommen, nachdem er sich nun seines schweren Auftrags entledigt hatte. Und sein Herz, das niemanden auf der Welt mehr hatte, war von einem Glück ohne Namen erfüllt, als er über die Treppen und Flure des alten Hauses ging wie einer, der niemals hier fremd gewesen war. Was er in

fünf Kriegsjahren für immer verloren glaubte, wurde ihm neu zuteil.

Während der Hauptmann längst den abgründigen kurzen Schlaf des Soldaten schlief, saßen Ansgar Korffs Eltern und der Knecht Mathias noch immer im Jagdzimmer von Barnfeld beieinander, das nun vom Mittagelicht und den nahen Buchen mit einer grüngoldenen Dämmerung erfüllt war.

Und der Vater und der Knecht Mathias sahen in der Ratlosigkeit ihres Kummers die Mutter flehend an, und die Mutter lächelte ihnen gramvoll und gütig zu.

Da stand der Gutsherr langsam und ein wenig steif auf, trat an den Tisch und legte die Hand auf das graue Haar der Frau. Der Knecht sah es und ging leise aus dem Zimmer. Der Gutsherr wollte sprechen, aber er fand die Worte nicht. Das spürte die Frau in ihrem wunden Herzen. Sie nahm seine Hand, hielt sie eine Weile in ihren Händen und sagte flüsternd: „Nun schlafen die Kleinen.“

Der Mann lauschte mit angehaltenem Atem. Hatte er recht gehört? Ja, ein Trost, wieder ein Trost. Der Sohn ist nicht mehr, der einzige. Alles, was seine Eltern einmal von seiner Zukunft träumten, das Glück und die Leistungen, mit denen er vollenden sollte, was sie selber nicht erreichten — das alles wird nie sein. Ein Grab im Osten und sein Name in einer tapferen ehrlichen Regimentsgeschichte und dann Schweigen. Aber ist deshalb der Klang junger Stimmen für immer in Barnfeld verstummt, das Lachen und die Freude der Frühe? Nein, und über

den Tod hinaus nein. Da Gott den Sohn unter das strenge Gesetz seiner auserwählten Krieger berief, zu jenen, die Opfer wurden, ehe ihr männliches Leben dem Schoß der Frauen vertraute, um nach irdischen Mäßen Unsterblichkeit zu gewinnen — da der Sohn siegte, unter der Kugel sank und starb, wuchs in den Tochterkindern eine neue Jugend heran. Menschwerdung und erste Kindheit, die Viktoria Johanna Korff, die grauhaarige sanftmüthige Frau, die Sohnesmutter und herzlichste Freundin ihrer erwachsenen Töchter, zum andernmal und in einer gewandelten Geburt der Seele nahe ihrem Herzen trug und dem Leben anheimgab. Alle Liebe und Sorge nun ihnen, den Enkeln.

Der Gutsbesitzer ging zu seinem Lehnstuhl zurück, und es war nun Stille in seinen vergrämten Zügen, als er der Frau in das leiderfahrene geläuterte Antlitz sah. Güte — Güte ohne Ende. So wie der Mann erstes tödliches Gesetz Gottes war, sind die Mütter sein letzter lebendiger Gedanke. Wie Liebe und Tod verschwifert sind, so Mutter und Unsterblichkeit.

„Ja, nun schlafen die Kleinen“, sagte der Guts Herr und sah die Frau mit verhaltenem Leuchten seiner hellen Augen an.

Aber die Kinder schliefen nicht mehr. Sie saßen in ihren Bettchen und horchten. Etwas ging im Haus um. Sie sahen es nicht, aber sie hatten es mit der ganzen zarten Kraft ihrer Kindernerven erspürt. Es war auch nichts, vor dem sie sich fürchten mußten, es war nur etwas sehr, sehr Fremdes. Das kleine

Mädchen begriff es noch nicht, aber dem sechs-jährigen Ernst grub sich die erste flüchtige Falte zwischen die Brauen. Er wartete auf mehr, als daß die Großmutter kam, sie aus dem Mittagschlaf zu wecken. Doch nach einer Weile des Nachdenkens nahm der Alltag, der auf dem großelterlichen Gut allemal festlicher zu sein schien als im städtischen Elternhaus, ihn wieder gefangen. Nach ernsthafter Beratung faßten die beiden Kinder den Entschluß, sich selbständig auf die Entdeckung des fremden Mannes im blauen Rock zu machen, den sie an ihrem Kinderzimmer hatten vorbeigehen sehen, und von dem der Junge zu wissen behauptete, daß er ein Admiral sei, der seine goldenen Tressen verloren habe. Er malte mit trauriger Wichtigkeit aus, wie dies geschehen sein könnte, und dabei wurde seine Geschichte der des Königs ähnlich, dessen Krone ins Meer fiel. Die kleine Viktoria Johanna sagte bedauernd: „Oh!“ Staunte wie immer mit runden glückseligen Augen zu dem älteren Bruder auf und drückte ihr Stoffkaninchen an sich, um es notfalls dem armen Admiral zum Trost zu schenken. Dann nahm der schmalgliedrige braungebrannte Junge sein dickes, rosiges Schwesterchen an die Hand und machte sich aus dem ersten ahnungsvollen Begreifen männlicher Verwandtschaft und der noch dunkel tastenden Sehnsucht nach dem Vorbild auf die Suche nach dem fremden Seemann.

Der Korvettenkapitän a. D. und Freikorpshauptmann hörte den aufgeregte wispernden Stimmen und dem sanften Geräusch der nackten Kinderfüße vor der

Türe seines Zimmers eine Weile lächelnd zu, dann ging er, durch den Schlaf ausgeruht und wieder in dienstlicher Vollkommenheit seines Außern, zu den Kleinen hinaus. Der Anblick des Jungen machte ihn sekundenlang stumm, und die Todesstunde seines Kameraden warf noch einmal einen blassen Schatten ins Heute. Denn die noch zarten ernstesten Züge, die klare Stirn des Kindes, die ihm schon das Siegel künftigen Willens zu tragen schien, waren wie ein verjüngtes Ebenbild des toten Ansgar Korff. Nur andere Augen — nicht die graue Tiefe, sondern ein strahlendes Blau, das sich nun dunkler färbte, als der Sechsjährige in seliger Begeisterung rief: „Herr Admiral!“

Der Korvettenkapitän a. D. nickte lachend, mit einem zwiespältigen Gefühl von Zuversicht und Trauer bemüht, den Traum der jungen Seele aufrechtzuerhalten. Dann nahm er das runde kleine Mädchen, das ihm sein Stoffkaninchen liebevoll ans Kinn presste, auf den Arm, reichte dem Jungen, der ernst und in einer unbewußten frühen Blut des Glaubens neben ihm ging, die Rechte und trat so in das Jagdzimmer zu den beiden Alten.

Vielleicht tat er es nur zu seiner eigenen Freude, vielleicht auch wollte er mit diesem Hinweis auf den ihnen gebliebenen Anteil am Zukünftigen dafür danken, daß die Mutter in der Stunde der Todesbotschaft schon wieder dem Leben ihr Herz öffnete, indem sie für den Kameraden ihres gefallenen Sohnes mit Mittagsmahl und Schlaf Sorge trug — genug, er würde wohl wissen, warum er es tat. Er setzte das kleine Mädchen in den Schoß der alten Frau, und

während er den Arm um die Schulter des Jungen legte, sagte er mit ruhigem schweren Blick, der noch einmal die langen Jahre seiner Kämpfe zu durchmessen schien, zu dem alten Mann hinüber: „Die Kriegsgeborenen und Späteren, deren ernste Aufgabe es sein wird, militärisch, politisch und weltanschaulich das zu vollenden, was wir begonnen haben: die Verteidigung Europas gegen die asiatische Despotie des Bolschewismus —“, und dann schwieg er mit der feinen männlichen Verlegenheit dessen, der sich scheut, Worte um Dinge seines Innern zu machen. Aber der Vater seines toten Kameraden verstand ihn ohne den vollendeten Satz und nickte ihm seine stumme Antwort zu. Und die ungesprochene Verheißung der Männer — mochte sie nun aus dem Ewigen kommen oder aus der ersten leidenschaftlichen Einsatzbereitschaft des Jungen Ernst, sichtbar in der Weise, in der er zu seinem Admiral auffah, so wie manchmal in den Augen der Kinder sekundenlang die Offenbarung kommender Völkerschicksale steht — legte sich auch lindernd über das zerrissene Herz der Mutter. Während sie die weichsohligen kleinen Barfüße der Enkelin in ihren Händen hielt und leise sich hin- und herzuwiegen begann, uralte und unvergänglich ihrem Schmerz wie dem Kind eine Melodie des Einfachen und der Ruhe summend, ging der Gutsherr, um nun dem Gefinde den Tod seines Sohnes anzufagen. Und der Hauptmann schlenderte dahin, wo er den Knecht Mathias im Hof Holz hacken sah, setzte sich auf einen Klotz und leitete das Gespräch mit den Worten ein: „Man ist hier wie zu Hause.“

Nur Ernst, nachdem er an der Seite des Großvaters das Beileid des Gesindes entgegengenommen und aus dem fast Erloschenen der Erinnerung um den kaum gekannten, aber jetzt um so stürmischer verehrten Onkel einige kindliche Tränen geweint hatte, fand niemanden, zu dem er sprechen konnte. Nicht einmal den Admiral, denn der erschien ihm zu erhaben für die verwirrte Fremdheit dessen, was in ihm erwacht war. Er ging durch den stillen Garten, balancierte auf einem Baumstamm über die Gräfte, sah sich um, ehe er in den Wald trat, und begann zu laufen. Rannte in leichten Säßen zur Waldwiese und warf sich ins Gras. Er fühlte die Worte seines Großvaters: „Mein Sohn Ansgar ist im Ostlandkampfe gefallen!“ wie ein rätselhaftes Vermächtnis an seine noch träumende Seele branden. Die Spur des Todes hatte zum erstenmal sein unerschlossenes Dasein gekreuzt. Und während er allein inmitten der Waldwiese lag, ahnte er zum erstenmal, was es mit dem Leben in einem Land und unter Menschen, die die gleiche Sprache reden, auf sich hat. Es war das schwere, scheue und einsame Glück allen Anfangs.

## Männer im Baltenland

Dina und Valentine hießen die Mütter. Sie waren beide in Kurland zu Hause und hatten jede einen Sohn, um den sie in den Schrecken der bolschewistischen Revolution viel litten. Diese Sorge brachte sie in wenigen Stunden einander näher, als alle Feste der früheren glücklichen Jahre es tun konnten. Außerhalb dieses einen waren sie ungleiche Mütter. Valentine von Kerffing, die Frau eines baltischen Adligen, war in Rußland geboren. Dina kam aus Deutschland und hatte einen Mann aus der Familie Sekard, die erst seit zwei Generationen in Kurland lebte. Die Söhne der beiden Frauen, seit frühester Kindheit befreundet, waren vom Schicksal bestimmt, das Vielfache der baltischen Geschehnisse zu erfüllen. Die Mütter freilich ahnten dies nicht, ahnten es am wenigsten, als zwischen den Jahren neunzehnhundertundachtzehn und neunzehn über den Landstrich, in dem sie wohnten, sich eine kurze Stille der Kämpfe zu senken schien.

Dinas Sohn, Hermann Sekard, stand in der Winter- nacht. Über ihm waren die Sterne, um ihn der dunkle Hof seiner väterlichen Pfarre und weiter die verschneiten Felder und Wiesen von Kurland.

Er hatte seinen Eltern zurufen wollen, daß keine Patronen für den Revolver mehr im Hause seien, daß der Vater aber angesichts der Bolschewikengefahr unmöglich ohne Waffe ausfahren dürfe — denn sein Jagdgewehr müsse er, der Sohn, doch zurück-

behalten! — und daß dieser Nickfänger wenigstens im äußersten Fall ein Verteidigungsmittel sei.

Er hielt das blanke Messer in der Hand. Doch nun brachte er kein Wort hervor. Er sah in das Gesicht seiner Mutter, auf das der Schein der Laterne fiel. Ein fremdes, gewandeltes Gesicht, das sich von dem Gestern und Heute so weit entfernt hatte, als wäre er, der einzige Sohn, nicht mehr da — im Kampf gegen die Bolschewiken gefallen oder niemals geboren. Da wußte er, daß seine Mutter nur eine Sorge hatte — die um seinen Vater Aurelian Sekard. Es legte sich wie ein eiserner Ring um seine Kehle. Er starrte in die Nacht. Doch er brachte seine Gedanken nicht zu seiner Mutter zurück. Er dachte mit einem Gefühl dumpfer Verlorenheit an sich und sein Leben. Als Rußland in den großen Krieg eintrat, war der Balte Sekard zu jung, um dem Zaren seinen Eid zu leisten. Das ist jetzt gut für ihn, zum mindesten erleichtert es ihm manches. Jetzt, da russische Staatsbürger deutsche Freikorps zum Schutz gegen Russen anrufen. Er war als Freiwilliger in die baltische Landeswehr eingetreten, und sein Kommandeur, der wenig sprach, nannte ihn eines Tages einen guten Soldaten. Das bedeutete viel. Er mochte etwa ein halbes Duzend Gefechte hinter sich haben, als er sich auf einem Gewaltmarsch, der zur Vereinigung mit einem deutschen Truppenteil führen sollte, eine schwere Lungenentzündung holte und, da man zur Zeit kein Lazarett zur Verfügung hatte und sich mit kranken Kriegern nicht aufhalten konnte, vorläufig als dienstuntauglich entlassen und dahin gebracht wurde, wo man keine Mühe

mit ihm hatte, er selbst aber die beste Pflege genoß — in seine elterliche Pfarre. Dort fieberte und hustete er noch eine Weile, lag auch wohl einige Tage zwischen Leben und Tod, wurde dann aber wieder gesund, wie er selbst es von seinem durch Schwimmen, Turnen und Reiten früh gestählten Körper nicht anders erwartet hatte. Die einzige Bitternis, die die Krankheit in ihm hinterließ, galt der Tatsache, daß er den Anschluß an die Deutschen nun verpaßt hatte. Und obwohl seine Vernunft ihm einredete, daß dort nicht anders gekämpft würde als bei den Balten, daß Waffen und Geist hier wie dort die gleichen seien, so blieb doch in seiner Seele eine scheure Blut, mit der er von den deutschen Kriegern irgend etwas erwartete, was ihm das Leben an anderer Stelle niemals geben konnte. Nie hatte er es mit soviel Gewißheit gefühlt wie in dieser Winternacht, daß er darüber hinaus wenig von sich sagen konnte. Er war zwanzig Jahre alt und ein Student der Rechtswissenschaften. Er hatte dieses Studium nicht eben aus übergroßer Liebe zum künftigen Beruf gewählt, vielmehr sah sein ungestümer Weitendrang und ein früh gehegtes Verlangen nach fremden Ländern und Meeren im Diplomatendienst beim Auswärtigen Amt eine baldige Möglichkeit, in die Welt hinauszukommen, gleichsam zwischen Rom und Peking, Guatemala und Helsingfors dem Gesetz von der Vergänglichkeit der Kulturen und dem steten Wandel von Völkermacht und Rassenrecht nachzuspüren. Aber wer weiß, wie es mit diesen Träumen seiner Zukunft nun werden mochte? . . .

Hermann Sekard fuhr aus der dumpfen Benommenheit seiner Gedanken hoch. Ein Doppelschatten, ungefüge und keiner Gattung, weder Mensch noch Tier zugehörig, ein Schatten wie einem dämonischen Schöpfungsabgrund entstiegen, fiel vor seine Füße, warf sich wachsend in riesenhafter wallender Schwärze hin und her und stand, in das edle Ebenmaß seiner Gestalt verwandelt. Ein Mann und ein Pferd. Aurelian Sekard — der Protestantensparrer mit dem römischen Kaisernamen, wie der Sohn ihn manchmal neckte — führte selbst den Fuchshengst aus dem Stall vor den Schlitten. Groß und breit war der Mann, mit durchdringenden Augen unter einer mächtigen Stirn.

Und auf der Treppe stand unbewegt Dina Sekard, eine Mutter von mädchenhafter kleiner Gestalt, und sah zu Aurelian hinüber. In fast fünfundzwanzigjähriger Ehe hatte sie mit ihm gelebt und nun sagte sie in dieser Nacht finster und zitternd: „Ich verstehe dich nicht. Niemand hat dich gerufen!“ Und noch einmal weicher in ihrer hilflosen Anklage: „Niemand.“

In ihrem immer noch blonden Haar wühlte der Wind. Er kam von Ostsüdost, seit Tagen kam er daher — aus den Tiefen von Rußland, bitter und weh. Ja, er ist ein asiatischer Wind. Sie aber liebt keinen so sehr wie den, der von Westen steht, der über Ostpreußen weht und der ganzen norddeutschen Ebene, der glauben läßt, daß er noch aus der Tiefe des Münsterlandes kommt, daher, wo sie zu Hause war, ehe sie dem Pfarrer Aurelian Sekard nach Rurland folgte. Mit schnellen, fast kindlichen Schritten lief sie

die Treppe hinab und stand vor dem Pferd. „Bleibe bei uns!“ flüsterte sie stoßweise. „Verlaß uns nicht. Hermann und ich stehen dir näher als irgend jemand aus deiner Gemeinde. Näher als deine besten Freunde, und wenn es auch die Kerffungs wären. Fahr nicht, Aurelian!“

Aber der Mann hörte nicht auf die Stimme der Frau. Statt einer Antwort wandte er das große hagere Gesicht horchend in die Nacht. Denn es war vor Stunden eine Stimme über das weite verschneite Land gekommen, eine langgezogene gellende Klage. Woher und warum? Und waren es Menschen, die schrien, waren es Tiere? Verlorene Klage in einem Land, das vom Eismeer zum Kaukasus, vom Amur bis zu den Türmen von Riga reicht.

„Unwissen und Leiden — der Menschheit Los“, sagte der Pfarrer durch die geschlossenen Zähne. Ob die Frau ihn nun verstanden hatte oder nicht — ein unbeherrschter schluchzender Laut kam aus ihrer Kehle. Sie fiel dem Mann in den Arm, ihm fast das Kopfgeschirr des Pferdes entreißend: „Tu es nicht, Aurelian! Was soll aus mir werden?“

Einen Augenblick war das bartlose Gesicht des Mannes wie erstarrt. Er beugte sich vor, ob er recht gehört hatte, und seine Hände, die mit schnellen kräftigen Bewegungen den Fuchshengst einspannten, hielten inne. Behutsam legten sie sich um das leidvoll verzerrte Gesicht der Frau. „Und dein Sohn?“ fragte er leise und sah ihr in die Augen. Da öffnete Dina Sekard in einem langen zitternden Atemzug den Mund und nickte. „Ja, Hermann, unser Sohn“,

sagte sie und stand wieder ohne des Mannes Halt. Er wärmte mit den Händen das kalte Eisen des Zaumes, ehe er ihn dem Hengst einlegte. „Begreifst du nun, Dina, daß ich nicht nur fahren will – daß ich fahren muß?“ Sie horchte auf. Etwas Fremdes war in seiner Stimme, eine namenlose Sanftheit und Trauer wie ein Geständnis. Da half sie ihm bei den Zurüstungen der nächtlichen Fahrt. Sie rannte hin und her, legte den Fußsack und die Decken in den Schlitten. Zuletzt stellte sie sich vor den Mann, hob sich ein wenig auf den Zehen und zog ihm den pelzgefütterten Mantel, den zuzuknöpfen er sich noch keine Zeit genommen hatte, über der Brust zusammen.

Da ging ein Feuerschein hinter dem fernen dunklen Waldbrand hoch. Der Mann stützte sich jäh auf die Schultern der Frau, die neben seiner breiten Größe nun schmal und klein wie ein Kind erschien. Sie starrten Kopf an Kopf hinüber, ihre Stimmen vereinten sich in einem heiseren Laut.

„Das ist Schloß Kerffung“, stieß der Mann hervor.

„Nein, es ist im Dorf“, beharrte die Frau. „Niemals ist es Kerffung. Warum denkst du immer daran zuerst?“

Aber der Mann überhörte die wunde Frage, die um keinen Preis Anklage werden wollte, in der Stimme der Frau.

„Mein Gott – und wenn es die Kirche ist?!“

„Es ist doch Kerffung“, sagte Dina dumpf und senkte den Kopf. Der Pfarrer stöhnte leise, seine Hände fielen schlaff von den Schultern der Frau.

Dann warf er mit großer fliegender Bewegung die Zügel über dem Rücken des Pferdes zurecht, wandte sich noch einmal zu der Frau, die zitternd vor Kälte und Furcht im Schnee stand: „Vielleicht ist es nur ein Brand, ein gewöhnlicher Brand.“ Die mächtige Güte seiner Augen umfing sie lindernd. Da stürmte der Sohn heran, nicht so hoch wie der Pfarrer und schmaler. Er schwang etwas in der Faust und reichte es in den Schlitten. „Hier“, drängte er atemlos, „nimm wenigstens dies mit. Ganz ohne Waffe darfst du nicht fahren!“

Der Pfarrer sah ihn verständnislos an und griff nach dem, was er ihm aufnötigte. Als er aber das Jagdmesser in der Hand hielt, schüttelte er den Kopf und lachte, wahrhaftig, das beruhigende Lachen, das ihm tief aus der breiten Brust klang. „Was für ein Unsin, Sohn! Glaubst du wirklich, mir könnten solche Waffen noch nützen?“ Er sprach nicht zu Ende, vielleicht um der Frau willen nicht. Er sah seinem Sohn in die Augen, aber er begegnete einem fremden Blick. Da war es, als fiel sein Gesicht unter der straff gespannten Haut ein, und ein scharfer Zug legte sich um seinen Mund. „Nimm mich mit“, hörte er Hermanns leidenschaftlich drängende Stimme. „Nimm mich mit nach Kerffung.“

In Hermann Setards Augen stand ein junges blaues Feuer. Er war schön in dieser ungestümen Sorge um befreundete Menschen. Aber sein Vater sah ihn streng an. „Und deine Mutter? Soll sie allein sein in dieser Nacht?“ Etwas verlegen blickte sich Hermann nach ihr um, die frierend und mit

stille Lächeln im Ostwind stand. „Ja“, sagte er leise, „ja, gewiß. Du hast recht.“

Der Pfarrer schlug den Mantelkragen hoch, fühlte nach dem Neuen Testament in der Tasche und zog den Zügel an. Schnaubend streckte sich das Pferd und schoß aus der Torfahrt. Eine feine zerstäubende Schneewolke stand über der Rufenspur. „Komm gut zurück!“ rief Hermann nach. Er schloß das Tor. Dann lief er zu seiner Mutter, griff sie an der Hand und zog sie mit sich ins Haus.

Vom Fenster aus sahen sie, daß der Feuerschein hinter dem Walde wieder versank. „Es kann nicht Kerffung sein“, sagte Hermann hart. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab. Manchmal nahm er seine Büchse auf, die neben der Tür in der Ecke stand, prüfte Läufe und Abzug und stellte sie zurück. Und endlich sprach er es aus, mit einer flehenden störrischen Härte. „Es kann doch nicht Kerffung sein! Erland hätte längst einen Knecht geschickt — Mutter?“

„Vielleicht kann man im Kriege keine Knechte mehr schicken“, murmelte Dina in ihren Schoß. Aber er wollte es nicht hören. „Wenn Erland nicht auf den Gedanken käme, würde es seine Schwester tun. Nikola würde wissen, daß wir um sie in Sorge sind.“ Er schlug sich vor die Stirn und lachte gezwungen. „Aber es ist in den letzten Wochen ruhig gewesen im Land. Woher sollte denn mit einemmal eine Bolschewikentruppe kommen? Aus dem Himmel gewiß nicht.“ Seine Verzweiflung machte ihn hilflos und ungerecht. „Gott schläft — Gott ist blind — sonst stünde ich jetzt an anderem Posten. Dieses gottverdammte

Warten.“ Er wandte sich mit einem Ruck und starrte seine Mutter an. Sie hatte ihn nicht gerufen, hatte kein Wort gesagt, nicht einmal in ihrer Art einen tiefen seufzenden Atemzug getan. Sie hatte nur das Haar aus ihrer Stirn gestrichen und ihn angesehen. Er rührte sich nicht. Er spürte den gut durchwärmten Raum und wunderte sich, daß seine Mutter wie frierend dicht neben dem Ofen auf einer kleinen rohrgeflochtenen Bank kauerte. Wenn sie den Kopf senkte, sah sie wie ein ängstliches Kind aus, wenn sie aber ihm ihr Gesicht zuwandte, war sie eine alternde Frau — langsam und wie aus großer Ferne alternd. Es umgab sie viel Verlassenheit in dieser Stunde, das fühlte er tastend und ungewiß.

„Wie weit er jetzt sein wird?“ flüsterte sie. „Ob er schon hinter den Feldern ist?“

„Wer?“ fragte Hermann aus dem Schweigen der eigenen Einsamkeit, besann sich und wurde rot. „Vater? Mach dir doch keine Sorge um Vater. Wie oft haben wir das schon erlebt — nachher war es ganz grundlos, und er lachte über deine Angst. Ihm kann einfach nichts zustoßen!“ Nun hob sich seine Stimme doch in leiser Unsicherheit. Denn die Stille im Antlitz seiner Mutter verwirrte ihn. So kannte er sie kaum. War sie seit seiner Kindheit nicht die gewesen, die einer zärtlichen älteren Schwester ähnlich neben ihm durch die Felder lief? Und er meinte sekundenlang den Duft der blühenden Wiesen von Kurland zu spüren.

„Dreh das Licht aus und zieh die Vorhänge zurück“, bat seine Mutter.

Er tat es schweigend. „Ja, danke — mein Junge. So ist es besser. So fühle ich mich nicht ganz abgeschlossen von allem, was draußen ist.“

Der Schnee leuchtete fahl durchs Fenster, und das Zimmer war hell vom Licht des vollen Mondes.

Hermann Sekard blieb am Fenster stehen. Dina legte ein paar Holzscheite in den Ofen und schüttete Kohlen nach. Es klang polternd durch die Stille des großen Hauses. „Wir können uns auf unsere Leute verlassen“, sagte Dina. „Die lettischen Mägde stehen zu uns und sind treu — vom alten Boris ganz zu schweigen.“ — „Ja“, antwortete Hermann abwesend, „wir können uns verlassen.“ Seine Stimme war deutlich, fast scharf, dennoch hatte sie einen dunklen Wohlklang. Dina sah ihren Sohn an, sah einen schlanken kräftigen Menschen von gutem Wuchs, die Stirn offen, breit gewölbt. Die Augen leuchtend in dunklem Blau. Der Mund war dem seines Vaters in den schönen schmalen Linien ähnlich, nur fern aller Herbheit. Gesunde aufrechte Jungmännlichkeit — so war ihr Sohn.

Sie nickte vor sich hin, wie es die Art alter Frauen ist. Er hatte sie nicht mehr unbedingt nötig, dieser Sohn. Auch nicht in den frohen Stunden. Durch die schweren würde er ohnehin allein gehen wollen. Ja, im Grunde mündete alle Freude an ihm nun in die Ruhe dieser Gewißheit, daß er immer das Rechte tun werde. Alle Erwartungen hatte sie schon hingegeben und auf den Stolz, an der Seite dieses guten und gesunden jungen Menschen zu sein — seht, mein Sohn! — verzichtet. Er ging weit von ihr. Und sie war allein. Sie hockt hier neben dem Ofen ungewiß dessen, wie lange

sie sich noch an ihm wird wärmen können, und sie läuft zugleich durch die Winternacht, immer der Rufenspur nach, angstvoll und bittend. Sie sieht Pferd und Schlitten wie ein zusammenhängendes Schattengebilde über die weiten Felder jagen, durch die mond- helle Einsamkeit, lautlos, denn die Zeit der fröhlich klingelnden Fahrten ist vorbei. Aber da drinnen im schwarzen Tannenwald versagt die Kraft ihrer Vor- stellung. Weiter wagt sie nicht zu denken.

Sie preßte die Hände zusammen und starrte in die Ofenglut. „Vielleicht wird es Morgen, ehe er zurück- kommt“, flüsterte sie. „Noch jedem, an dessen Sterbe- lager er saß, ist der Tod leichter geworden. Und es sind nur wenige in seiner Gemeinde, bei denen er nicht war, wenn es zu Ende ging.“

„Was sagt er dann?“ fragte Hermann vom Fenster herüber. „Ich meine, wie verhält sich Vater in einer solchen Lage? Ist es nicht im Grunde grausam, daß der Pfarrer ans Krankenbett tritt, wenn der Arzt es verläßt, und damit dem Kranken endgültig den nahen Tod bestätigt?“

Dina lächelte und sah auf ihre kleinen mageren Hände. „Ach, was denkst du von Aurelian?“ Sie merkte nicht, daß sie zum Sohn von seinem Vater sprach, als wäre er ein Gleichaltriger. Vielleicht auch wollte sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Namen des Mannes auszusprechen. „Was denkst du von Aurelians Güte, Hermann? Das ist es: er läßt die Kranken vergessen, daß es ums Letzte geht. Er hat die Heilsichtigkeit des Herzens, für jeden das zu finden,

was ihm wohlthat. Ja, ja, er gehört zu denen, derer das Reich des Geistes ist.“

„Vielleicht wird bald der Tag für ihn kommen — wir alle werden wohl bald von unserem Gott Abschied nehmen müssen“, sagte Hermann gedankenverloren. „Von dem Gott, zu dem wir bis jetzt beteten.“

„Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht!“ Dina hatte einen Zug angestrengten Nachdenkens in der Stirn. Aber Hermann antwortete nicht. Da sagte sie fest und beinahe heftig: „Es gibt keinen Abschied von Gott. Wenn wir Menschen uns manchmal von Gott entfernen, dann geschieht es nur, damit wir um so gläubiger zu ihm heimkehren.“ Sie unterbrach sich und horchte. Irgendein Laut kam durch die Nacht und war vergangen. Es blieb still. Aber es hatte genügt, um Dinas Antlitz sorgenvoll werden zu lassen. „Hätte er doch wenigstens das Jagdmesser mitgenommen“, flüsterte sie. „Es war doch für den Notfall eine Waffe. Nun hat er nichts, gar nichts. Nur sein Neues Testament hat er bei sich.“

„Das wird ihm nicht viel nützen. Damit lassen sich keine Bolschewikenschädel einschlagen“, sagte Hermann und wollte seine Rücksichtslosigkeit mit einem Lachen gutmachen. Aber er konnte es nicht. Er griff mit beiden Händen an die Stirn und ließ seine Hände da über den Augen eine Weile liegen. Denn seine Augen schmerzten ihn von etwas Grellem, etwas Entsetzlichem — von irgend etwas, das er nicht gesehen hatte, das aber eine brennende Wunde in ihm hinterließ.

„Vater“, stammelte er verwirrt, „mein lieber Vater.“

„Sagtest du etwas?“ fragte seine Mutter.

Er schüttelte den Kopf. Er nahm die Flinte, seine gute Büchseflinte, mit der er so manches Stück Wild geschossen, wenn er Jagdgast auf Kerffung war. „Mutter, weißt du noch, wie schön es war“, begann er zögernd und sprach nicht weiter. Er hatte ein Gefühl, als müsse seine Stimme ihm heiser wie die eines alten Mannes aus der Kehle kommen. Als Junge hörte er im Kriege die deutschen Soldaten ein Lied singen. „Bei den Sternen am Waldestrand liegt die vergangene Zeit.“ So ist es.

Er hielt seine Waffe fest und sah in die Nacht. Auf der Leere der winterlichen Felder tauchte etwas Dunkles auf, drei, vier Schatten. Vorsichtig zogen sie näher, standen in schwarz umrissener Schärfe unter dem vollen Mondlicht. Hermann drückte die Stirn an die Scheiben. Seine Augen, von denen man sagte, daß sie fast unwahrscheinlich scharf seien, konnten die dunklen Wesen drüben deutlich erkennen. Vier Stück Rehwild, die aus der Walddickung getreten waren. Sie zogen langsam, immer wieder verhoffend, über die verschneite Flur. Ja ja, es waren keine gräßlich Kerffungshen Heger für Forst und Wild mehr da. Hermann strich nachdenklich über den glatten Flintenlauf, Kurlands Wälder, Kurlands Wild — es ging zu Ende damit.

Die Nacht war lang.

„Hermann?“ fragte eine sanfte Stimme. Da wandte er sich von der Landschaft ab und ging zu seiner Mutter. Sie rückte zur Seite. Er setzte sich zu ihr auf die Ofenbank, die Waffe über den Knien. Sein Arm

berührte den ihren. Das machte ihn so weich, und zu sehen, wie sie klein und zusammengekauert neben ihm hockte. „Friert dich?“ fragte er und legte ihr eine wollene Decke über die Schultern. Aber er mochte ihr dabei nicht in die Augen sehen. In seinem Gesicht stand der Gram. Er spürte, wie er älter wurde in dieser Nacht. Dina aber sah mit starrem Lächeln zu ihm auf. Sie schwiegen, und die Zeit verrann. Da kamen tappende Schritte über den Flur, ein krazendes Geräusch an der Tür.

Draußen stand ein härtiger Mann mit einem Hund. Ein sanftes breites Gesicht hatte der Mann, dennoch glomm in der Klarheit seiner Augen eine unberechenbare Tiefe. Es war das rätselhafte fromme Gesicht Allrußlands, das der Welt der Tiere und Geister in gleicher Weise verwandte.

„Komm herein, Boris!“ rief Dina. „Was gibt es?“

Schwer und mächtig stand der Mann, der treue Diener des Hauses, in dem vom Mondlicht erhellten Raum. Und schwer kamen seine Worte. Er hatte nur fragen wollen, wann der Herr zurück sein könne. Es litt ihn nicht beim Gesinde. Er fürchtete sich vor irgend etwas, um des Herrn willen fürchtete er sich. Ob ihm denn niemand sagen könne, was der Feuerschein hinter dem Walbe bedeutet habe?

„Nein, wir wissen es nicht, Boris. Es könnte Schloß Kerffung sein. Aber vielleicht ist es auch im Dorf“, sagte Hermann Sekard mit gepreßter Stimme.

„So wird es sein. Wer würde es wagen, das schöne Schloß Kerffung in Brand zu stecken?“ Der

Russe sah zum jungen Sekard auf. Seine Augen waren von der reinen Einfalt eines Kindes. Des Balten Lippen wurden schmal. Er senkte die Lider.

„Wenn ich es aussprechen darf“, fuhr Boris stoßend fort und sah verlegen auf seine Füße. „Ich habe ein Messer. Es ist ein gutes altes Messer, ein Escherkessendolch, von meines Vaters Vater her. Und ein Messer, über dem ein Segen liegt. Es soll jeden Mann retten, wenn er es in Lebensgefahr gebraucht. Wenn ich es dem Herrn geben dürfte? Wenn der Herr es auf seinen Fahrten in die Gemeinde mitnehmen würde? Er hätte etwas, womit er sich wehren könnte.“

„Du bist gut, Boris“, sagte Hermann Sekard leise in seinem etwas harten Russisch, das er nicht so klangvoll zu sprechen wußte wie das Deutsche. „Aber behalte es für dich. Du selbst könntest es bald nötig haben.“

Der Mann schüttelte den großen Kopf. „Meine Hände sind nicht für Waffen. Als ich ein Kind war, lebten wir alle im Frieden. Und als Mann hatte ich kein größeres Unglück als den Tag, an dem ich von der Leiter fiel. Und als der große schreckliche Krieg kam, war ich so alt, daß ich zu Hause bleiben konnte. Was soll ich jetzt, da wir keinen Zaren mehr haben, noch mit einer Waffe?“

„Behalt es“, drängte Hermann Sekard. Der Russe sah ihn traurig an. „Ja, wenn es denn sein muß“, sagte er langsam. „Und Gott wird wissen, warum der Herr mehr in seiner Gemeinde als in seinem Hause ist.“ Er neigte den Kopf und ging.

„Ja, Gott weiß es“, hörte Hermann Sekard seiner Mutter Stimme, eine seltsam fremde, schmerzlich ergebene Stimme. Dann stürmte er dem alten Russen nach. Er sprach nicht. Er legte ihm nur heftig den Arm um die Schulter. Aber kaum hatte er es getan, hob er verwirrt den Kopf. „Weißt du noch, Boris?“ flüsterte er, als wolle er etwas erklären, was nie zu erklären war. „Weißt du noch, als ich klein war? Du warst immer so geduldig bei all meinem Übermut. Und wenn du mir denn wirklich dein Messer geben willst, so danke ich dir sehr dafür und will es für uns alle gebrauchen.“

Die kindlichen Augen des alten Mannes leuchteten vor Glück. „Gute Hände“, flüsterte er und lächelte.

Hermann Sekard betrachtete nachdenklich die schöne Arbeit des Dolches und wog ihn in seinen Händen. „Wenn Frieden ist, gebe ich ihn dir wieder, Boris. Und jetzt mußt du schlafen gehn. Dein Tag war lang. Gute Nacht, Boris.“

Und wie er nun im Halblicht des Flures die Gestalt des alten Mannes dahingehen sah, das gute Gesicht mit dem gelockten Bart, der die Farbe der Birkenrinde hatte, da war es, als wandele das Bild eines Heiligen dahin, zurück in die innerste Tiefe von Rußland.

Ein Abschied riß sich aus Sekards Herzen los, aber er hinterließ keine Wunde. Denn nun spürte der Balte zum erstenmal einen Ruf, der aus der Dämmerung des Vergangenen kam, daher, wo seine Väter einmal zu Hause waren. Und sein ganzes Wesen und sein Blut schlugen drängend dem Westen zu.

Sinnend ging er zu seiner Mutter zurück. Er klopfte dem Hunde die Flanke und befahl ihm, sich zu seinen Füßen zu legen. Es war ein edler, langhaariger Vorstehhund. Und wie Hermann Sekard nun in all der Stille die Wärme des Tieres nahe spürte, wußte er bitter und tief: auch dies würde bald zu Ende gehn: mit seinem Hund am Feuer träumen. Er saß mit geschlossenen Augen. Kindheit und Gott, Eltern und Freunde, Frauen, Erde und Natur — sie glitten zurück wie ein fernes, viel zu fernes Gestade. Nur was er in seinen Händen hielt, blieb. Und das war die Waffe. Sonst nichts. „Mutter?“

Dina Sekard hörte verwundert ihres Sohnes Stimme. Es war, als sei ein Mensch im Schlaf über eine Grenze gegangen und erwache in einem anderen Land. „Mutter, in dieser Nacht begreife ich nicht mehr, weshalb ich im Kriege um Rußland Sorge trug.“

Dina sah ihren Sohn groß an. „Ich weiß nicht, wie du das meinst. Unsere Familie lebt seit drei Generationen im Land. Um wen sollen wir uns sorgen —“ — „Ja, gewiß sind wir Balten. Dennoch sind wir es auf eine andere Weise als die Kerffungs.“

„Das macht die Zeit. Das liegt im Blut. Die Kerffungs kamen schon vor siebenhundert Jahren mit dem Deutschherrnorden her — das ist es. Das Alter der Landes- und Familiengeschichte. Und ihre Söhne standen in russischen Regimentern. Wäre dein Vater bei Ausbruch des Krieges nicht zufällig in der Schweiz gewesen und hätte sich nicht in den Dienst des Genfer Kreuzes gestellt — ja, für wen anders sollte er denn kämpfen als für den Zaren?“

„Du hast recht, Mutter. Wem sollten wir natürlicherweise verpflichtet sein, wenn nicht Rußland und dem Zaren? Und doch — ja, wir haben immer sonderbar neben den Grenzen gestanden. Aber das wird nun wohl zu Ende sein.“ Er sprach sehr ruhig, dennoch war etwas hinter seinen Worten, das Dina traurig um ihn werden ließ. Sie sah verloren in die rote Blut des Feuers.

„Du bist unser einziges Kind“, sagte sie dumpf. Da hob er die Hand, langsam und ein wenig schwer, und ließ sie über ihr Haar gleiten.

„Laß uns von früher sprechen, Mutter. War es nicht ein glückliches Leben? Oh ja, ich habe eine schöne Kindheit in diesem Lande gehabt, das ist wahr.“

Dina lächelte. „Weißt du noch, wenn wir zusammen im Garten turnten? Ich hatte einen leichteren Absprung als du, aber das war auch das einzige. Sonst warst du mir in allem über. Und wie oft hat Aurelian mich ausgelacht, wenn er mich am Reck hängen sah, und gesagt: Nun bist du doch eine gute, echte Pfarrersfrau geworden, mit Krankensuppen und allem! Ja, Hermann, das hat dein Vater oft gesagt.“

Sie brachen beide in ein fröhliches Gelächter aus, Mutter und Sohn. Der Vorstehhund hob den Kopf und schlug an. Da wurden sie wieder still und wußten nicht, warum. Aber nach einer Weile drängten die Fragen und Antworten in das Schweigen, als etwas Unvermeidliches, das dieser Nacht beigegeben war.

„Weißt du noch, Mutter, wenn wir zusammen durch den Wald gingen?“

„Ja, ich weiß es noch“, antwortete Dina leise. „Ich habe nie gedacht, daß es jemals anders werden könnte.“

„Du sprachst so oft von der norddeutschen Heide, von der Heide in Westfalen, Mutter. Jedesmal für die großen Ferien nahmst du dir vor, mit mir dorthin zu fahren.“

„Ja, das wünschte ich mir so sehr. Aber dann kam der Krieg und machte allen Plänen ein Ende.“

Sie hielten beide die Köpfe dem Fenster zugewandt und sahen auf das verschneite Land. Nach einer Weile sagte Hermann ruhig: „Nein, der Krieg war es wohl nicht allein, der dir deine Pläne zerstörte. Ich selbst war es wohl.“

„Ja, du selbst warst es.“

Hermann Sekard horchte der Stimme seiner Mutter nach. In ihren etwas rauhen Klang schien ihm das bittere Ende aller Wege, die Vergänglichkeit selbst beschlossen. Da sprach sie weiter. „Aber es ist ja das Gesetz, unter dem die Mütter von Söhnen stehen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Ja, dann gingst du mit Mädchen durch den Wald. Ich habe nicht gesehen, daß du es tatest, aber gewiß wird es so gewesen sein. Und zuletzt war es die junge Nikola Kerffung — Valentines Tochter?“

„Ja, Nikola — Valentines Tochter.“

Dina beugte sich vor, um ihrem Sohn ins Gesicht zu sehen, aber sie fing seinen Blick nicht ein. Schwer ging sein Blick ins nächtliche Land. Da sagte sie hart: „Hüte dich vor den Frauen. Viele Männer gehen an ihnen zugrunde, viele werden früh verdorben. Es

fängt damit an, daß sie einen Mann verwöhnen, nachher quälen sie ihn. Ich warne dich vor den Frauen.“

„Frauen?“ fragte er langsam zurück. „Mein Gott, Mutter, von was sprechen wir?“ Wenn sie wüßte, wie gut ihr Sohn begreift, daß sie ihn niemandem überlassen will, weder den Frauen noch der Kameradschaft der Männer. Aber das konnte er ihr nicht sagen. Er konnte ihr nur sein hartes und abweisendes Verwundern zeigen. Da sank Dina wieder in sich zusammen. Eine Weile blieben sie beide stumm. Und endlich brach Hermann aus: „Ich muß Nikola in Sicherheit bringen! Nikola muß zu uns, Mutter. Ich muß sie holen!“ Dinas Lippen bewegten sich. Es war, als schlugen ihre Zähne aufeinander. Aber sie sprach nicht. Sie stand auf, ruhig, beinahe steif. Sie legte ihrem Sohne die Hand auf die Schulter. Da hob er den Kopf und sah sie an. Still und blaß war ihr Antlitz, und in ihren Augen stand der ferne Widerschein seelischen Vollbringens, eine sanfte Dunkelheit, die aufgehört hatte, Schmerz zu sein. Da sagte er ruhig: „Es ist gut“, und zog sie sanft auf die Ofenbank zurück. „Mutter, darauf mußt du mir heute eine Antwort geben. Weiß man denn gar nichts Bestimmtes über Gustaf Alexander von Kerffungs Tod? Nikola weiß nur, daß ihr Vater im Kampf gegen die Bolschewiken gefallen ist. Aber Frau von Kerffung spricht nie davon.“

„Doch, man weiß mehr. Hermann. Nur nichts Gewisses. Wir hatten untereinander ausgemacht, Valentine und dein Vater und ich, daß niemand von euch Jungen es erfahren sollte. Jetzt noch nicht. Va-

lentine wollte es so. Vielleicht hat sie dem jungen Erland die Wahrheit gesagt. Aber Nikola und die beiden Kleinen sollen es nicht wissen. Graf Kerffung ist mit anderen zaristischen Offizieren von den Bolschewiken nach Sibirien verschleppt und ermordet, totgeschlagen, totgequält. Am Wege liegengeblieben. Meinst du, Valentine wäre umsonst in einem halben Jahr alt und grau geworden? Sie hat gesagt: Wenn ich allein wäre, würde ich zu Fuß nach Sibirien gehen und ihn begraben. Um der Kinder willen schweigt sie von dem, was sie weiß. Sie will ihren Kindern soviel unbekümmerte Jugend wie möglich erhalten. Valentine Kerffung ist eine tapfere Frau.“

„Ich habe es geahnt“, sagte Hermann leise. „Und es wird so sein, daß Erland darum weiß. Manchmal ist mir, als litte er sehr an etwas und warte nur darauf, daß ich ihn endlich frage. Aber ich war so blind, ich dachte nur an Nikola. Keiner von meinen Freunden ist mir so lieb wie Erland.“

„Er wird es wissen“, sagte Dina einfach. „Unter Freunden hat man nicht viel Worte nötig. Wir Alten haben das auch nicht getan.“

Sie sprach langsam, und ihre Lider waren müde. Da stellte Hermann die Büchse beiseite und zog seine Mutter an beiden Händen hoch. „Wenn du nicht zu Bett gehen willst, sollst du doch hier etwas schlafen. Ja, ich bleibe bei dir.“ Er setzte sie in einen Sessel, wickelte sie in eine Decke und schob ihr ein Kissen unter den Kopf. Sie wehrte sich nicht mehr.

„Danke, mein Junge, danke. Aber wenn wir wirklich einmal unsere Heimat verlassen müssen, dann

gehen wir nach Norddeutschland, nach Westfalen, weißt du. Es leben da noch Freunde meiner mütterlichen Sippe. Eine ferne Verwandte. Es lebt da eine junge Frau.“

„Eine junge Frau“, sprach Hermann halblaut nach.  
„Wie heißt sie?“

„Marianne. Und Bothmer war ihr Mädchenname. Die Tochter eines Kapitäns. Wie sie jetzt heißt, weiß ich nicht. Aber wenn dein Vater doch käme.“ Dinas Stimme verlor sich in undeutlichem Murren. Dann atmete sie ruhig und tief wie ein Kind. Nun hatte Hermann es erreicht. Nun war die Sorge in seiner Mutter still geworden. Und er allein wachte noch. Er hatte eine Hand am Flintenlauf, die andere auf dem weichhaarigen Kopf seines Hundes, der neben ihn auf die Ofenbank gesprungen war. Er hörte den lauten Atem des Tieres und leiser und ferner den Atem seiner Mutter. Während er die beste Verteidigungsmöglichkeit des Hauses überlegte, fiel ihm ein, daß irgendwo in seinem Zimmer doch noch Munition für den Revolver sein müsse. Er stand auf, setzte sich aber wieder, weil er mit seinem Rumoren und Suchen das Haus nicht aufwecken wollte. Denn nie war ihm der Schlaf der Menschen so heilig erschienen wie in dieser Nacht. Manchmal suchten seine Gedanken in wilder Ungeduld eine Verbindung mit seinem Vater. Aber er fand zu keiner bestimmten Vorstellung hin. Er sah nur schemenhaft den Fuchshengst mit dem Schlitten durch die Winternacht jagen. Von Zeit zu Zeit hörte er sein Herz, als wollte es ihm die Rippen durchschlagen, und sein Blut war wie kochend in den Schläfen. Was war geschehen jenseits

des Waldes? Aber schließlich machte die immer wiederkehrende Welle von Furcht und erzwungener Ruhe ihn müde. Er sah in den Nachthimmel. Die Stille des Hauses sang um ihn. Und die kleinen Flammen hinter dem Ofengitter gaben einen singenden traurigen Laut. Vielleicht auch sangen die Sterne über den verschneiten Wiesen von Kurland. So verging die Nacht.

Der Pfarrer Aurelian Sekard war nicht zurückgekommen.

Ein neuer Tag brach über Dinas schmerzlichem Warten an. Es wurde Mittag — ein strahlender Mittag, dessen Luft schon nach Schneeschmelze schmeckte. Im Garten zirpten frühösterlich die Meisen.

„Wie schön — wie schön“, sagte Hermann und atmete tief. Vielleicht wußte er gar nicht, daß er laut gesprochen hatte. Dina starrte ihn verständnislos und entsetzt an. Ein Mensch hatte gesagt: wie schön — das konnte er sagen, obwohl Aurelian Sekard noch nicht zurückgekehrt war. Und dieser junge Mensch war ihr Sohn. Sie spürte in ihrer Kehle Tränen und wandte das Gesicht ab. Ihre Augen starrten über die Felder, als wollten sie den Waldbrand aufreißen. Dorthin mußte Aurelian kommen.

Hermann hatte eine Pause in der Verschanzung des Hauses gemacht. Er wickelte Stacheldraht um einen Pfahl, und der alte Boris half ihm dabei. Deshalb sahen sie beide nicht, daß ein großes dunkles Tier aus dem Waldbrand brach. Aber unter einem unbestimmbaren fernen Laut rannte Hermann zum Tor

und riß es auf. Der alte Boris hielt den anderen Flügel. Dina kam nur bis auf die unterste Treppenstufe, da mußte sie sich an einem Steinpfeiler halten. So erwarteten sie ihn atemlos zu dritt.

Schäumend kam der Fuchshengst über die Felder. Aufrecht, die Zügel in bloßen, vor Kälte geröteten Händen, manchmal schwankend unter der rasenden Fahrt, stand der Pfarrer im Schlitten. Hinter ihm lag etwas Verhülltes. Dunkel wuchs er über dem flimmernden Weiß der Mittagfelder auf. Ohne Mantel war er, ohne Hut. Der Gegenwind riß ihm das Haar aus der Stirn.

Nun hatte der Hengst die Bitterung von Stall und Hof. Er warf den Kopf auf und wieherte kurz. Der Pfarrer wandte sich zurück. Das Feld hinter ihm war leer und weiß wie ehedem. Niemand verfolgte ihn. Der Tod mußte bei dem sein, was mit ihm im Schlitten war. In ausgreifendem ruhigen Trab nahm das Pferd das Hoftor an. Leuchtend wiegte sich sein goldroter Leib, und Mähne und Schweif wehten leuchtend.

Hermanns Augen gingen freudig mit dem schönen Tier. Und dann starrte er seinen Vater an. Seines Vaters lodernde und schreckerfüllte Augen. Die Heiligkeit des Bornes war in ihnen und etwas Namenloses. Diese Augen mußten Entsetzliches gesehen haben.

Noch im Fahren beugte der Pfarrer sich zu seiner Last im Schlitten. Eine qualvolle Ahnung umkrampfte Hermanns Herz. Er warf das Tor zu und sprang seinem Vater zu Hilfe. Schnaubend stand der

Hengst. Sein glänzendes Haar war von Schweiß gestromt, und seine Augen, die großen klaren, flackerten scheu. Auch das Pferd mußte Grauen erfahren haben in dieser Nacht. Der alte Boris sah es besorgt an und trabte eifertig zum Stall, um Stroh zum Abreiben zu holen. Vielleicht auch war ihm die Sorge um das Pferd willkommen, weil er sich vor dem fürchtete, was der Pfarrer mit dieser rasenden Fahrt vom Tode erretten wollte.

„Nicht schreien“, sagte Aurelian mit hohler Stimme zu seinem Sohn, ohne ihn anzusehen. „Nicht schreien, Hermann.“ Und zu dem Bündel Decken und Tücher hinab: „Sei still, mein Junge, jetzt kommst du zur Ruhe. Jetzt bringen wir dich zu Bett.“

Er schlug die Decken zurück. Ein weißes, schmales Knabenantlitz sah schmerzverzerrt in den Tag. Ja, es war Erland von Kerffung, der Sohn eines baltischen Adligen.

Hermann streckte wortlos die Arme aus, aber Aurelian sagte: „Laß, zu zweien tun wir ihm weh.“

Er legte sich in die Knie und schob die Arme unter das Deckenbündel, hob sich mit einem Ruck und trug Erland von Kerffung allein ins Haus. Vorüber an Dina Sekard, seiner Frau, die er noch nicht angesehen hatte. Sie folgte bleich und mit hängenden Armen. Auf der Schwelle aber schlüpfte sie an dem Mann mit seiner Last vorbei und öffnete weit alle Türen. Und als Aurelian behutsam, daß es keine Erschütterung gäbe, ins Zimmer trat, hatte sie schon Verbandzeug und warmes Wasser geholt. Dann sah sie ihren Mann flehend an. Er nickte. „Geh nur“, sagte er

sanft, und zu seinem Sohn gewandt: „Du mußt mir helfen, Hermann. Beim Leiden anderer hört die Kraft deiner Mutter auf. Sie ist zu weich.“ Etwas wie ein Lächeln ging um seinen Mund. „Als sie dich zur Welt brachte, hat sie nach den Begriffen eines Mannes unmenschlich gelitten. Aber den Schmerz anderer kann sie nicht ansehen.“ Hermann nickte wortlos und tat, was sein Vater ihm befahl. Und endlich fragte er gepreßt: „Und Nikola?“

„In Sicherheit. Auf Uttenberg“, antwortete Aurelian, ohne seine Augen von dem Verwundeten zu heben.

„Vater“, flüsterte Hermann nach einer Weile. „Vater, nur ein Wort. Was ist denn geschehen?“

„Still – still“, mahnte Aurelian, und dann wurden nur noch die notwendigen Sanitätärbefehle gesprochen. Anfangs zitterten Hermanns Hände, aber sein Vater sagte: „Es hängt ein Menschenleben daran, wenn du dich jetzt zusammennimmst, Hermann“, und sagte von Zeit zu Zeit zu dem Verwundeten: „Ruhig, mein Junge – es ist gleich geschehen.“

Dann wurden Hermanns Augen dunkel und seine Wangen hohl, als nun der nackte Leib seines jungen Freundes vor ihm lag – das edle gute Ebenmaß der Glieder von Schmerzen gekrümmt und entstellt. „Ich kann nicht“, flüsterte er entsetzt.

„Du mußt mir helfen“, raunte der Pfarrer, ohne im Reinigen der Wunden und Beulen, das seine großen knöchigen Hände schnell und leicht taten, einzuhalten. Und als Hermann immer noch fassungslos und bittend stammelte: „Ja, aber lieber Vater?“

da sagte Aurelian Sekard mit kaum hörbarer Stimme: „Gefoltert. Und ein Messerstich in die Seite. Und dann zu den Toten geworfen.“ Und ein wenig deutlicher: „Aber es scheinen keine edlen Organe verlest. Großer Blutverlust. Frag jetzt nicht.“

„Nur eins“, bat Hermann flüsternd. „Wie soll ich das verstehen? Ein Bolschewikenüberfall, während wir hier im tiefsten Frieden leben und von nichts wissen?“

Aurelian winkte ab. Ein wimmernder Laut kam von des Verwundeten Lippen. Da senkte Hermann den Kopf, damit sein Vater ihm nicht in das entsetzte zuckende Gesicht sah. Dina brachte warme Milch. Ihre Lider waren rot und geschwollen, und die Tränen stürzten ihr von neuem über die Wangen, als sie nur einen Blick auf den Verwundeten warf. Aurelian mußte ein wenig lächeln, weil sie so plötzlich wie auf ein geheimes Signal und dabei ganz ohne Laut weinen konnte. „Ich will gern alles für ihn tun“, flüsterte sie heiser. „Alles, was zur Krankenpflege gehört, Aurelian. Nur das Verbinden, das, was ihm Schmerzen macht, das müßt ihr tun“. Und Aurelian Sekards Mund, der über Nacht schmal und hart geworden war, lächelte abermals. Dies stieß erschütternd an Hermanns Herz. Sie gehörten einander, seine Eltern. Er war allein. So allein, dachte er in diesen Augenblicken, wie sonst niemand auf der Welt sein könne. Leise trat er an das Krankenbett seines Freundes. Nun, da alle Spuren von Blut und Schmutz entfernt waren, erschien ihm der Unblick des bleichen schmalen Menschen, der dort in den Rissen lag, erträglicher. Ganz Kurlands Adel, dachte er

erbittert, den jungen Nachwuchs des Baltentums hat man in ihm mißhandelt. Und warum? Niemals beging er eine Schuld. Immer war er freundlich und gut. Jedem Armen und Fremden begegnete er mit der lebenswürdigen Anmut des Herrensohnes. Die Überlegenheit und Tradition ganzer Geschlechter hat man an seiner Unschuld rächen wollen. Er ist das Opfer des brutalen, triebhaften Hasses, der bis ans Ende der Welt die Vielen gegen das Einzelwesen aufheben wird.

„Hermann“, hörte er wie aus verschlossener Ferne die Stimme seines Vaters. „Hermann, öffne das Fenster und laß das Sonnenlicht herein, damit dein Freund es spürt.“

Aurelian Sekard hatte sich auf den Bettrand gesetzt. Und nun, da er sich noch einmal prüfend zu dem Verwundeten hinabbeugte, ob die Verbände gut saßen, war es, als stürze das Jünglingsantlitz, das bis dahin alle Qual schweigend getragen hatte, in einem kindlichen Weinen zusammen. Erland von Kerffung hob mit leisem Schrei beide Arme und schlang sie um des Mannes Hals. „Herr Pfarrer – meine Mutter – meine Schwester?“ Seine Hände glitten kraftlos ab. Einen Augenblick noch hielt er sich an Aurelian Sekards Schultern. Der Pfarrer legte ihm den Arm in den Rücken und ließ ihn behutsam zurückgleiten. „Du mußt ganz still sein, Erland, ganz ohne Sorge. Nikola ist bei euren Freunden in Altenberg. Und deine Mutter lebt.“

„Und die beiden Kleinen? Das Bietchen und Katharina Valerie?“

Der Pfarrer senkte die Lider und strich über die Bettdecke. „Denk nicht mehr. Versuch jetzt zu schlafen, Erland. Deine Mutter lebt.“

„Nein, nein“, bettelte der junge Balte. „Nichts verschweigen, lieber Herr Pfarrer. Verschweigen ist schrecklicher als alles. Sind Sabine und Katharina Valerie tot? Oh, jetzt erinnere ich mich! Aber sie haben nicht viel gefühlt? Nein, das können sie nicht. Sind Sie auch dessen gewiß, daß sie gleich tot waren, unsere beiden Kleinsten?“

„Mein lieber Kerffung“, der große Mann atmete schwer, und es war, als müsse er die Worte mühsam aus der Tiefe seiner breiten Brust holen. „Ja, sie waren sofort tot, deine beiden kleinen Schwestern.“

„Vater!“ rief Hermann beschwörend. „Vater.“

Aber Erland von Kerffung flüsterte: „Dann ist es gut. Nun kann ich ohne Sorge um sie sein. Ihnen kann niemand mehr wehe tun. Es ist gut, tot zu sein.“ Er schloß von neuem die Augen, und eine trauervolle Reife legte sich über sein junges Gesicht. Der Pfarrer fühlte noch einmal seinen Puls und strich ihm leicht über die Stirn. „In der Welt werdet ihr Angst haben“, sagte er leise, „aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Nichts änderte sich in Erlands Zügen, und Hermanns Gesicht war finster. Da ging der Pfarrer still hinaus. Hermann blieb noch eine Weile am Fenster stehen. Er wagte nicht, mit diesem Aufruhr seiner Seele an das Bett des Freundes zu treten. Er fürchtete, Sinnloses zu tun — sich über Erland zu werfen, ihn in seinen Armen hochzureißen: Lebe — lebe! Du mußt leben wollen!

Unten im Hof war der alte Boris mit dem Pferd beschäftigt. Er hatte es aufs Sorgfältigste abgerieben und führte es noch eine Weile langsam hin und her, ehe er es in den Stall brachte. Er drückte sein Gesicht an das des Tieres und ließ in gutmütiger Zärtlichkeit geschehen, daß der Hengst schnaubend in seinen schönen wallenden Bart atmete und mit den unruhig zuckenden Lippen danach griff. Als Hermann dies sah, kam Friede in sein Herz. Er vermochte sogar zu lächeln und ging an des Freundes Bett. „Erland, hörst du mich?“ Seine Stimme zitterte in scheuer Erwartung. Denn bis jetzt hatte der Verwundete mit nichts verraten, daß er ihn erkannt hatte und von seiner Gegenwart wußte. Hermann sah in das blasse Gesicht, und in seine Erinnerung stürzten alle Sommertage im Park und in den Wäldern von Kerffung, die Winterabende im Kerzenschein und die schönsten einsamen Stunden, in denen sie beide im Gras lagen, in die Wolken, die zum Meer zogen, aussahen und von dem Großen und Unbekannten, dem Leben, das vor ihnen lag, sprachen und träumten. „Erland, ich bin bei dir.“

Da schlug der Verwundete die Augen auf, schwarzblaue Augen unter blonden Wimpern. Langsam durchmaß sie den großen, von der Wintersonne erfüllten Raum und landeten mit ihrem rätselhaften Ausdruck in des Freundes Blick. „Hermann“, er bewegte die Hand, als ob er sie ihm reichen wolle. Sekard griff sie lose und setzte sich zu ihm. „Du wirst frieren“, flüsterte Erland. Hermann schüttelte heftig den Kopf. „Wir legen bald Feuer ein. Überdies ist es jetzt von der Sonne warm.“

„Von der Sonne warm“, wiederholte Erland, und es ging wie der Hauch eines Lächelns um seinen Mund. „Bleibe bei mir“, er schloß die Augen und schob seine Hand tiefer in Hermanns Hände. Sonderbar zerbrechlich lag sie zwischen Sekards schlanken kräftigen Fingern. Nach einer Weile schob Hermann sie behutsam unter die Decke zurück. Es war still zwischen ihnen. Vom Hofe kam aufgeregtes Gackern der Hühner und das Brüllen einer Kuh — Geräusche des ländlichen Friedens. Da drängte es Hermann, nicht müßig hier zu sitzen, irgend etwas Zweckmäßiges zu tun. Er stand auf. Erland hob die Lider. Die Müdigkeit in seinen Augen schien nun ohne irdische Grenzen. „Siehst du, Hermann?“ flüsterte er und deutete auf das Fußende des Bettes, wo sich in der glatten, schön gemaserten Fläche des Holzes blaß und unbestimmbar seine Gestalt unter der Decke und sein Kopf spiegelte. „Mehr bin ich nicht. Und das ist alles, was von mir und dem ganzen baltischen Adel bleibt.“

Hermann Sekard sah ratlos auf die Bettwand. „Wie meinst du das?“

„Genau so, wie du es siehst. Ein heller Schein in russischer Birke — das heißt soviel: nichts als eine Erinnerung.“

Etwas Kaltes umkrampfte Hermanns Herz. Er wollte den Schauer, der seine Seele durchfuhr, um keinen Preis verraten und machte sich deshalb an der Bettdecke zu schaffen, zog sie dem Freund höher ans Kinn. „Was sprichst du? Unsinn ist das! Du bist achtzehn Jahre alt, du bist gesund und wirst dies alles überwinden. Wir wollen noch zusammen das Unfere

im Kampf um Kurlands Freiheit tun.“ Er senkte verlegen die Stirn. Es tat ihm so weh, daß er nichts anderes zu sagen fand als diese großartigen leeren Worte. „Was denkst du denn, was könnte das Schicksal der Balten sein?“ fragte er zögernd. Erland von Kerffung schloß die Augen. „Das der Goten“, sagte er mit unbewegtem Gesicht.

„Der letzten Ostgoten — verstehe ich dich recht?“

„Ja. Genau wie ihnen bleibt uns nur noch eines: mit Anstand zu sterben.“

Hermann starrte auf den blassen jungen Mund, der diese Worte sprach. Er wußte keine Antwort. Er fühlte nur ein Aufbäumen seines Willens. Kurlands Ende sollte nicht sein Ende werden! Sein Blut war nicht durch den Besitz der Jahrhunderte in diese Ostlanderde eingebettet. Für ein paar Herzschläge legte sich Dunkelheit vor seine Augen und vor seinen Ohren brauste es dumpf — eines anderen Meeres Brandung als der Ostsee. Ruf einer Dämmerung, die aus grauer Vorzeit bis zu seinem Leben reichte und seine Seele mit dem ahnungsvollen Zwang erfüllte, daß er als Einzelner die gleichen Wege einmal suchen würde, die früher Viele gingen, als die Völker noch dem großen Zug der Wanderungen folgten. Eine fremde dunkle Trunkenheit erfüllte ihn, aber danach tat ihm sein Herz weh, weil er sich schuldig glaubte und Kurland schon um einer unbekanntenen neuen Heimat willen verließ. Er war um zwei Jahre älter als sein früh vollendeter Freund Erland von Kerffung, doch er war wohl noch sehr jung. Das fühlte er plötzlich angstvoll und tief. Mit aufgestühtem Kopf blieb er stumm und

nachdenklich an Erlands Bett sitzen, bis er glaubte, daß der Freund eingeschlafen sei. Dann ging er leise aus dem Zimmer.

Sie saßen in der Stille vor dem Feuer, und es war abermals Abend. Die Tür zum Zimmer, in dem Erland von Kerffung lag, war angelehnt. Hermann stand auf der Schwelle, nach dem, was er soeben gehört hatte, mit weißem Gesicht an den Pfosten gelehnt. Von hier aus wachte er über den Schlaf des Freundes.

„Ich kann es immer noch nicht begreifen, Vater. In Kerffung lag eine Freiwilligengruppe in Quartier, und ich habe es nicht gewußt. Ich warte hier und warte, daß ich mich endlich wieder der Truppe anschließen kann, ich lebe hier wie im tiefsten Frieden, und währenddessen wird Kerffung von den Bolschewiken überfallen, werden die baltischen Freiwilligen erschossen. Ist das nun meine Schuld — was ist nun meine Schuld, daß ich hier bin und nichts tue?“ Er starrte dumpf grübelnd zu Boden.

„Laß das“, fuhr ihn sein Vater unwillig an. „Das sind völlig sinnlose Erwägungen. Und dann hat eine deutsche Eskadron den Überfall gerächt und die Bolschewikentruppe an anderer Stelle aufgerieben. Das heißt, es kann auch eine Kompanie Infanterie gewesen sein, so genau weiß ich es nicht. Man sagt diesen deutschen Freikorps nach, daß sie alles zu ihrer Zeit sind, Fußtruppe und Reiterei. Ja, es ist eine seltsame Ironie der Weltgeschichte, daß die viel befeindeten Deutschen immer der letzte Schutz der Wehrlosen sein müssen.“

„Und du hast nichts in Erfahrung bringen können, Vater?“ unterbrach Hermann in gequälter Ungebuld, „darüber, wo dieses Freikorps steht und —“

„Nein, ich habe nichts in Erfahrung bringen können.“ Eine ungewollte und von beiden schmerzlich empfundene Härte, der sie doch nicht enttrinnen konnten, drängte sich in die Worte von Vater und Sohn. „Und ich denke, ich hatte menschlich nähere Pflichten mit der Rettung des Jungen. Wenn dir bestimmt ist, daß du zu deiner Truppe zurück sollst, wird sie dich zu finden wissen. Im Augenblick hat Gott dir wohl mit der Pflege deines verwundeten Freundes einen Fingerzeig gegeben.“

Darauf wandte Hermann das Gesicht ab, weil es nun besser war, nicht zu antworten, denn wo die Begriffe „Bestimmung“ und „Gott“ ein Echo in seinen Gedanken wecken sollten, war nichts als Leere oder Bewußtlosigkeit. Er und sein Herz, das gern anbetete und glaubte, hatten es nicht so gewollt, gewiß nicht — aber die Zeit und der Geist der Zerstörung hatten es über ihn verhängt. Er mußte nun sehen, wie er allein damit fertig wurde.

Auch der Pfarrer schwieg. Nein, von dem tiefsten Grauen hatte er nicht gesprochen. Vielleicht, wenn er mit seinem Sohn allein gewesen wäre — aber nun ist die Frau mit ihnen im Zimmer. Und die Frauen soll man nicht zur letzten Grenze des Tragbaren hinzwingen. Sie müssen die Guten und Stillen in dieser Welt der Vernichtung bleiben. Wenn die Frauen ihr Lächeln verlernen würden, wäre das Leben der Männer eine Wüste. Deshalb schwieg der Pfarrer

von den ermordeten Bürgern des Dorfes, den Gutbesitzern der Umgegend, die er im Walde fand, schwieg von den mißhandelten Leichen der Landeswehrsoldaten. Aber das wenige, was er erzählte, barg übergenug an Leid. Es war, als stünden seine Worte schwer und dunkel im Raum. Der Sohn fühlte ihr Gewicht auf sich lasten. Sein groß sich entfaltendes Mitleid zeigte ihm, was geschehen war.

Der Pfarrer Aurelian Sekard hatte aus den verwüsteten Räumen — den weiten, hohen, denselben, in denen einst die Feste der Jugend geläutet hatten — als einzig Lebenden den jungen Sohn von Kerffung geborgen. Nachdem er ihn in seinen Schlitten gebettet, kam es wie ein Laut aus dem Schweigen des halb verbrannten Schlosses. Einen Augenblick riß es Aurelian hin und her, weil nichts so notwendig war wie die schnellste Rettung des verwundeten und mißhandelten Erland, die Rückfahrt zum Pfarrhaus. Dann aber stürmte er noch einmal über die schwelenden Treppen ins Haus zurück. Zuerst in die Schlafzimmer. Er fand die schlichten weißen Kinderbetten der beiden kleinen Mädchen unzerstört. Er beugte sich einen Augenblick wie im Schwindel über die leeren Kissen, stöhnte und rannte weiter. Noch einmal zurück in den Saal, wo alle Menschen von Kerffung zusammengetrieben, erschossen oder erschlagen waren. Dort hatte es sich mitten unter Toten, im Chaos der zertrümmerten Möbel geregelt. Es hatte sich aufgerichtet, blutend, in zerrissenen Kleidern, und wankte umher. Und es hatte eine Stimme, die wie aus einem gestorbenen Körper kam. „Ich bin nicht tot“, sagte die

Stimme. „Aber meine beiden kleinen Mädchen, die hielt ich im Arm. Gottseidank, daß ich sie im Arm hielt, als es sie traf. Pfarrer, helfen Sie mir, meine beiden kleinen Mädchen suchen.“ — Das war Valentine von Kerffung, die Frau eines baltischen Adligen. „Kommen Sie“, sagte der Pfarrer heiser, „kommen Sie, Valentine. Ihr Sohn lebt. Er liegt in meinem Schlitten. Ich bringe Ihren Sohn in mein Haus. Kommen Sie mit.“ Ein weißes totenhaftes Gesicht starrte ihn ungläubig an. Einen Augenblick stand die Frauengestalt reglos, dann griff sie taumelnd ins Leere. „Erland lebt —“

Der Pfarrer streckte die Arme aus, um die Frau zu halten. Sie standen nahe beieinander, der große breite Mann und die hochgewachsene Baltin. So nahe und so allein miteinander, wie sie noch nie waren. Nur Sekunden dauerte es, dann hob die Frau den Kopf von des Mannes Arm und hatte einen Zug von Weichheit in ihrem erstarrten Gesicht. „Erland lebt. Fahren Sie, Sekard, damit Sie Erland in Sicherheit bringen.“ Mehr und mehr bekam ihre Stimme den Klang der Lebendigen zurück. „Ich begrabe meine Kinder. Dann komme ich zu Ihnen. Denken Sie nicht an mich. Denken Sie an meinen Sohn.“ Sie bückte sich und hob das kleinere ihrer toten Mädchen auf. Sie strich ihm die blonden Haare aus der Stirn. Beide Kinder waren durch Pistolenschüsse in den Kopf getötet. „Retten Sie meinen Sohn. Dann werde ich ihn gesund pflegen.“ Da nickte der Pfarrer und ging. War er es, der seit mehr als dreißig Jahren von Kanzeln einen Gott der Barmherzigkeit

und Allmacht gepredigt hatte und ihn den Menschen nahe zu bringen versuchte? Vermessenheit: wissen zu wollen! Größtes Elend: nicht glauben zu können! Es ist schwer geworden, Pfarrer zu sein. Und kommende Zeiten werden von den Pfarrern unbarmherzig verlangen, daß sie Krieger sind. Es ist lange her, seit es Märtyrer des Glaubens gab. Die Weltgeschichte fordert ein neues Beispiel, und diesmal ist es an den Pfarrern von Kurland, es zu geben.

Aufrecht stand Aurelian Sekard hinter dem jagen- den Hengst, der Wind riß in seinem grauen Haar. So fuhr er über die verschneiten Felder, um aus dem hoffnungslosen Dienst dieser Nacht wenigstens ein junges Menschenleben zu retten . . .

„Es wird Zeit“, sagte Hermann Sekard leise in den stillen Raum. „Ich kann nicht länger hier bleiben. Höchste Zeit.“

„Wie?“ fragte der Pfarrer, ohne sich zu rühren. „Sprachest du? Ich kann dich nicht verstehen.“

Hermann hob den Kopf. In seinem Antlitz war das Abgeschlossene einer anderen Welt. „Sagte ich etwas? Nein, das tat ich wohl nicht. Das heißt, ich sprach nur mit mir selbst. Wäre es nicht besser, wir hätten Frau von Kerffung geholt? Sollten wir ihr nicht wenigstens entgegengehen?“

Aurelian Sekard schüttelte den Kopf. „Ich dachte auch daran, aber ich gab es mit Überlegung wieder auf. Es würde wenig Sinn haben bei unserer Unkenntnis der Gesamtlage. Vielleicht hat sie Altenberg, wo Nikola ist, längst erreicht? Alles in allem kommt ein einzelner Mensch unauffälliger über den

Weg als mehrere. Und dann wollte ich euch hier so schnell nicht wieder verlassen.“ Er sah auf Dina. Sie hockte nach ihrer Gewohnheit auf der Ofenbank, hatte die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen und das Gesicht in den Händen verborgen. Aurelian Sekard stand vom Tisch auf. So schwer waren seine sonst schnellen Bewegungen geworden. Er legte seine großen Hände um Dinas Kopf. „Kind“, tröstete er müde. „Kind — sei still.“ Da hob sie sich, sah zu ihm auf und legte ihre Hände über die seinen. Dies sah der Sohn, sah ihr Haar leuchten, sah ihr weißes mädchenhaftes Gesicht, ihren weinend und lächelnd verzogenen Mund. Da ging er still aus dem Zimmer. Er zog die Tür hinter sich ins Schloß und setzte sich an das Bett seines verwundeten Freundes. Wohin auch hätte er gehen sollen?

Erland lag ausgestreckt auf dem Rücken, die tief umschatteten Augen geschlossen. Hinter einem Blendschirm brannte eine Wachskerze. Etwas Süßes und Duftendes wie von Blüten und goldenem Honig ging von ihr aus. In ihrem Schein leuchteten einzelne Strähne von Erlands hellblondem Haar, und auch seinem weißen Gesicht gab sie einen Hauch von Blutwärme.

Hermann sah ihn an. Eine Falte legte sich zwischen seine Brauen. Er versuchte, sich an irgend etwas zu erinnern, das bis jetzt unerschütterlich zu seinem Leben gehört hatte — versuchte, sich die Ostergeschichte in den verschiedenen Fassungen des Neuen Testaments ins Gedächtnis zu rufen. Es gelang ihm nur lückenhaft, er mußte seine Gedanken anstrengen und schämte sich

dessen. Aber immer, wenn er die Stelle erreichte, an der es heißt, daß der Engel den Stein von des Grabes Tür gewälzt hatte, durchzitterte eine unsägliche Hoffnung, die er nicht verstand, sein Herz.

„Hermann?“ fragte der Verwundete, ohne die Lider zu heben oder sich zu rühren, „bist du da?“ Dieses „Bist du da“ erschreckte den jungen Sekard, er empfand es rätselhaft wie eines Blinden ahnungsvolles Sehen. Daß es solche Dinge in der Welt gibt: Für immer erloschene Augen, und statt ihrer ehemals leuchtenden Kraft die bange Frage: Bist du da? Aber es war ja nicht Erland, den dieses Schicksal traf. Erland sah — er brauchte nur die Müdigkeit der Lider zu überwinden.

„Ja, ich bin es. Aber schliefst du denn nicht? Ich dachte, du habest fest geschlafen?“ Eine zarte verhaltene Furcht klang in seiner Frage mit. Denn wenn Erlands entsunkenes Daliegen kein Schlaf war, was sollte es dann sein? Ein beginnendes Hindämmern zu anderen Grenzen, antwortete eine unhörbare, eine Stimme der Lautlosigkeit aus Hermanns Herzen oder der Unendlichkeit. Sekard biß die Zähne zusammen. „Ja?“ fragte er heiser, obwohl der Verwundete nicht gesprochen hatte.

Da legte der junge Balte den Kopf herum, daß sein Gesicht dem des Freundes zugewandt war, aber er öffnete die Augen auch jetzt nicht. Er schob seine Hand mit aufwärts gekehrter Innenseite zu ihm hin. „Ich werde keine Bitte mehr an dich haben als diese: Kannst du mir versprechen, daß du dich um meine Mutter und um Nikola kümmern willst?“

„Ja“, stieß Hermann durch die Zähne, „ja. Aber sprich nicht so. Wir bleiben zusammen, du und ich, wir wollen uns zusammen um sie kümmern.“

„Danke, Hermann. Aber ich nicht. Ich muß sterben.“

„Sprich nicht — sprich nicht so. Ich ertrage es nicht!“ Hermann legte seinen Kopf einen Augenblick neben den des Freundes. „Das denkst du jetzt, weil du dich schwach fühlst. Alle, die starken Blutverlust gehabt haben, meinen, es ginge mit ihnen zu Ende. Aber mit jedem Tag wird es besser werden.“

„Meinst du?“ Der Hauch eines Lächelns ging um den Mund des jungen Kerffung. „Wenn ich es doch glauben könnte. Ich möchte es wohl.“ Er drehte den Kopf. Dennoch sah Hermann, daß unter seinen Wimpern die Tränen vorkamen und langsam über die schmalen blassen Wangen rollten. Und dies zu sehen tat ihm so weh, daß es einen bohrenden Schmerz in seinem Herzen wachrief. Aber er fand nichts Tröstendes, das er sagen oder tun konnte. In der ganzen jungen Hilflosigkeit seiner Freundesliebe saß er steif und gerade vor dem Bett und kaute verlegen auf den Lippen. Da sagte Erland leise: „Erzähle von Deutschland, Hermann. Nimm meine Mutter und meine Schwester mit, wenn du nach Deutschland gehst. Erzähle von der großen Ebene des Nordens, das höre ich am liebsten.“

Schon flammte wieder das schöne Feuer seiner schnell begeisterten Jugend in Hermann Sekards Augen auf. Und er breitete in seinen Worten die walddunkle Herrlichkeit der norddeutschen Tiefebene

vor seinem Freund aus, alles, was er von seiner Mutter darüber gehört hatte.

„Mir ist, als sprächest du von unserem Land.“ Erland seufzte ganz leise. „Ich wollte, meine Mutter käme bald. Glaubst du, daß Bienschen und Katharina Valerie wirklich nichts gefühlt haben, daß sie sofort tot waren? Ich wollte, ich könnte meine Mutter bald sehen.“

Er legte den Kopf auf die Seite und schlief erschöpft ein.

Der alte Boris war gekommen. Mit Schultern, die breit und geduldig unsichtbare Baumstämme zu schleppen schienen, mit seinem silbern wallenden Bart hatte er auf der Zimmerschwelle gestanden. Der Herr Pfarrer möge sich endlich schlafen legen, alle sollten doch zur Ruhe gehen, er würde bei dem jungen Herrn Grafen wachen und der Frau Gräfin das Tor öffnen. Welch eine Zeit, in der die Grafen zu Fuß durch die Winternacht gingen! Mußte Gott Vater nicht den Menschen zürnen, daß sie seine alte Weltordnung auf den Kopf stellten?!

Der Pfarrer lächelte. „Gott ist jetzt der einzige Schutz derer, die ihm treu bleiben wollen.“ Der Alte schlug die vertrauenden Augen zu Aurelian Sekard auf. „Wird bald Frieden in Rußland sein?“

„Wir hoffen es“, sagte der Pfarrer leise und wandte das Gesicht ab. Die Züge des Alten verklärten sich. „Wann kann das sein? In der kommenden Woche? In drei Wochen? Länger kann es doch nicht dauern.“

„Das weiß niemand.“ Aurelian Sekard hielt die Lider gesenkt. „Wir müssen viel Geduld haben, Boris.“

„Ja, Geduld“, murmelte der alte Mann. Und nach einiger Zeit hatte Aurelian es erfragt: Der Russe wollte um kurzen Urlaub bitten, er wollte noch einmal seine Heimat wiedersehen, die alte Wolga, die Steppe. Solange er rüstig genug war, wollte er dorthin gehen, damit sein Herz Ruhe fand, und danach wollte er wiederkehren und nie mehr den Pfarrhof verlassen.

„Das ist unmöglich, Boris“, fiel Hermann ihm entsezt ins Wort. Aber der Pfarrer sah seinen Sohn an, und seine Lippen wurden schmal. „Warum ist es unmöglich?“ fragte der Russe tonlos. „Ich muß doch in mein Dorf zurückkönnen, wenn ich es noch einmal sehen möchte?“ Hermann wandte sich ab und sah aus dem Fenster, und Aurelian schwieg.

Da sagte Dina von der Ofenbank herüber: „Sei ganz ruhig, Boris, einmal wirst du dein Dorf wiedersehen. Nur heute und morgen geht es nicht, und in drei Wochen auch noch nicht. Aber einmal gewiß! Du mußt nur warten, Boris. Und dann wache jetzt, damit wir schlafen können.“

Da wandelte sich des Alten bekümmertes Gesicht. Die gewohnte freundliche Würde des Hausverwalter- amtes war ihm von der Frau zurückgegeben. Er ging mit behutsamer Feierlichkeit in das Krankenzimmer hinüber.

Nach einer Weile kam Hermann, die Reitstiefel in der Hand, auf Strümpfen zurück und streckte den Kopf durch den Türspalt. „Wenn mein Freund wach

wird, mußt du mich rufen, Boris.“ Der Alte nickte lächelnd. Alles schien so gut zu werden. Hermann schlief schon, wie er sich eben in sein Bett geworfen hatte. „Der Heilige aus den Birkenwäldern — der alte Geist Rußlands wacht. Es wird alles gut werden, Erland“, und er lächelte im Schlaf.

Das sah sein Vater. Aurelian Sekard stand am Bett des Sohnes, und es wurde ihm schwer, die tiefe gesunde Ruhe dieses Schlafes zu zerstören. Er sah auf die geschlossenen Lider, auf die klare breite Stirn. Er konnte noch einmal das Unerbittliche der Gegenwart zurückzwingen und sich dem träumerischen Halbdunkel der Erinnerungen überlassen.

Seine Liebe und Leidenschaft zu Weib, Erde und Gott hatten diesem Schlafenden einst das Leben gegeben — wie weit das lag. In den ersten Jahren war ihm das Kind ein Teil der Frau, eine Ergänzung ihrer Innigkeit. Dann wuchs mit dem großäugigen Knaben ein neues Leben neben ihm auf, in dem er erschauernd seine eigene Kindheit wiederfand, und das doch ein ganz anderes Wesen war. Es kamen Jahre der Freude, des gütvollen Leitens, denn des Kindes Vertrauen zu seinem Vater war groß. Die Jahre kamen, in denen er den Knaben Hand in Hand mit der mädchenhaft gebliebenen Mutter durch die Wiesen gehen sah und selbst einsam in seiner Arbeit zurückblieb — immer sah er ihnen lächelnd nach, wenn er am Fenster stand, und von weither, von den drei Dörfern seiner Gemeinde die Abendglocken klangen, sich mit ihrem Schall trafen, vereinten und über den Feldern

verhallten. Ein ferner Vogelruf folgte ihnen — oh, dieser Friede von Kurland.

Dem Pfarrer taten die Augen weh. Spürte der Schlafende seinen Blick? Er bewegte ein wenig den Kopf und murmelte einen Namen. „Nikola“, hörte der Pfarrer seinen Sohn sagen. Da fühlte er sich bis in die Stirn erröten, weil er, ein grauhaariger Mann, hier stand und den Schlaf eines anderen belauschte, der kein Knabe mehr war — ihm, Aurelian Sekard, verwandt wie nie wieder ein Mann auf Erden. Aber es war ja nicht dies, daß er Gedanken und Träume von der Stirn seines Sohnes stahl. Es war die Notwendigkeit, die ihn hier stehen und um sein Vorhaben bangen ließ. Und er fühlte seine Hände kalt werden vor Mitleid mit dem, was seinem jungen Sohn an Erkenntnis menschlicher Schuld bevorstand. Er trat zurück, leise. Und wie er nun auf das Gesicht des Schlafenden sah, da war es, als würde sein Sohn in eine große Ferne entrückt. Unter der mächtigen Öde eines grauen Himmels und vor der Brandung eines grauen Meeres stand mit geschlossenen Augen ein Mann und rief ein Wort in das dumpfe Brausen der Wellen, und das Wort war zu hören, als hieße es Gott — —. Dann zerrann die Erscheinung. Aurelian atmete schwer. War es nicht immer jenes ferne Land unter den Winden der Nordsee gewesen, nach dem es ihn ohne sein Wissen gezogen hatte?

Er trat mit lautem, hartem Geräusch seiner schweren Stiefel ans Bett und rief. Der schlafende junge Mensch fuhr steil hoch. Seine Hände griffen wie aus eigenem Willen neben das Kopfende des Bettes nach der

Flinte, ehe er noch völlig wach war. Dann erkannte er im fahlen Schein des Morgens seinen Vater. Die beiden Männer starrten einander in die Augen, und es durchströmte sie warm. „Du mußt aufstehen, Hermann“, sagte der Vater, „du mußt mit mir gehen. Ich weiß niemanden als dich, der mir dabei helfen könnte. Boris soll es nicht sehen — nein, der am wenigsten.“

Die Dämmerung hing noch überm Land, aber hinter ihr stand schon das Leuchten des Tages, als sie nebeneinander durch die Felder zum Wald gingen. Sie trugen jeder einen Spaten und der junge Sekard seine Waffe über der Schulter. Einmal fragte er: „Wozu das, Vater? Tun wir nicht Unrecht, unser Haus allein zu lassen?“ Aber der Pfarrer schüttelte nur den Kopf — und die Bewegung erschien Hermann müde und alt — und sagte nach einer Weile wie entschuldigend: „Es ist nicht weit. Wir werden bald damit fertig sein. Irgend jemand muß es doch tun. Und ich bin der nächste dazu.“

In den Feldern war es leer und still. Vielleicht hatte der Frost die Erde in dieser Nacht verlassen, denn der Schnee legte sich weich um die ausgreifenden Stiefel der Männer. Schwarz hob sich vor ihnen der Tannenwald. Manchmal ging ein Zittern durch die mächtigen Bögen der Äste, der erste Hauch der Frühe bewegte die Wipfel. Am Wegknick warf Hermann den Kopf hoch. „Was ist das, Vater? Was wollen wir hier?“ Er stand das Gewehr bei Fuß, atmete hastig und horchte. Aber der Wald blieb still, sehr still. Der Pfarrer griff seinen Sohn am Arm und

zog ihn mit sich. „Komm, es muß sein. Halt uns nicht unnötig auf.“ Er ging so schnell, daß es fast ein Laufen war. Wie der Schatten einer verschollenen Landesfage wuchtete er mit seinem geschulterten Spaten unter den Baumriesen hin — einer, der auf der Flucht vor den Menschen in den tiefen Wald stürzt, sich den Bäumen ans Herz wirft, um die Menschen bei ihnen zu vergessen. Hermann sah ihm mit klopfendem Herzen nach. Es war, als könne er jeden Augenblick im Dunkel des Waldes für immer verschwinden. Da begann auch er zu laufen. Er sah auf den Weg, der unter seinen Füßen dahinglitt. Dieser Waldlauf mit Spaten und Flinte war der sonderbarste, den er je gemacht hatte. Aber er tat gut. Er weitete Lungen und Herz, befreite von unbestimmbarer Last. Deshalb sah er es nicht eher, als bis ein blutiges Knäuel am Rand der Lichtung ihn aufhielt. Er scheute entsetzt zurück, sprang noch einmal vor und erstarrte, die Flinte geschultert, die Hände über dem Spaten verkrampft. War dies noch der Wald seiner Kindheit? Ein furchtbar entzauberter Wald. Und doch mußte Wirklichkeit sein, was er sah. Denn dort stand noch einer, eine hohe breite Gestalt. Nein, er stand nicht, er bewegte sich taktmäßig auf und ab, stieß den Spaten ein, warf die Erde aus — er grub und grub. Er war sein Vater.

„Stell die Flinte dahin“, rief Aurelian seinem Sohn mit heiserer Stimme zu. „Und vorwärts. Sie müssen ein Grab haben. Mehr kann ich ja nicht für sie tun.“ Und in einem rauhen Laut klang das Wort „Seelforger“ über die Lichtung bis zur ersten Reihe der Bäume.

Da stieß auch Hermann seinen Spaten ein. „Nicht hinsehen — graben“, sagte der Pfarrer von Zeit zu Zeit. Und so gruben sie einander entgegen, nach und nach keuchend. Die Morgenluft strich kühl um ihre schweißtriefenden Stirnen. Hungrig stachen die blanken Fünfeckseisen zu, und wenn Baumwurzeln durch die weiche, feuchte Walderde zogen, hoben die Männer ihre Spaten mit beiden Händen hoch über die Köpfe und ließen sie mächtig niederfallen. Es sah wütend aus, aber im Grunde war es doch ein gutes Graben. Solange sie hier schaufeln konnten, gehörten sie der Erde an. Denn das Schwerste kam noch. Sie standen hier unterm Wind, und der war voller Schneeschmelze und Wald. Als aber zuerst der Sohn mit einem Schwunge seinen Spaten in einen Erdhaufen warf, daß er aufrecht stehen blieb, und nach ihm der Vater, als sie sich umwandten, um das andere nun zu tun, da kam der Blutgeruch wieder auf sie zu. Der Sohn preßte die Hände auf den Magen und bog sich ein paar Mal in ergebnislosem, verzweifelm Würgen. Der Vater aber stand aufrecht und sagte dumpf: „Komm — faß an.“

Die erste war eine alte, alte Frau. Die Kleider hingen zerrissen um ihre mageren Glieder. Ihr Antlitz mit den toten Augen sah traurig und anklagend in die Ewigkeit. „Ich kann sie nicht anfassen“, flüsterte Hermann. „Ich werde ihr noch weh tun.“

Darauf antwortete der Pfarrer nicht. Er bückte sich, seufzte leise und trug die Tote in das Grab. Danach biß Hermann die Zähne zusammen und half ihm. Dieser war ein Greis, dessen Gesicht im Tode

schmal und spitz wie das eines Kindes geworden, auch der Ausdruck darin von eines Kindes Furcht und lieber Einfalt. Dann ein Mann mit zerschossener Brust. Nun ein junges Mädchen. Hermann schoß das Blut in die Wangen, als er sich zu dem mißhandelten Leib herabbeugte, er sah seinen Vater unsicher an. Aber der Pfarrer hob kein einziges Mal die Lider, zu welchem von den Toten er sich auch bückte. Er war grau unter den Augen und sein Gesicht wie aus Stein. Er schleppte die Toten zum Grab — Menschen aus seiner Gemeinde schleppte er hin. Zuletzt kamen die zur Unkenntlichkeit Zerschlagenen — nichts als wundes Fleisch, armer Rest von Haut und Bein.

Alles in allem waren es kleine Leute, Bürger aus dem Dorf, Gutsbesitzer der Umgegend — von den Bolschewiken gefangengenommen, in den Wald getrieben und ermordet. Nun hatten sie ihr gemeinsames großes Grab.

Und als dies geschehen war, nahm Hermann Schnee auf, viele Hände voll, warf sie sich ins Gesicht, verbarg sein Gesicht darin und rannte wie ein Irrer dem Waldbrand zu. Da schrie Aurelian Sekard, der schon wieder zum Spaten gegriffen hatte, mit dünnem Laut auf. „Mein Junge, was willst du tun?“ Noch nie hatte der Sohn diese zitternde Greisenstimme an seinem Vater gehört. Er stand einen Augenblick taumelnd, drehte sich um sich selbst und ging langsam zurück. Reuchend schaufelten sie das Grab zu. Dabei sagte Aurelian: „Heute begreifst du es noch nicht“, er bewegte mit traurigem Lächeln die Hand, als lege er

sie einem Unsichtbaren auf den Kopf. „Aber einmal wirst du begreifen.“

Als sie fertig waren, schlug der Pfarrer ein Kreuz über dem Grab. Er faltete auch die Hände über dem Spatengriff und sprach die ersten Worte des Vaterunser. Aber sein Sohn sah kalt und finster an ihm vorbei, nahm seine Waffe, wandte sich und ging. Da senkte der Pfarrer den Kopf und folgte ihm. Sie sprachen kein Wort. Schwer stapften sie nebeneinander durch den Schnee. Möglich, daß die gleiche Frage dumpf und immer wiederkehrend an ihre Herzen und Hirne stieß: War es ein Wille Gottes, der sie vor dem gleichen Schicksal der Ermordeten bewahrte, der die rote Horde im Wald haltmachen ließ, nicht mehr als eine Stunde von der Pfarre entfernt? Oder war es ein blinder Zufall? Und warum, obwohl alle Menschen hier gleich schuldlos sind, schützt Gott oder der Zufall die einen und die anderen nicht?

Manchmal sah Aurelian seinen Sohn an, und es war eine Bitte in seinem Blick. Aber Hermann starrte unverändert den Weg geradeaus. So kamen sie in die Felber. Da war das Grau der Dämmerung vorbei, und das Morgenlicht flutete über die Weite. Aurelian hoffte immer sehnlicher auf ein Wort seines Sohnes. Er bewegte die Lippen, als wollte er es ihm vorsprechen. Aber er hoffte vergeblich. Das geliebte Jünglingsantlitz ging unerbittlich leidend in den neuen Tag. Des Pfarrers Hände zitterten, mit Anstrengung hielt er den Spaten. Schon tauchte das große Dach seines Hauses hinter den Bäumen auf. Da zögerte Hermann. Ein Halm der Winterfaat ragte

aus dem Schnee, eine zarte grüne Spitze. Wie ein Träumender starrte Hermann sie an, bückte sich und strich leise darüber hin. Aurelian tat, als sähe er es nicht, und ging langsam auf seinem Wege weiter. Und als Hermann nach einer Weile wieder neben ihm war, erkannte er, daß das Gesicht des Sohnes die bittere Härte verloren hatte und wieder jung geworden war.

Ein Stück noch wanderten sie schweigend. Dann sagte Hermann mit seiner gewohnten klaren Stimme: „Wir müssen auf Boris achtgeben, Vater, daß er keine Dummheit macht und in seine Heimat zurück will. Er würde ja an der Enttäuschung zugrundegehen, wenn er wirklich so weit käme.“ Aurelian nickte. Er dachte: immer mehr Menschen, für die er Verantwortung trug. „Ich wünschte, Valentine von Kerffung wäre erst da.“ Es sah aus, als suche er sorgenvoll Spuren im Schnee. Da wandte Hermann sich um und sah noch einmal zum Wald zurück. Mit langem Blick umfing er den mächtigen dunklen Bogen. „Als Kinder haben wir darin gespielt und auf das Halali der großen Jagden gehorcht. Ach, wie hat uns das immer berauscht und sonderbar traurig gemacht. Später sind wir auf unseren Pferden unter den alten Bäumen getraht und dann von Fest zu Fest durch diese Wälder gezogen. Nein, es ist nicht mehr derselbe Wald, wird es nie wieder sein können.“

„Hermann“, fiel ihm Aurelian ins Wort, „Hermann, soll man nur lieben, was Freude schafft? Nicht auch, was aus Schmerzen in unser Leben hineinwuchs? Wir müssen uns daran gewöhnen, daß es für

lange Zeit aus ist mit den Träumen. Wir dürfen uns nicht mehr von einer Sehnsucht leiten lassen, sondern nur von unserem Willen. Und was ich dir sagen wollte — — — ich habe einen Teil unseres Vermögens in Deutschland untergebracht, für den notwendigsten Fall, verstehst du? Es reicht für dein Studium, und auch deine Mutter wird davon leben können, bis du soweit bist, um für sie zu sorgen. Ihr müßt nach Deutschland gehen, wenn alles hier zusammenbrechen sollte.“

„Ihr? Und du, Vater?“

Aber Aurelian ging nicht darauf ein. „Mir wird es immer ein Rätsel bleiben, daß sie dort im Walde haltmachten“, sagte er hastig, „daß sie nicht bis zu uns kamen. Wenn wir im Dorf wohnten, hätten sie längst das Pfarrhaus gestürmt. Es sollte wohl für irgend etwas gut sein, daß wir hier so einsam zwischen den Gemeindegörfern liegen und ein Haus wie ein kleines Rastell haben.“ Er bog schnell in den Torbogen ein. Ja, er machte sich davon, um weiteren Fragen seines Sohnes zu entgehen.

„Vermögen in Deutschland?“ dachte Hermann. „Von was spricht mein Vater jetzt und was geht mich das an?“ — „Träume“, dachte er. „Wie sollte ein Mann von Willen nicht Träume und Sehnsucht haben? Ist Sehnsucht nicht der letzte und göttliche Antrieb der Energie? Wie wenig mein Vater mich zu verstehen scheint.“ Er sah um sich, denn er hatte ein Gefühl, als ginge und stünde er ganz allein im Land, oder als sei es auf irgendeine verborgene Weise ein anderes, das er betreten habe.

Auf Schloß Kerffung atmete niemand mehr als die Mutter. Sie wusch ihren kleinen Mädchen Schmutz und Blut von den zarten Gesichtern. Lange verweilte sie bei dieser letzten Liebe, und lange dauerte es, bis sie sich trennte. Sie barg die schmalen Gestalten in Hüllen, die sie gerade fand, einer Tischdecke und einem Fenstervorhang. Sie suchte unter dem zerschlagenen Hausgerät. Nur eine Kohlenschaufel fand sie, und damit ging sie in den verschneiten Park. Es wurde Nacht über ihrer Arbeit. Am Ende lag sie auf den Knien im Schnee und stieß ihre Schaufel blind in die Tiefe. Diese Arbeit hatte ihr auch die Tränen genommen — nein, sie hatte keine Zeit und keine Kraft zu weinen, denn die gefrorene Erde gab nur schwer und langsam nach.

Neben der halbverkohlten Scheune stand ein Schlitten für Kleinholzfuhren. Auf ihn legte die Mutter die verummumten Gestalten. Den Zugstrick knotete sie sich um den Leib. Sie mußte die Arme frei behalten, um mit rudernden Bewegungen ihre Last auf den Weg bringen zu können. Viermal mußte sie anrücken, ehe sie den Schlitten los hatte. Dann half der Schnee nach, der im Park nicht zertrampelt, nicht rot, nicht schwarz war, sondern rein und leuchtend die großen, sanft geschwungenen Rasenflächen bedeckte. Nun lief durch dieses Unberührtsein eine kleine Rufenspur. Gebückt und keuchend zog die Mutter ihre beiden Bündel durch die Winternacht. Und die klaren großen Sterne des Nordens schienen auf sie herab. Einmal stieß der Schlitten an einen Stein und stellte sich quer. Es gab einen Ruck, den

die Mutter bis in alle Tiefen ihres Leibes spürte. Das kleinere Bündel rollte über den Rand des Schlittens in den Schnee. Die Mutter, wie gefesselt durch den Zugstrick, sank einen Augenblick neben ihm nieder. Dann hob sie es auf und behielt es für die letzte Strecke des Weges in ihren Armen. Die Sterne verblaßten, als sie die Schaufel aus den von Anstrengung und Kälte gefühllosen Händen legen konnte. Vom Schmerz betäubt hockte sie neben dem Grab, starrte mit stumpfem Blick zu ihrem ausgebrannten Haus hinüber und spürte sich nur noch lebendig in einem Gefühl, das ihre Seele der zerstörten halbverkohlten Scheune gleichmachte, die nun niemals mehr Ernten zu beherbergen hätte. Dann aber glitt wie der mächtige graue Schatten einer längst vergangenen Zeit das Bild eines Mannes in ihr Erinnern. Ihre Gedanken kamen wie eisfrei gewordene Ströme langsam zurück und mündeten in das Meer der Wirklichkeit. Jene Sagengestalt mit kristallinen Augen unter einer mächtigen Stirn und fliegendem grauen Haar sprach einen Namen in ihr erstarrtes Herz. „Erland“, drang es ihr aus der Erde entgegen, und da wußte sie wieder um alles, was geschehen war. Wußte, daß der Pfarrer Aurelian Sekard ihren Sohn gerettet hatte. Und zugleich erinnerte sie sich, daß sie Valentine von Kerffung, die Frau eines baltischen Adligen war. Eine Weile gebrauchte sie wohl noch, bis sie alle ihre Kräfte wieder gesammelt hatte und das Grab ihrer beiden kleinen Mädchen verlassen konnte, dann aber hob sie sich auf in wildem Entschluß und ging von blinder, gefühlloser Besessenheit ihres Willens

getrieben noch einmal in das Grauen ihres zerstörten Schlosses zurück. Keuchend flog sie über Schwellen und Gänge, gejagt von ihrem eigenen Gewissen, das nach dem, was sie verlor, mit bitterer Verachtung aller äußeren Güter gedachte, und zugleich gerufen von den Geistern der toten Kerffungs, von jenen, die seit sieben Jahrhunderten ihren Besitz als adlige Verpflichtung erkannten und vererbten.

Ihre tastenden Hände fanden das Geheimfach in der Mauer unverfehrt, fanden die kleine Schatulle. Sie spürte es am Gewicht, aber sie konnte es nicht unterlassen, den Deckel zu öffnen. Aus dem Dunkel traf sie ein hauchmatter Schein. Sie schrie leise und schluchzend. Wie seelenlos dämmernde Wesen der Tiefsee lagen die Perlen auf dem samteneu Grund der Schatulle. Den Perlen war es wohl gleich, wem sie gehörten, aber nun würden sie für Erland und Nikola die letzte Lebenssicherheit sein. Valentine rannte den gleichen Weg zurück, den sie kam, und erst als sie wieder im Schnee stand, wagte sie, tief zu atmen. Vor dem Haus fand sie ein Stück von den blaukarierten Fenstervorhängen der Gefindeküche. Das band sie als Tuch um den Kopf und hatte damit wenigstens einen kleinen Schutz gegen den Wind. Ein feiner fader Geruch von Küchenkräutern kam aus dem Kopftuch und war von Erinnerungen eines glücklichen Lebens schwer. Dann machte Valentine sich auf den Weg, und sie sah sich nicht nach ihrem verlorenen Schloß um. Sie wankte unter dem ersten Hauch der winterlichen Morgenröthe zu ihrem verwundeten Sohn. Es würde spät werden, bis sie in der Pfarre ankam. Aber sie

konnte Erland ja in keiner besseren Obhut wissen als bei dem Mann, der mit flammenden Augen des Glaubens zu den Toten trat.

Und dann kam sie wirklich in der Pfarre an. Boris riß das Tor weit vor ihr auf und küßte den von Schnee nassen Saum ihres Kleides. Dina und Aurelian Sekard gingen ihr die breite Steintreppe hinab entgegen und nahmen sie in ihre Mitte. Dina hatte schon wieder Tränen in den Augen, aber Aurelian sah sie streng und bittend an. Da wandte sie den Kopf, pustete in ihre Hände und tat, als sei die Kälte schuld an ihren feuchten Augen. Hermann aber stellte sich in Erlands Zimmer hinter den Fenstervorhang. Er wollte noch nicht gesehen sein, er mußte Zeit gewinnen. Denn diese Begegnung mit Valentine unterschied sich befremdend von allen früheren. Er hatte die etwas unbestimmte Vorstellung, sie zuletzt wie ein erhabenes Bild in grünem Samt mit Zobelpelz gesehen zu haben. Nun kam sie in einem hier und da zerrissenen grauen Wirtschaftskleid wie eine Armenhäußlerin über Land, stieg unsicher und mit vorgeschobenen Knien die Treppe hinauf, legte einen Arm um Dinas Schulter und hielt mit der freien Hand ihr Kopftuch zusammen, als wolle sie die ritterliche Geste nicht bemerken, mit der Aurelian ihr den Arm bot. Wie klein Dina neben dieser hochgewachsenen Frau war. Hermann wandte sich schroff vom Fenster ab. Ein heftiges und schmerzliches Mitleid erfüllte ihn, ein stummer Widerstand, um dessen tiefsten Grund er nicht wußte. Valentine sollte nicht den Arm um die Schulter seiner Mutter legen, wie

sonst nur Aurelian Sekard es tat. Denn es geschah ja nicht, um sich zu stützen — das hatte Valentine von Kerffung trotz allem, was sie verlor, nicht nötig. Es blieb vielmehr ein Rest jener selbstherrlichen Beschüßerlaune, mit der diese Leute von vielen tausend Morgen Grundbesitz nun mal gewohnt sind, alles unter ihre Fittiche zu nehmen, was kleiner ist als sie. Und dann auch war es qualvoll, Valentine von Kerffung so gehen zu sehen, so verlassen von der großen Haltung ihrer früheren Zeit. Da spürte Hermann Sekard in ungewissem Ahnen den ersten Hauch einer mitleidigen Liebe zu dieser Frau.

„Erland, deine Mutter kommt“, stieß er hervor und ging Valentine entgegen. „Meine Mutter?“ fragte Erlands Stimme ihm wie von fernher nach. Hermann küßte nach seiner Gewohnheit Valentines Hand. Sie sah ihn freundlich an und fragte, wie es ihm ergangen sei, ob er sich von der Lungenentzündung völlig erholt habe. Und obwohl er nun diese unerschütterliche Höflichkeit bewunderte, so machte es ihn doch zugleich traurig, daß Valentine sich überhaupt Zeit zu solchen Fragen nahm, ehe sie ihren Sohn gesehen hatte. Ihm war, als tauche seine Seele im Strom allen menschlichen Leidens unter und gewönne die bittere Erkenntnis, daß noch irgend etwas das Herz dieser Frau treffen würde, ehe sie aus allen Tiefen das Letzte gab — die Mutter des Sohnes zu sein. Drinnen lag Erland und wartete mit jedem Atemzug, und sie stand hier und sprach höfliche Worte. Fast hätte er sie um seines Freundes willen hassen mögen, und doch, konnte er es nicht. Er ertrug den Zwiespalt seiner Ge-

fühle in ihrer Gegenwart nicht mehr. Er ging aus dem Zimmer und seiner Mutter nach, die wieder mit fröhlicher unbefangener Geschäftigkeit ihre Hausfrauenpflichten erfüllte. Ja, er lief über den Flur hinter ihr her. Er schlang den Arm um ihre Schulter und rieb seine Wange an ihrem Haar. Sie lachte und pffiff leise einen Militärmarsch durch die Zähne, wie sie das manchmal bei ihrer Arbeit tat. Zusammen stiegen sie die breiten und dunklen, leise knarrenden Treppen hinauf. Im oberen Stockwerk standen die mächtigen Eichenschränke. Aus einer Dachkammer kam der starke Duft des lagernden Obstes. Ach, dieses gute alte Haus! Hermann schmuggelte im Vorübergehen eine Reinette in die Rocktasche, wie er es als Junge getan hatte. Gewiß war diese Heimlichkeit jetzt nicht mehr nötig, aber er tat es zu seiner eigenen Freude so. Er setzte sich auf die Truhe mitten in die breite warme Bahn des Sonnenlichtes, das durch das Bodenfenster fiel, und biß mit seinen harten weißen Zähnen in den Apfel, während er seiner Mutter zusah. Sie suchte unter den Kleidern, die noch von Aurelians Mutter da waren und für Frau von Kerffungs Größe passend sein mochten. Sie fand ein pelzverbrämtes schwarzes Samtkleid. „Das“, sagte Hermann begeistert, „das mußt du nehmen! Das ist ausgezeichnet. Darin wird sie wieder wie früher aussehen, wie wir sie gewohnt sind. Das zerrissene Armsündergewand, in dem sie ankam, ist schrecklich für sie.“ Dina sah ihren Sohn groß an. Es flackerte in ihren Augen, dann war es vergangen. Sie hielt das Kleid gegen das Licht. Da sagte Her-

mann leiser und so, als betrachte er im Leeren ein schönes Bild: „Es ist etwas Zeitloses und Edles daran. Und deshalb ist es für Valentine von Kerffung wie geschaffen — für die Trauer um ihre beiden kleinen Mädchen.“

Dina nickte wortlos. Dann setzte sie sich zu ihrem Sohn auf die Truhe, pendelte mit den Beinen, legte den Kopf in den Nacken und sah dahin, wo die Sonnenstrahlen flimmernd durch das dunkle Dachgebälk strömten. Es war so still, daß aus dem Stall der Hufschlag des Pferdes durch das geöffnete Fenster heraufdrang. Hermann sah blinzeln in den Bodenraum und rührte sich nicht — den Traum nicht zerstören, die Wiederkehr alles dessen, das zum Schönsten seiner Knabenzeit gehörte. Wie oft hatte auf dieser Truhe beim Spiel das blonde Mädchen Nikola neben ihm gesessen und herzklopfend gewartet, bis die polternden Schritte der Verfolger auf der Treppe zu hören waren, damit sie dann leichtfüßig floh und hinter den blind auf den Boden Stürmenden lachend die Treppe abwärts sprang. Oh, Nikola — — Und da erinnerte Hermann sich an das, was er mit seinem Vater im Wald begrub. Er stand auf und schleuderte den angebissenen Apfel heftig aus dem Fenster. „Darf ich rauchen?“ fragte er hart mit abgewandtem Gesicht. Dina nickte.

„Hermann, was ich dich fragen wollte“, sie sah verlegen auf ihre Schuhe und schlug die Sohlenränder leicht aneinander. „Hast du Frau von Kerffung gern? Ich meine, könntest du sie sehr lieb haben? Wenn ich einmal nicht mehr da wäre — keine würde so gut für

dich sorgen wie sie. Schon deshalb", sie zögerte und hob dann entschlossen den Kopf, „weil du Aurelian Sekards Sohn bist.“ Sie atmete tief.

„Was sprichst du so?“ fragte Hermann dumpf, weil er sie nicht verstand und doch eine unausweichliche Gewalt der Schicksale empfand. „Du bist meine Mutter. Niemals kann eine andere meine Mutter sein. Und warum sprichst du von Abschied? Ich höre ja jeden Tag nichts anderes mehr als von bevorstehendem Abschied. Vater ist schuld daran. Vater hat alle damit angesteckt. Er soll dich nicht traurig machen. Er soll endlich mit seinem Grabesgeläut aufhören. Mag er es seinen vier Wänden predigen, aber dich soll er damit nicht trübselig stimmen!“ Dieser Sohn, nun war er nicht mehr zu halten. „Es ist gräßlich, einen Pfarrer zum Vater zu haben!“

Einen Augenblick saß Dina unbewegt, dann griff sie fast schüchtern ihres Sohnes Hand, als habe sie irgend etwas an ihm gutzumachen, und er hörte ein Lächeln aus ihrer rauhen Stimme. „Mein lieber Junge“, sie schob ihn sanft von sich, gab sich einen Ruck, daß sie bis in die Mitte der Kammer schnellte und lief ohne ein weiteres Wort über den Flur, die Treppen hinunter, zur Küche. Und als sie da angekommen sein mochte, hörte Hermann seines Vaters Stimme heraufdringen: „Boris soll Horfa einspannen. Ich habe ein paar Besuche in der Gemeinde zu machen.“

„Nein“, rief der Sohn, aber niemand hörte ihn. Warum rief er nein? Er wußte es nicht. Es blieb wie zuvor nur ein fernes unklares Ahnen. Er schob

mit dem Fuß eine Matte an die oberste Treppenstufe und setzte sich darauf. Und so saß er lange, beinahe eingeschläfert vom weinsüßen Duft der Apfelkammer, saß und horchte auf die Geräusche des alten Hauses — manchmal ein leises Knistern in den Wänden, ein Knacken im Gebälk und die ferne Lebendigkeit der Wirtschaftsräume. Wie ein Strom umgab ihn dies alles, jeder Laut eine Welle, die aus seiner Kindheit herkam. Als er hinunterging und dabei das Holz des Treppengeländers unter seiner Hand hingeleiten fühlte, war ihm, als würde er niemals wieder über diese Stufen in die oberen Räume des Hauses zurückkehren. Auf dem Treppenabsatz, wo ein langes schmales Fenster mit wassergrünen, in Blei gefaßten Scheiben durch alle Stockwerke lief, blieb er an der Eichenbrüstung, die den Hohlraum zwischen Treppenhaus und Wand abgrenzte, nachdenklich stehen. Von hier hatten sie als Kinder — Valentines Sohn Erland und er — kleine Kartoffeln in die Milch geworfen, die die Magd in Setten tief unten auf das Fensterbrett stellte, hatten mit verhaltenem Gelächter das Erschrecken und Rätselraten über den Spuk aus der Höhe angehört, und waren, als Dina den Streich entdeckte, auf ihren Fahrrädern davongeflüht. Hermanns Herz wurde leicht. Mit solchen Erinnerungen konnte er fröhlich zu seinem Freund gehen. Noch zögernd öffnete er die Türe, weil er das Beisammensein von Mutter und Sohn nicht stören wollte. Aber da stand Valentine von Kerffung mitten im Zimmer, kramte in den weiten Taschen ihres Wirtschaftskleides und zog etwas hervor. Ein Ausdruck fast wilden

Triumphes ging über ihr Gesicht. „Und meine Perlen habe ich doch gerettet!, den ganzen Schmuck. Wenn ich ihn verkaufe, sind Erland und Nikola bis an ihr Lebensende gesichert.“

Hermann starrte die Frau anfangs verständnislos, dann mitleidig an. „Verkaufen? Wo wollen Sie denn heute Perlen verkaufen? Begreifen Sie doch endlich, was mit Ihrem Land und Ihrer Zeit los ist.“ „Perlen?“ fragte er ruhiger, „was gehen uns jetzt Perlen an?“

Hatte diese Frau nicht in einer Nacht ihre beiden kleinen Mädchen begraben? Dann aber machte er eine sanfte Bewegung, als wolle er seine Worte zurücknehmen, denn er begriff, daß man ihr etwas lassen mußte. „Es ist gut. Ja, Sie taten recht, Ihre Perlen zu retten. Aber nun müssen Sie dieses zerrissene Kleid mit einem anderen vertauschen. Meine Mutter und ich haben ein passendes gefunden. Das Staatskleid meiner Großmutter. Samt mit Zobel. Das gehört zu Ihnen. Darin möchten wir Sie gern sehen“, in seine junge Stimme war ein älterer Klang der Güte gekommen. Darauf horchte Valentine von Kerffung, während sie wie abwesend nachsprach: „Samt mit Zobel – so, darin wollt ihr mich lieber sehen?“ Sie hob mit leerem, fast einfältigem Gesicht ihren Schmuck und hielt ihn in die Sonne. Ein warmer Hauch Lebendigkeit ging von den Perlen aus. Sie starrte eine Weile darauf nieder. „Ich werde sie niemals mehr tragen – ich nicht“, murmelte sie, und ihre Augen waren stumpf und müde. Sie trat noch einmal an ihres Sohnes Bett. Er lag wie schlafend,

es waren seinem Gesicht keine Schmerzen anzusehen. Da kam Leben in Valentine zurück. „Wir werden unter den Kleidern deiner Großmutter gewiß auch solche finden, in denen ich hier arbeiten kann. Wo ist deine Mutter, Hermann?“ Und sie ging.

Als ihre Schritte auf dem Flur verhallten, schlug Erland die Augen auf. Übergroß und dunkel, wie sie in seinem schmalen Antlitz nun lagen, sahen sie Hermann an. Er ging ans Fußende des Bettes, um zu verstehen, was Erland sagte. Sein Herz klopfte sehr. Aber Erland sprach nicht. Er sah ihn nur mit einer glänzenden und unirdischen Tiefe des Blickes an, die ahnen ließ, wie seine Seele sich aus der leidvollen Gefangenschaft des Körpers fortsehnte in die Grenzenlosigkeit. Dann schloß er wiederum ohne eine Veränderung in seinem Gesicht die Lider zum Schlaf. Hermann wagte nicht, laut aufzutreten, wieviel weniger eine Frage zu tun.

Aurelian Sekard kam zurück. Die Gesichter der Menschen hatten aufgeleuchtet, wo er eintrat, und das Tagewerk eines Hauses wurde leichter vollendet, wenn er es verließ. Als er zu seiner Pfarre zurückfuhr, stand er barhaupt in seinem Schlitten und sang, wahrhaftig! Was für ein Pfarrer, der mit einem Vollbluthengst singend durchs Land fuhr! Denn er brachte eine gute Nachricht mit. Die Landeswehr im Zusammenschluß mit einem deutschen Freikorps hatte einen erfolgreichen Vorstoß gemacht. Die Pfarre lag jetzt weit außerhalb der Gefahrenzone. Valentine von Kerffung zog die Mundwinkel ein und versuchte

zu lächeln. In diesem Haus kann noch gesungen werden — Gott schütze und erhalte Kurland.

Um dieser guten Nachricht willen kam es, daß sie wie früher im großen Eßzimmer am runden Tisch aus dunkelrotem Mahagoniholz zusammen saßen. Dort, wo der Tisch dem offenen alten Kamin, in dem ein Feuer brannte, am nächsten war, stellten Aurelian und sein Sohn ein Ruhebett auf. Boris und Hermann gingen nach oben, denn Erland sollte dabei sein. Erland sollte nicht allein im Krankenzimmer in der Sonne liegen. Nach einer Weile aber rief Hermann, weit über das Treppengeländer hängend, nach seinem Vater. Denn so guten Willen Hermann und Boris auch hatten, so vorsichtig sie auch zusaßen — der junge Kerffung biß sich mit abgewandtem Gesicht in die Lippen. Welch ein Wunder war doch in die großen mageren Hände des Pfarrers gegeben? Stark und sanft hob er mit einer einzigen Bewegung Erland auf, legte ihn sich vor die Brust und trug ihn allein die Treppe hinab zu den andern. Da lag der Verwundete nun weiß und still und lächelte manchmal auf eine ferne, aus einem andern verschlossenen Leben herüberwehende Art. Mit ihm war die Tafelrunde vollzählig, wenigstens empfanden alle sie so. Nur Hermann träumte dahin, wo neben ihm ein leerer Platz war, Nikolas schmale Gestalt. Träumte dies ohne Schmerz und Leidenschaft, in einer sanften Befangenheit der Sinne. Dina hatte selbst den Wein aus dem Keller geholt — keinen Krimwein, keinen Ungarn, sondern Rheinheffenrebe, und zwar den edlen, alten Marktgräfler, den Aurelian Sekard vor allem liebte.

Schwer und golden floß er in die Gläser. Sie hoben sie mit ernstern, aber ruhevollen Gesichtern und ließen sie aneinanderklingen. Erland nickte ihnen zu und öffnete ein wenig den Mund, daß die obere Reihe seiner sehr schmalen, gleichmäßigen Zähne sichtbar wurde. Aber das Wort, das er vielleicht sprechen wollte, hörte niemand. Da setzte Hermann mitten im vollen Zug sein Glas ab, schenkte ein anderes ein und reichte es dem Freund. Valentine von Kerffing widersprach und wollte es fortsetzen, worauf Hermann sie böse ansah. Sie wandte sich unschlüssig an den Pfarrer. Der sagte: „Entscheide selbst, Erland. Meinst du, daß es dir gut tun würde, ein Glas von diesem guten, alten Wein zu trinken?“ Und er zwinkerte ihm mit den Augen zu. „Ich meine, es könnte dir eher helfen als schaden.“ Und auch Dina, die am Anblick des bleichen jungen Menschen litt, fügte hinzu: „Nein, es wird dir bestimmt nicht schaden. Ich denke, du bist dann mehr bei uns, wenn du mit uns trinkst.“ — „Ja, ich möchte Wein trinken“, sagte Erland leise zu seiner Mutter hinüber. Da fügte sich Valentine. Und so war es gut.

Wohl sprachen sie von Krieg und Revolution. Wie sollten sie auch anders? Aber zwischen diese Dinge flochten sie doch immer wieder Erinnerungen aus den glücklichen Tagen ihres Lebens, und mehr und mehr leuchtete eine große Hoffnung aus ihren Augen und machte sie alle einander ähnlich wie ältere und jüngere Geschwister. Sie sprachen und träumten von der Zukunft, als ob es in ihrer Gewalt läge, sie zu gestalten, sie ließen sich ganz und gar von der schönen Fata

Morgana ihrer Wünsche verführen. Der Wein, der Freund der Traurigen, hatte seine Sonnenkraft, die seine Reben aus einem anderen Land und anderer Zeit gesogen, tief in ihre Herzen gegossen. Er ließ sie vergessen, was sie sahen und litten. Wer weiß, ob sie nicht jetzt, da der erste Ansturm des Leides vorüber war, zusammengebrochen wären, wenn sie nicht diese Stunde, diese Feier des Friedens gehabt hätten?

Nur die Gläser standen noch auf dem Tisch. Nach jedem Niedersehen schaukelte der blasse Silberkranz des Kristallschattens in den glatten Mahagoniflächen der Möbel. Das erschien Hermann Sekard einsam und schön und von tiefer Bedeutung. Er sah in einer mächtigen Ebene eine Hügelkette vor sich, von der er nicht wußte, ob sie Landschaft oder eine Reihe Gräber war. Auf dem höchsten Hügel, angesichts des Sonnenaufganges, stand ein junger Krieger, schlug die Arme hoch und stürzte, von einer Kugel ins Herz getroffen, zu Boden, als würde er sich mitten ins Morgenrot. Dann war das flüchtige Bild zerronnen. Aber es hinterließ doch einen Hauch von lebendiger Wirklichkeit, daß Hermann Sekard leise sagte: „Und Morgenröte über weißen Hügeln.“ Nur Erland hörte es, sah ihn groß und fragend an und schwieg. Die andern hörten auf Valentines Worte. Denn Frau von Kerffung hatte mit zuversichtlicher Stimme zu sprechen begonnen. Und obwohl im Familienkreis der Sekard das Deutsche üblich war, obwohl Valentine selbst die deutsche Sprache vollkommen beherrschte wie irgendeine der sechs oder sieben anderen Sprachen, deren sie kundig war, so durchbrach sie nun die Sitte

im Hause Sekard, der die Freunde sich immer gern angeschlossen hatten, und sprach russisch. „Ich werde Kerffung wieder aufbauen lassen, den Saal, die Scheune — ein neues Kerffung. Über dem Grab von Bienchen und Katharina Valerie soll ein kleines Mausoleum errichtet werden. Und dann fange ich mit dem Landwirtschaftsbetrieb auf folgende Weise an —.“ Sie erläuterte ihre Pläne. Da richtete Erland, der mit gesenkten Lidern und schweigend zugehört hatte, sich auf, ergriff sein Glas und rief mit seinem vokal-dunklen Deutsch in die Worte seiner Mutter: „Es lebe Hermann Sekard und die Freude!“ Einen Augenblick war es so still, als atme niemand mehr. Dann klang Hermanns Glas läutend an das des Freundes. Sie leerten es beide in einem Zug, sie sahen einander in die Augen und fanden, was jeder in sich selbst wußte, was mit dem Wein nun feurig durch ihre Adern trieb: ihre Jugend und die Sehnsucht nach dem schönen Abenteuer des Lebens, ihren freudigen Mut, es immer und überall zu bestehen.

„Ich werde Nikola herholen“, flüsterte Hermann dem Freund zu. „Jetzt, da es ohne Gefahr für sie sein kann. Nikola ist auch bei uns in Sicherheit. Und dann sind wir alle zusammen!“ Aber er wußte nicht, ob Erland seine Worte verstanden hatte. Er nahm ihm das leere Glas aus den Händen, vielleicht wäre es sonst zu Boden gefallen. Dann ließ Erland sich wieder zurücksinken und streifte die Tafelrunde mit einem langen, langen Blick, ehe er müde die Augen schloß.

Der Pfarrer stand als erster auf, um seine Predigt für einen Wochentagsgottesdienst, den er der schweren

Zeit wegen eingelegt hatte, auszuarbeiten. Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg. Über dem Schnee lag ein roter Hauch, der ihn sanft und unmerklich von Stunde zu Stunde hinzuschmelzen schien.

Der Pfarrer nahm Erland behutsam abermals auf die Arme. Solange dies dauerte, trat Valentine von Kerffung neben ihn und streichelte ihres Sohnes Haar. „Hast du Schmerzen?“ fragte sie. „Nein“, sagte er sehr leise, ohne seine Mutter anzusehen. Hermann zupfte Frau von Kerffung am Armel und schlug sich mit dem Finger auf die Lippen. Sie sah ihn verständnislos an. Es war ein Blick, der einem leid tun konnte. Als Aurelian sich mit seiner Last groß und ruhig in Bewegung setzte, flüsterte Hermann: „Das dürfen Sie nicht fragen. Natürlich hat Erland immer Schmerzen, aber das sagt er doch nicht. Am wenigsten zu Ihnen“, seine Augen sprühten. „Sie quälen ihn mit solchen Fragen. Lassen Sie das.“ Und dann folgte er seinem Vater und dem Freund, drehte sich im Türrahmen um und deutete auf den verlassenen Tisch mit den leeren Gläsern. „Vielleicht die letzte Tafelrunde im Hause Sekard?“ sagte er ernst von einem jähen Gedanken überwältigt. Aber es antwortete ihm niemand darauf.

Die beiden Frauen blieben allein zurück. „Mein Gott“, flüsterte Valentine, „wie böse Hermann auf mich war. Er vergaß wohl, daß ich die Mutter seines Freundes bin, und daß ich meine beiden kleinen Mädchen begraben habe. Aber es ist wahr, im Kriege wissen wir Mütter wenig von unseren Söhnen. Was denkst du, Dina?“

„Ja, so ist es. Aber es ist auch wieder nicht so. Nur, wie es ist, das kann ich dir auch nicht sagen. Manchmal scheint es mir, als ob wir Menschen uns näher kämen, wenn wir uns voneinander entfernen.“

Valentine von Kerffung, die auf ihre Hände gesehen und mit den Ringen an ihren Fingern gespielt hatte, hob den Kopf. Sie sahen einander an, die klaren, beinahe kühnen blauen Augen der Baltin und Dinas sanfte dunkelgrüne mit dem braunen Strahlenkranz um die Pupillen. Es flammte etwas in Valentines Augen. Aber Dina verstand ihren Blick nicht. Eine Leere tat sich zwischen ihnen auf, die sie nicht begreifen konnten, hätten sie auch einen Namen dafür gewußt.

„Sieh“, sagte Dina, „ich habe die Wahrheit solcher Dinge selbst in mir erlebt, als ich mich damit abfinden mußte, daß es jedesmal eine Fahrt auf Leben und Tod ist, wenn Aurelian jetzt in seine Gemeinde fährt, und Hermann zur Landeswehr zurückgehen wird, sobald Erland nur einigermaßen gesund ist. Denn“, sie lächelte, „er hält sich für unentbehrlich zu Erlands Pflege, obwohl der alte Boris zuverlässig wie keiner ist. Aber nach dem, was Aurelian heute an guter Nachricht brachte, können wir gewiß hoffen, daß bald Friede und Ordnung kommen.“

„Ja“, sagte Frau von Kerffung mit blassen Lippen, „ja, das hoffe ich auch. Der Friede oder der Krieg geben allen Dingen im Leben ein anderes Aussehen. Sobald Erland wieder gesund und in Kerffung alles in Ordnung ist, will ich mit ihm nach Hause. Vorher hole ich Nikola von Attenberg zurück.“ Sie atmete

tief, und sie tat dies vielleicht, weil sie nicht schluchzen wollte. Der Gedanke überwältigte sie wohl: nach Hause.

„Das verstehe ich“, sagte Dina ruhig. „Aber solange Erland noch nicht wiederhergestellt ist, soll unser Heim —.“ Ehe sie zu Ende sprechen konnte, streckte Valentine ihr die Hand hin und sagte drängend, aber es klang fast wie ein Befehl: „Ich danke dir und deinem Mann, daß wir für die Zeit unserer Obdachlosigkeit bei euch sein dürfen.“

Dina wollte sprechen. Etwa: daß alles, was sie und Aurelian für Valentine und ihren Sohn täten, selbstverständlich unter Freunden sei. Da war Valentine schon aufgestanden, um zu ihrem Sohn zu gehen. Grübelnd sah Dina der hochgewachsenen Frau nach. Sie versuchte, sich Gustaf Alexander von Kerffung, den toten Grafen, neben Valentine vorzustellen. Aber das Bild wollte nicht deutlich werden. Sie sah jeden dieser beiden hochgezüchteten adeligen Menschen in seinem Alleinsein — die leidenschaftslose, liebenswürdige Erscheinung Gustaf Alexanders schon sehr fern, obwohl es noch nicht lange her war, seit er starb, und Valentine in ihrer unbeugsamen Art, das Leben beherrschen zu wollen. „Gott hat sie zusammengeführt und hat sie getrennt“, dachte sie, „wie er auch Aurelian und mich zusammenführte und uns trennen würde, wenn es sein Wille wäre. Wer will Gott begreifen?“

Dazu gaben die leeren Weingläser einen nachhallenden zarten Klang, als sie sie vom Tisch nahm. Sie legte noch ein paar Holzscheite ins offene Feuer, dann stieg sie die Treppe zu Aurelian hinauf.

Sie klopfte leise und streckte zugleich den Kopf durch den Türspalt. Er nickte, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. Dies war das Zeichen, daß ihre Gegenwart ihn in seinen Gedanken, seinem Versenktsein in die Liebe zu Gott und Menschen, oder aus was nun eine Predigt entstehen mag, nicht störte. Als junge Frau hatte sie sich dann auf einen Schemel zu Aurelians Füßen gesetzt, jetzt nahm sie den Sessel am Fenster und sah ins Weite, bis der Mann daran dachte, ein Wort zu ihr zu sprechen. Und es war schön, hier zu sitzen und auf sein Wort zu warten. Sie konnte weit über die Felder sehen, hinter denen der Kirchturm des Dorfes aufstieg, in mächtigen grauen Quadern, den Türmen der alten Ordensburgen ähnlich. Nirgendwo fühlte sie ihre Liebe zu Kurland so stark wie hier in Aurelians Zimmer. Es ist das Land, das ihr eine Heimat gab, und in dem sie viele, viele Jahre glücklich sein durfte. Immer, wenn sie an diesem hochgelegenen Fenster saß und über die Felder sah, wurde die Sehnsucht nach der norddeutschen Tiefebene, der sie entstammte, still in ihr.

„Nun?“ fragte Aurelian Sekard, aber dann dauerte es noch eine Weile, ehe er mehr sprach.

„Nun, worüber denkst du nach, Dina?“

„Jetzt? Im Augenblick?“ sie zögerte.

„Ja“, lächelte er, „jetzt im Augenblick. Es war etwas in deinem Gesicht — etwas“, er legte die Hand über die Augen und sprach einen griechischen Text halblaut vor sich hin. Als er wieder schwieg, sagte Dina, warm vor Freude darüber, daß er bei seiner Arbeit noch Zeit fand, auf den Ausdruck ihres Ge-

sichtes zu achten: „Ich dachte an den toten Gustaf Alexander Kerffung. Glaubst du, daß er mit Valentine glücklich war? Man konnte ihn schwer begreifen.“

„Glücklich?“ Der Pfarrer schrieb weiter, während er sprach. „Das ist nun so recht die Frage einer Frau. Er selbst würde dazu sagen, daß es auf das Glück eines Mannes nicht wesentlich ankomme, sondern darauf, sich selber und der Tradition treu zu bleiben. Er war das gute Beispiel unseres Landadeligen, das war er.“

„Und Valentine?“

„Sie? Oh“, der Pfarrer wich dem Blick der Frau aus und schraubte langsam die Füllfeder ein. „Sie ist gewiß glücklich gewesen. Sie wird es vom ersten Tag ihrer Ehe an für ihre Pflicht gehalten haben, glücklich zu sein. Außerdem hatte sie die Kinder und das große Gut. Sie ist ganz und gar ein Mensch des praktischen Lebens. Ja ja, Gustaf Alexander — früh hat er fortgemußt. Wenn ich an ihn denke, habe ich eine sonderbare Vorstellung“, der Pfarrer zögerte, ehe er gedämpft weitersprach. „Ich sehe ganz fern einen Mann wandern, einen schmalen Mann, der eine mächtige Kette, vielleicht eine Ankerkette auf den Schultern trägt, und damit geht er mitten ins Flachland hinein, in die grüne Unendlichkeit von Sibirien, immer weiter, bis er darin untertaucht mit seiner Last. Dies Bild ist jedesmal das letzte, wenn ich an ihn denke. Vielleicht kommt es daher, weil ich ihn nicht tot gesehen habe, weil ich nur weiß, daß er irgendwo in Sibirien umgekommen ist. Denn es ist gut, die Toten von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

Der Pfarrer legte die beschriebenen Bogen beiseite, stand eine Weile neben Dina, die Hand auf ihrer Schulter, und setzte sich dann zu ihr ans Fenster. Mehr und mehr hoben sich ihre Köpfe schwarz vor dem letzten Licht des Tages ab. Sie hielten ihre Gesichter einander halb zugewandt und sahen dabei über die Felder. Einmal kam ein Laut zu ihnen wie das Zuschlagen des Hoftores. Aber sie achteten nicht darauf, denn er konnte nach der guten Botschaft des Tages ja nichts Böses bedeuten.

„Wir wollen dieses Land nicht verlassen, niemals“, sagte Dina leise. „Dieses liebe Land.“

„Nein“, antwortete Aurelian, „wir werden Rurland nicht verlassen.“

Und dann schwiegen sie wieder. Langsam wurde es dunkel im Zimmer. Aber sie saßen hier beisammen und erfüllten mit ihren guten Gedanken Rurland und die ganze Welt.

Sie wußten ja nichts von den Männern im Stahlhelm und grauen Rock, die keine zehn Meilen weit von ihnen mit angespannten Gesichtern und müden Schultern über die Landstraße stapften, die ganze Truppe wie ein Stiefelpaar, das bis zum Umfallen weiter marschieren wird. Wußten auch nichts von dem einen Reiter in Rurland, der trunkenen Herzens, Wein und Freude im Blut, durch die Felder ritt, den grauen Zug in der Ferne sah, in einer kalten Ernüchterung der Seele — so ganz anders, als er je geglaubt — seine Bedeutung begriff, die Schenkel anlegte und losraste über die gut gekanteten kürzeren Wege, um vor den deutschen Freikorpskämpfern

Schloß Alttenberg zu erreichen. Denn diese Begegnung, auf die er lange und brennend gewartet hatte, traf mit nichts als ihrem harten einfachen Aeußeren nun gewaltsam und fordernd sein Gewissen, daß sein Herz sich auflehnte. Er wollte nichts hören und sehen vom Krieg. Frank er nicht am Mittag Wein auf eine Nachricht vom Sieg und die Gewißheit auf Frieden? Hatte nicht mit der Stimme des einen die ganze baltische Jugend ihm zugerufen: Es lebe Sekard und die Freude?! Er ritt zu einer Frau, und er wollte einzig dieses Mädchen und nicht den Krieg.

Langsam ritt Hermann Sekard durch die Lindenallee nach Alttenberg. Die leeren Kronen hoben sich über ihn. Er wollte sich an die Feste erinnern, zu denen er unter diesen alten Bäumen hinfuhr, an alle guten Stunden. Er konnte es nicht. Und statt der anfänglichen Freude erfüllte ihn nun eine wunderliche Fremdheit beim Gedanken an das Wiedersehn mit Nikola von Kerffung. Weshalb, zum Teufel, mußte er sich auch eine Erlaubnis von fremden Soldaten holen, um vor die Augen eines Mädchens zu kommen? Vor dem Tor sprang er ab, übergab sein Pferd der Wache und brachte sein Anliegen vor. Dabei sah er an den Männern, deren Gesichter deutlich die Spuren des vergangenen Krieges trugen, wie im Troß vorbei. Denn ob ihn nun sein eigenes Herz oder die Wirklichkeit enttäuschte, so viel war gewiß: er fühlte sich in seinem guten Jagdanzug und dem schön geschwungenen Breitrandhut nicht glücklich gegenüber diesen verwitterten Uniformen. Außerdem erbitterte ihn die

gutmütige Gründlichkeit, mit der sie seinen Personal-  
ausweis prüften. Als er daher in den mit Munitions-  
kolonnen, Männern und Pferden zum Feldquartier  
gewandelten Schloßhof eingelassen wurde mit dem  
Bemerken, hier auf jemanden zu warten, der ihn zur  
Wachstube bringen sollte, packte ihn eine so rasende  
Ungeduld, daß er in selbstherrlicher Verachtung der  
ihm durchaus vertrauten militärischen Bestimmungen  
die Treppe hinauffsprang und ins Haus stürmte. Hier  
prallte er gegen eine Uniform und hörte eine Stimme  
von dunklem Wohlklang: „Sachte, sachte mit den  
jungen Pferden! Wo wird denn quergeschossen?“  
hörte eine Tür sich öffnen und schließen und stand  
wieder allein in dem langen wohlbekanntem Flur von  
Attenberg. Mit dem hinsinkenden Licht des Tages  
schien ihm ein Hauch seiner Kindheit über die alten  
Dielen zu gleiten. Er lächelte ernst, war noch einen  
Augenblick in Gedanken verloren und wandte sich  
dann ohne Umschweife dahin, wo ein Schild das  
Zimmer des Hauptmanns bezeichnete.

Einige Männer standen um einen Tisch mit Karten.  
Sie hoben bei Sekards Eintreten die Köpfe — in allen  
Gesichtern das gleiche rätselhafte Irgendetwas, das  
aus vier Kriegsjahren kam. Ein wenig verlegen  
brachte Sekard seine Sache vor. Sekundenlang hatte  
er ein Gefühl, als könne keiner dieser Männer, die an  
nichts mehr als dienstliche Meldungen in ihrem Leben  
gewöhnt sein mochten, sein klares Deutsch mit dem  
rollenden R der Balten verstehen. Dann ging es  
wie ein Lächeln vom einen zum andern, selbst das  
ernste Gesicht des Hauptmanns verzog sich. „Ach so“,

sagte er, und es klang beinahe entschuldigend, während er den jungen Balten ungläubig ansah, „und sonst wollen Sie nichts?“ Sekard schüttelte den Kopf. Er fühlte sich von den freundlichen Blicken der Offiziere aufgespießt — aber wer weiß, es tat diesen Soldaten wohl gut, einen jungen Menschen, der um einer Frau willen geritten war, mit sich im Raum zu wissen?

„Zu Leutnant Bruck“, hörte Sekard des Hauptmanns Stimme, „ein junger Balte, der eine Dame zu sprechen wünscht, die hier im Hause wohnen soll. Zu Leutnant Bruck zu Oldendorf.“

Der Befehl galt einem blassen Mann, der Sekard nun über den Flur geleitete. „Ist das die letzte Station?“ fragte Hermann ungeduldig. „Diese Etappenmeldung ist wohl preussische Art?“

Der Mann wandte ihm sein ernstes blutleeres Gesicht zu. „Ja“, sagte er einfüßig. Es schien ihm wohl nicht der Mühe wert, über die Worte des Fremden nachzudenken. Sein zu kurzer Rockärmel schob sich zurück und ließ einen angeschmutzten Verband über dem Handgelenk sehen. Sekard biß sich auf die Lippen. Der Soldat meldete ihn genau mit den Worten des Hauptmanns, teilnahmslos und kurz. Dann ging er. Hermann Sekard und der andere, der Leutnant Bruck zu Oldendorf genannt wurde, waren allein. Zunächst sah Sekard, da er gegen das Licht stand, nur eine hochgewachsene Gestalt — ja, eine ungewöhnlich gut gewachsene Gestalt, und die Stimme war ihm bekannt. Der gleiche Mann, mit dem er vorher zusammengeprallt war. Auch jetzt eine an-

genehme Stimme. In manchen Worten sprach sie das Oh als Rachenlaut, was in Deutschland als eine Spracheigentümlichkeit der Landschaft Westfalen gilt.

Nach Prüfen der Ausweispapiere bat der Mann den Balten, Platz zu nehmen, und hielt ihm, da er selbst rauchte, eine aufgerissene Zigaretenschachtel hin. Aber Sekard dankte, ohne Überlegung, einfach aus dem Gefühl, diesen armen Teufeln kein Quäntchen ihres Tabaks nehmen zu wollen. Er bedauerte vielmehr, nicht selbst Zigaretten mitgenommen zu haben, um sie unauffällig hier liegenzulassen. Er blieb dem Leutnant, der nicht mehr sehr jung war und zu jenen unerfesslichen Frontoffizieren zu gehören schien, denen außer der Sorge für ihre Truppe alles andere so gleichgültig ist, gegenüber am Tisch stehen und sah ihm nachdenklich ins Gesicht. Es war ein von unerbittlichen Stürmen verheertes Gesicht. Mit dem Witterungsvermögen des gesunden Mannes glaubte Sekard zu ahnen, daß dieser Bruck zu Oldendorf im Begriff war, alles das von seinem Leben, was jenseits des Soldatseins lag, mit verächtlicher Nachlässigkeit zu verspielen. Die langen schmalen Augen mit ihrer freundlichen Melancholie machten ihn wiederum liebenswert. Hermann Sekard war nicht der Freund dieses Mannes, aber er war ihm auch kein Unbekannter mehr. Das Schicksal hatte ihre Begegnung miteinander zu irgendeinem Zweck bestimmt. Das erfüllten sie beide in den ersten Augenblicken.

Sie kamen schnell überein. Bruck zu Oldendorf sagte einfach: „Natürlich können Sie nach Ihren Ausweisen die Dame sehen. Sie müssen mir nur ver-

sprechen“, er beugte sich vor und hielt Hermann Sekard die Hand hin. „Geben Sie mir Ihre Waffe. Solange Sie hier im Haus sind, stehe ich Hauptmann Baggert dafür ein, daß Sie keine Waffe tragen.“

„Ja, gewiß — gern.“ Hermann Sekard sah den Deutschen mit großem offenem Blick an. „Aber ich habe nichts bei mir. Ich bin ohne Waffe geritten.“ Der Leutnant starrte ihn an. „Mann Gottes“, ächzte er, „ohne Waffe! Leben Sie denn auf dem Mond?“

„N — nein. Mein Vater brachte heute Mittag die Nachricht von einem endgültigen Sieg der Landeswehr. Da glaubten wir schon an Frieden.“ Hermann Sekard sah sich wie suchend um und fügte langsam hinzu: „Aber natürlich, nun weiß ich ja, wie es in Wirklichkeit aussieht.“

Der Leutnant Bruck zu Oldendorf hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und sah den jungen Baltens fassungslos an. Ein fahles Rot flog ihm in die mageren Wangen. Als Sekard schwieg, räusperte er sich. „So so — glaubten an Frieden. Nun, da haben Sie und Ihr Vater sich eben geirrt. Haben Sie auch noch eine Mutter?“

„Ja — kann ich jetzt gehen?“

„Ja, Sie können gehen. Nein, Sie sollen nicht ohne Waffe zurückreiten. Das möchte ich nicht verantworten. Holen Sie sich auf dem Rückweg diese Browning hier ab. Sie gehört mir, und ich kann sie entbehren. Überdies werden wir uns schon wiedersehen. Alle trifft man irgendwann hier wieder. Dann können Sie mir die Pistole ja zurückgeben. Ich nehme an, daß Sie mit Waffen umgehen können?“

„Ich bin Jäger“, sagte Hermann Sekard kurz. Und nach einem Atemzug: „Überdies Ausbildung bei der Landeswehr. Krankheits halber entlassen. Jetzt aber auskurirt. Können Sie mir sagen —.“

„Nein, ich kann Ihnen nichts Genaueres über Standort und Lage der Landeswehr sagen. Melden sich auf Anruf nicht.“ Sekard mußte scharf hinhorchen, um des Leutnants Worte zu verstehen, weil er beim Sprechen die Zigarette im Mund behielt. Nun, er wollte sich nicht unnötig von ihr trennen, sie war wohl seine letzte Freude.

„Gern Soldat gewesen, Herr Sekard?“ Bei diesen Worten klang des Leutnants weiche müde Stimme scharf auf. Ganz verändert war der schläfrige Melancholiker. In seinen Augen glomm eine rauschhafte und unbefiegbare Energie. Hermann Sekard mußte ihn gebannt anstarren. „Ja“, sagte er mit klopfendem Herzen. Bruck zu Oldendorf senkte die Lider und lächelte seltsam.

„Gehen Sie jetzt, Herr Sekard. Vertrödeln Sie nicht Ihre schöne Zeit. Denn in einer halben Stunde wird das Tor geschlossen — ja, es tut mir leid. Aber es ist Befehl. Der Krieg verändert alle Lebensformen. Man verlernt das Privatleben. Das ist ein Gutes am Krieg.“ Kein Groll, keine Verbitterung, nur ein melancholischer Zug von Spott und Wohlwollen in des Leutnants Gesicht. Sekard neigte mit kurzem Ruck den Kopf und ging. Sein Hut blieb auf dem Tisch des Leutnants zurück.

Als er draußen glaubte, daß niemand ihn mehr sähe, begann er zu rennen. Wenn Nikola sich an den letzten

Herbstabend erinnerte, den sie zusammen hier in Altenberg verbrachten, dann würde sie ihn am alten Brunnen erwarten. Die tiefen leeren Bögen der Weidenäste streiften seine Stirn und schwangen noch eine Weile in der stillen Luft, als er vorüber war. Da, wo die blaugrünen Koniferen so dunkel im Schnee standen, sah er Nikola warten. Sah ihr glattes blondes Haar, das ihr auf die Schultern fiel und sich am Ende in einer kleinen Locke aufrollte. Er dachte an junge Farnblätter, atmete tief und hob die Arme, rief zweimal leise ihren Namen. Sie rührte sich nicht. Ihr Gesicht war von einer Blutwelle übergossen. Dann stürzte sie an ihn. Bei den dunklen Koniferen standen sie. Sekards Mantel fiel um sie beide.

Und dann endlich mußte er ihr sagen, daß ihre beiden kleinen Schwestern tot waren und der Bruder verwundet. Zuerst hielt sie sich noch an ihm — ach, dieses schöne leidenschaftliche Vertrauen in ihren jungen Armen. Ihr Gesicht veränderte sich von Herzschlag zu Herzschlag. Unter seinen Augen wurde sie aus einem glücklichen Mädchen zu einer blassen traurigen Frau. Er wollte sie nicht loslassen. Immer wieder zog er sie an sich. „Weine dich bei mir aus, Nikola“, bat er verzweifelt. Aber sie konnte nicht weinen. Und als von fernher ein deutsches Kommandowort über die Baumwipfel kam, ging ein Zittern durch ihren Leib, das Sekard in seinen Händen nachspürte, und ein Aufrichten. Sie trat still von ihm zurück.

„Ich vergaß es“, sagte sie mit einer fast unirdischen Stimme. „Wie konnte ich es nur vergessen?“

Meinte sie den Krieg, die fremden Soldaten? Hermann Sekard wußte es nicht. Nein, da war nichts mehr, das er noch begreifen konnte. Das Mädchen Nikola war in Sekunden fortgegangen, geflohen. Aber brannten ihm nicht seine Lippen noch von den ihren? Er sollte nach seinem Willen tun, diese Frau an sich reißen — er sah ihr unverwandt ins Gesicht und rührte sie nicht mehr an. Nun, da er alle Worte des Trostes gesagt hatte und keine neuen mehr fand, sprach er wie ein Fiebernder von seiner Pflicht, von allem, was er tun wollte, und seine Liebe, seine entflammte und demütigte Seele, sein trunkenes und verzweifelndes Herz warf er in die letzte scheue Bitte, die ihm wie der Spruch eines anderen erwachenden Ich über die Lippen kam: „Geh mit mir nach Westen, Nikola! Wenn dieser Freiheitskampf um Kurland nicht gut endet — wir beide, du und ich, wollen nach Deutschland gehen.“

Sie sah ihn an wie einen unbeschreiblich Fremden. „Hermann“, sagte sie mit dunklem Klagen in der Stimme, „oh, Hermann, was ist der Westen?“ Und nun sprach sie nur noch russisch, nein, kein einziges deutsches Wort mehr. Sie hatte wohl vergessen, daß die Sprache seines Elternhauses, die Sprache alles dessen, was ihrer Kindheit und Jugend gemeinsam gewesen, deutsch war. Nur seinem Namen ließ sie das Recht seines Ursprungs. Sie sagte nicht: „Cherrman“, sie sagte: „Erman, was ist der Westen? Wie sollen wir da leben können?“

Die unschuldige grenzenlose Verachtung, die aus ihren Worten sprach, tat Sekard weh. „Wer weiß“,

antwortete er bitter, „ob die Zukunft Rußlands nicht weit weniger zu geben hat als der Westen?“

Sie lächelte traurig. Sie hatte die uralte Antwort: „Rußland ist ewig!“ und ging zu dem Brunnen hinüber.

Aus einer Grotte sickerte das Wasser in ein kreisrundes Becken, dessen steinerner Rand vor Alter grau und rissig war. Da, wo die Tropfen mit eintönigem Klingen herabfielen, erschütterte ein kleines Zittern die Wasserfläche, sonst war sie glatt, schnee- und eisfrei, ein natürlicher Spiegel inmitten des Rasens. Diesen alten Brunnen liebte Hermann Sekard vor allem. Schon als Junge hatte er zu den Kindern von Altenberg und Kerffung, wenn sie beim Spiel hier zusammenkamen, ernsthaft gesagt: „Er weiß viel, der alte Brunnen.“ Aber wenn sie ihn dann mit Fragen bestürmten und um eine Geschichte baten, hatte er geheimnisvoll getan, und nur Nikola durfte erfahren, was er in den Wasserspiegel hineinträumte.

„Weißt du noch, Nikola?“ fragte er hilflos. Sie sah ihn wie durch einen grauen Schleier an und lächelte traurig. „Du gehörst zu mir“, brach er heftig aus. „Zu mir und meiner Zukunft, meinem Beruf.“ Er schwieg verlegen. Ihm fiel wohl ein, daß es mit dem geplanten Gesandtschaftsdienst zweifelhaft aussah, und daß er sich noch nicht klar darüber war, welche Arbeit er statt dessen wählen würde. „Auf jeden Fall gehörst du zu mir.“ Sie schüttelte den Kopf. Ihr Haar schwankte sanft um ihr zartes Gesicht. Sie war ein Kind, ein Heiligenbild, ein frommes Irgendetwas, nur nicht das Mädchen

das er suchte — er biß die Zähne zusammen. „Ach, Erman“, ihre Stimme war wie eine singende Klage, „du bist nicht in Sankt Petersburg geboren, und du weißt nicht, was Rußland ist. Ich kann nur in Rußland leben, und ich will nirgendwo anders sterben.“

„Das sagen viele und können es doch“, fiel er ihr ungeduldig und ein wenig ärgerlich ins Wort, trat zu ihr und hob den Arm. Aber dann streifte er nur den Pelz ihres Mantels. Scheu und traurig glitten seine Finger durch die langen weichen Haare. Einmal waren diese schwarzen Haare das warme Fell eines Tieres, und dem Tier gehörte der weite freie Raum der Wälder und Steppen. Es hatte davon für immer Abschied nehmen müssen.

„Liebst du mich nicht mehr, Nikola?“

Sie schob die Hände übereinander in den weiten Mantelärmeln und sah in den Brunnen. „Nicht lieben?“ wiederholte sie mit ihrer dunklen östlichen Stimme. „Oh, Erman, lieber Erman“, und dann bog sie den Kopf zurück und wandte ihr helles Gesicht zum Himmel auf. „Du sollst es wissen, Erman, du allein. Seit mein Vater tot ist — ja, seit mein Vater in Sibirien starb, denke ich nur noch an dies eine. Ich will für alle beten, die in Rußland und in der ganzen Welt leiden müssen. Und nun möchte ich in ein Kloster gehen. Sag es meiner Mutter und meinem Bruder und grüße sie.“ Und während Hermann Sekard wie betäubt über ihre Worte nachdachte, hatte sie ihn noch einmal umfaßt und auf den Mund geküßt. „Erman — mein Erman“, hörte er ihre Stimme sagen. Sah ihr weißes Gesicht und sah zwei

Tränen über ihren Mund laufen. Und dann ging sie, ohne sich noch einmal nach ihm umzuwenden. Mit gesenktem Kopf ging sie. Ihr blondes Haar fiel glatt von ihrem Scheitel auf ihre Schultern. Und schmal waren ihre Schultern und ihre ganze junge Gestalt. Sekard sah ihr nach bis zuletzt — bis der dunkle Bogen des Portals sie aufnahm. Er rührte sich nicht. Nein, er lief ihr nicht nach. Was hätte es auch genützt? Er hätte sie doch nicht für sich zurückholen können. Zwischen ihm und dieser Frau lag nun etwas, das er nicht mehr begriff.

Er ging langsam um das Brunnenbecken, und es war ihm, als träte er hinüber auf die andere Welt-halbkugel. Wie hatte der deutsche Leutnant gesagt? Man verlernt das Privatleben, und das wäre ein Gutes am Kriege, hatte er gesagt. Nun stand im Wasserspiegel die graue alte Front des Schlosses, wich langsam mit jedem seiner Schritte zurück, und statt ihrer tauchten die leeren Kronen der Weiden und die schlanken dunklen Wipfel der Koniferen in den Brunnengrund. Und als Sekard das Halbrund zu Ende gegangen war und wieder da stand, wo Nikola ihn zum letztenmal umfaßt hatte, lag nur noch der helle spröde Abendhimmel, schon vom kommenden Frühling mit zartem Violett überhaucht, im Wasser — unermesslicher ferner Abendhimmel. Oder das Nichts. Oder Gott. Langsam ging Sekard durch den Garten. Als vom Hof das Wiehern eines Pferdes kam, schrak er zusammen. Schwer ließ er seine Hand auf die Türklinke an Bruck zu Oldendorfs Zimmer fallen.

Der Leutnant sah ihm scharf ins Gesicht. Er wich diesem viel wissenden Blick aus. „Mein Pferd“, sagte er hart.

„Ihr Hut“, antwortete der Leutnant und hielt ihm mit dem Filz zusammen die Pistole hin. Sekard starrte den Mann an. Dann lächelte er schwer. „Danke. Sie sind ein guter Mensch.“

Nun war es Bruck zu Oldendorf, der auswich. Er legte sich mit dem Oberkörper über den Tisch und fuhr mit dem Zeigefinger auf der Landkarte herum. „Bitte, sagen Sie mir doch – wo ungefähr liegt die Pfarre Ihres Vaters?“

Sekard trat neben ihn und beugte sich vor. Auch seine Hand folgte nun langsam den eingezeichneten Linien. „Da ist Kerffung“, murmelte er. „Jetzt zerstört.“

„Wissen wir“, unterbrach Bruck zu Oldendorf, ohne aufzusehen. „Und da ist die Landstraße. Und Ihr Wiedersehen mit der Frau ist natürlich unglücklich ausgelaufen. Na ja – und hier sind wir selbst, Attenberg. War es eine russische Frau?“

„Ja, eine russische Frau“, auch Sekard hörte nicht auf, in die Landkarte zu sehen. „Das heißt nein – eine Baltin. Aber jetzt sehe ich es ein – ja, doch eine russische Frau. Hier ist der Wald von Attenberg. Jetzt müssen wir nach Westen gehn. Dieser Strich dürfte die kleine Brücke über den Bach sein.“

„Ganz recht, die kleine Brücke. Und Sie mußten erkennen, daß der Krieg zwischen Sie und die Frau gekommen war. Daran hatten Sie vorher nicht gedacht.“

„Nein, daran hatte ich nicht gedacht“, murmelte Sekard.

„Das ist vielen so ergangen. Und hier, was haben wir hier?“

Hermann Sekard beugte sich tiefer über die Karte. „Aber da ist sie ja!“ rief er freudig. „Da liegt unsere Pfarre. Sie ist ja in Ihre Karte eingezeichnet, Herr Leutnant!“

Bruck zu Oldendorf schob die Zigarette in den Mundwinkel und nickte väterlich. „Betrachten Sie mal genau die Dreieckslage, ein guter Stützpunkt für uns, die Pfarre – wie? Was meinen Sie, wenn ein Teil von uns bald zu Ihnen käme? Der Befehl ist noch nicht heraus. Immerhin, reiten Sie mal als unser Quartiermacher vor.“

Oh, dieser Bruck zu Oldendorf, mochte er auch in seinem Privatleben oft geirrt und keinem Menschen die Treue gehalten haben, als Soldat war er unantastbar und verstand sich mit Herz und Hirn auf das, was im Manne Kriegertum ist. Da teilte er nun mit Verschweigen und halben Andeutungen militärische Aufträge aus, und sein ganzes Verhalten, dieses menschliche Entgegenkommen und fast freundschaftliche Eingehen auf die persönlichen Dinge eines Fremden hatte von Anfang an nur dem einen Zweck der Werbung gedient. Sekard kam sich in diesem deutschen Freikorps-Stabsquartier ganz und gar nicht mehr als ein unbefugt Eingedrungener vor. Er nahm ruhig den Zirkel vom Tisch und verglich beiderseits die Entfernungen zwischen Altenberg und der Pfarre und der Pfarre und dem Dorf. Dabei sagte er: „Es

ist alles so ganz anders. Ich meine den Krieg und die Wirklichkeit.“ Bruck zu Oldendorf steckte die Hände in die Taschen des Waffenrockes und ging mit steigendem Schritt seiner langen Beine ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Das hat jeder von uns erfahren.“ Seine Stimme war von wohlthuendem Gleichmut.

„So?“ Hermann Sekards Augen suchten in des Leutnants Gesicht, das ihm wie eine ausgebrannte einsame Landschaft erschien. „Sie kennen das also auch? Und vielleicht trifft man viele, die es kennen.“ Er hielt verlegen inne, weil er gegen seinen Willen hier soviel Weichheit des Herzens verriet, sah auf die Waffe und sagte ruhig: „Ich komme als Freiwilliger zu euch.“ Einen Augenblick stand der Leutnant unbewegt, tat nichts weiter, als den Rauch der Zigarette gelassen durch Nase und Mund zu blasen. Dann gab er Sekard hart und herzlich die Hand. „Gut. Ich habe es gewußt.“

Da vergaß Hermann die junge Nikola.

„Eine Frage, Herr Leutnant. Sie sprachen vorhin von einer Dreieckslage. Wo, bitte, ist der zweite Stützpunkt zu suchen, der unsere Pfarre strategisch ergänzt?“

Bruck zu Oldendorf lachte herzlich. „Das darf ich Ihnen heute noch nicht verraten. Später, wenn Sie zu uns gehören.“

Hermann Sekard wurde verlegen in der immer gleichen Sorge aller Freiwilligen, daß hier um Himmelswillen niemand glauben solle, er wolle sich durch Übereifer hervortun und in Dinge mischen, die die Führung, aber nicht den Musketier angingen. Er

fragte hastig ablenkend: „Ist der Hauptmann Aktiver? Sind viele Aktive beim Freikorps?“

Bruck zu Oldendorf steckte eine neue Zigarette an. Und weil der Docht des Feuerzeuges wohl nicht mehr genügend Benzin hatte, so war eine Weile nichts als das auf- und zuschnappende Geräusch des Sprungdeckels zu hören. „Sonderbare Frage“, murmelte der Leutnant. „Sehr sonderbar. Ein bißchen aktiv sind wir nämlich alle in den vier bis fünf Kriegsjahren gewesen, Herr Sekard.“ Nun endlich brannte die Zigarette. Bruck zu Oldendorf kniff das Auge zu, vor dem der Rauch kräufelte, das andere — lang, schmal, dunkel — sah den jungen Balten tief und wie aus einer anderen Welt an. Da begriff Hermann Sekard, daß seine Frage ungeschickt gewesen war, weil sie an das Verwundbarste in diesen Männern rührte — den Zusammenbruch der immer noch einsatzbereiten deutschen Fronten. „Antworten Sie nicht, Herr Leutnant“, bat er leise.

Aber Bruck zu Oldendorf schien jede Empfindsamkeit längst abgelegt zu haben. Er machte sich wohl aus sich selbst nichts mehr und sah sich nur als Sache im Dienste des Krieges an. „Möchte wissen, wo die Aktiven heute noch herkommen sollen“, sagte er abwesend in den Raum. „Unser Offizierskorps hatte bereits September vierzehn an der Marne neunzig Prozent Verluste. Und wenn ich mir überlege, was von unserer Division übrigblieb“, er hob den Kopf. „Nun, wenn Sie Wert darauf legen — nein, wir haben keine Aktiven mehr, wir sind allesamt Reserveoffiziere. Hauptmann Baggert von Beruf Diplom-

ingenieur. Ich selbst Landwirt. Domäneninspektor. Halten Sie sich übrigens an Hauptmann Baggert. Ein prächtiger Mensch. Auch der Sanitäter Brühne. Michael Brühne, ein Westfale."

"Und Sie?" fragte Sekard, dem selten das Tiefere in den Worten der Menschen entging. „Sie sprechen, als nähmen Sie sich von irgend etwas Zukünftigem aus.“ Bruck zu Oldendorf beugte sich über die Landkarte. „Sie müssen jetzt endlich los“, drängte er. „Aber es ist schön, daß wir uns bei der Truppe wiedersehen.“ Er schob den jungen Balten sanft zur Türe hinaus. Sein mageres Gesicht war müde. Hermann Sekard wollte noch irgend etwas sagen. „Herr Leutnant“, murmelte er und fand nicht das rechte Wort. Er verneigte sich schweigend und ging.

Im Hof stand ein bewundernder Halbkreis um den Vollbluthengst. Als Sekard aus dem Portal kam, schlenderten die Soldaten scheinbar gleichgültig davon. Vielleicht wollten sie dem Fremden gegenüber mit ihrem Interesse an dem Pferd keinen falschen Verdacht wecken. Sie hatten nicht nötig, mit baltischen Vollblütern zu liebäugeln, sie kamen auch mit ostpreussischer Halbblutzucht oder auf eigenen Sohlen über den Weg. Jedenfalls war es so im Sinne ihres Hauptmanns. Hermann Sekard aber hatte ein jähes Gefühl von Verlassenheit, als er sie davongehen sah. Er hätte gern ein paar Worte mit ihnen gesprochen. Er kam sich trotz seiner Kriegserfahrung bei der Landeswehr entfessellich, ja beängstigend jung vor. Er wandte sich an den einen, der zurückgeblieben war und des Hengstes rechte Vorderfessel befühlte. Er

wunderte sich, daß Horfa ganz ruhig blieb, obwohl er zu den Pferden gehörte, die nicht so schnell Freundschaft mit fremden Menschen schließen. Der Deutsche war ein untersehter kräftiger Mann, und als er den Kopf hob, hatte Sekard den flüchtigen Gedanken, daß er auf irgendeine Weise dem alten Boris ähnlich sei. Man konnte Vertrauen zu ihm haben. Das rote Kreuz kennzeichnete ihn als Sanitäter. „Finden Sie etwas nicht in Ordnung?“ fragte Sekard besorgt.

Der Mann grüßte und antwortete mit einer ruhigen tiefen Stimme, daß er sich geirrt habe, und alles gut sei.

„Na also“, atmete Sekard auf. „Sind Sie der Sanitäter Brühne — Michael Brühne aus Westfalen?“ Der Mann lachte, und es fiel Sekard auf, welch ein gutes Lachen er hatte. „Ja, der bin ich.“

„Leutnant Bruck zu Oldendorf sprach von Ihnen.“ Sekard sah ins Weite. „Sie sind Westfale. Sie und Bruck zu Oldendorf. Meine Mutter stammt auch aus Westfalen“, er zog Horfa neben sich und saß auf. „Ich komme wieder. Ich komme zu euch.“

In die sinkende Nacht ritt Hermann Sekard. Anders, als er kam, anders, als er je diesen Heimweg gedacht hatte. Er erinnerte sich seiner Eltern, die in der Stiebelstube beieinander saßen und an den Frieden glaubten, und seine Eltern taten ihm sehr leid. Er erinnerte sich an Nikola und biß die Zähne aufeinander.

Horfa ging einen gleichräumigen fördernden Trab. Im Südwesten stand ein letztes verglühendes Abendrot.

Hermann Sekard kam in ein schlafendes Haus. Die Stille legte sich lindernd um ihn. Leise ging er an

den Türen vorüber, hinter denen die guten Menschen des Hauses schliefen. Erst in seinem Zimmer legte er das Gesicht in die Hände und stöhnte. Dann tauchte er es in kaltes Wasser. Davon brannte ihm seine Haut, und das tat gut.

Niemand wird begreifen, warum Nikola in ein Kloster gehen will — selbst ihre Mutter nicht. Ihre Mutter am wenigsten. Denn wenn alle Kerffungs auch der russisch-orthodoxen Kirche angehörten, so haben Valentine und Gustaf Alexander ihr Leben doch niemals an strenge religiöse Gesetze gebunden. „Ich ahne es“, murmelte Hermann Sekard. „Ich allein ahne es“, und er sah Nikolas Gestalt in eine unendliche, silbrig schimmernde Ferne entgleiten. In dieser Frau hatte ein altes Geschlecht aufgehört, Einzelwesen zu sein, zum mindesten einzelner Wille. Sie konnte nicht anders, weil sie erlitt, wo andere das Leben beherrschten. Sie folgte einem Ruf, der noch aus der Dämmerung der Stammesgeschichte kam, daher, wo die magischen Kräfte des Ostens zum Opfer drängten. So war es, und niemand konnte es ändern.

Mit gequälten Gedanken ging Hermann Sekard zu seinem Freund. Was sollte er nun zu ihm und der Mutter sagen? Er trat behutsam ein. Erland saß von Kissen gestützt im Bett. Sein Kopf war zurückgefunken, das Gesicht lag im Schatten. Aber da wachte nicht Frau von Kerffung bei ihm, da saß der alte Boris. In den Lampenschein gebeugt, hantierte er mit einem Schnittmesser. Ein feiner Duft von Erlenholz umgab ihn. Der freudige Eifer seiner Kunst war seinem frischen bäuerlichen Altersgesicht anzusehen.

„Du, Boris?“ fragte Sekard erstaunt. „Ich dachte, die Gräfin hier zu finden.“

Der Russe verbarg hastig den Gegenstand, an dem er schnitzte, unter seinem Kittel. Sekard tat, als habe er es nicht gesehen. Der Alte sagte, Frau von Kerffung sei zu müde gewesen, um bei ihrem Sohn zu wachen.

„Soso“, Sekard mußte sich räuspern und lauter sprechen, um mit seiner Stimme nicht zu verraten, wie ihn dieser sonderbare Bescheid traf. „Dann war sie den Nachmittag über bei ihm?“

„Ja, eine Stunde. Dann hat die Frau Gräfin im Garten gearbeitet.“

Sekard sah den Alten fassungslos an. „Was hat sie getan?“

„Begraben. Die Ringe um die Obstbäume gegraben. Sie sagte, das müsse noch vor der Schneeschmelze geschehen, und überhaupt nützen wir hier den guten Boden unserer Pfarre viel zu wenig aus. Sie sagte: ‚Alter Mann, du bist in Rußland geboren, verstehst du mich wenigstens?‘ – Ich sagte: ‚Ja, Frau Gräfin, ich verstehe es. Und es ist gut, daß die Erde jetzt gegraben wird. Aber Frau Gräfin sollten es nicht tun!‘ Das sagte ich. Doch sie wollte selbst graben.“ Hermann Sekard faltete ergeben die Hände und mußte gegen seinen Willen lachen. „Wahrhaftig, Boris, so ist sie – haargenau so. Was soll man da machen?! Sie muß etwas leisten, auf jeden Fall etwas leisten, sonst meint sie, nicht leben zu können. Und wäre es nur, daß sie im Winter unter Obstbäumen gräbt. Hat man so etwas schon gehört?“

Welch ein Unsinn, dies mit der Schneeschmelze und den Ringen um die Obstbäume! Nur um Erland tut es mir leid. War er sehr enttäuscht?"

„Nein“, flüsterte Boris mit besorgtem Blick auf den Kranken. „Ich konnte es ihm nicht anmerken. Er denkt wohl, daß jeder Mensch nun so ist, wie Gott ihn einmal gemacht hat. Aber“, der Alte dämpfte seine Stimme, „ich glaube, er muß viel leiden. Wenn er es auch nicht verrät.“ — „Meinst du?“ Hermann Sekard sah den Russen hilflos an. „Und das Morphinum ist bald aufgebraucht Boris!“ Er griff nach den breiten Schultern des Mannes, ließ die Arme sogleich wieder fallen und hat verwirrt: „Was hast du geschneit, Boris? Willst du es mir nicht zeigen?“

Der Russe zog ein tellergroßes Holzstück in Form der alten Ritterschilde aus der Tasche. „Oh“, flüsterte Hermann Sekard erstaunt, „der rechts-schräge Balken mit Seeblatt und Schwert! Wie schön du das gemacht hast, Boris. Willst du meinem Freund damit eine Freude machen?“ — „Ja“, die Stimme des Russen war kaum hörbar, „eine Freude.“ Hermann Sekard sah sinnend das Wappen an. „Kennst du die Sitte, Boris, daß man das Wappen eines Abligen über seinem Grab zerbricht, wenn er der Letzte seines Namens ist?“ Er biß sich auf die Lippen, als ihm bewußt wurde, was er gesagt hatte, und fragte hastig: „Und das andere, Boris? Weshalb hast du es unter deinem Rock vor mir verborgen? Nein, nein, wenn du nicht willst, sollst du es mir nicht zeigen.“ Aber der Alte hielt es ihm schon hin, wenn auch so, als ob er diese Holzschnitzerei nicht aus seinen

Händen geben würde. „Sankt Andreas, der Schutz-  
heilige unseres Dorfes. Ich will ihn in die Kapelle  
stellen, wo die Wolgaflöher beten. Dahin bin ich  
schon als Kind gegangen. Und daneben ist der alte  
Kirchhof mit den Gräbern meiner Eltern“, er be-  
trachtete versunken sein kleines Kunstwerk. Hermann  
Sekard aber spürte mit den Worten des Alten jenes  
Heimweh als klares, ergreifendes Spiegelbild auf  
seiner Seele ruhen: den mächtigen Strom, unabsehbar  
aus der Ferne kommend und in neue Ferne wandernd,  
das kleine Dorf mit lichten Birkenwäldern, süß und  
heilig in der goldenen Einsamkeit des Abendfriedens,  
und meilenweit nichts als Korn und Korn bis an den  
Rand der Erde, bis in den ungeheuren Tiefland-  
himmel. „Sprich mit meinem Vater, Boris, ob  
alles in deinem Dorf noch so sein kann wie früher.  
Dein Heiliger ist schön, und er wird dich gewiß  
schützen. Nun geh schlafen. Ich will die Nacht bei  
meinem Freund wachen.“

Hermann Sekard schloß hinter dem Alten die Tür.  
Da erwachte Erland, wie es seine Art war, ohne  
Laut und Bewegung, nur mit dem großen Öffnen der  
Augen. Hermann beugte sich über ihn. „Hast du  
Schmerzen?“ Erland bewegte verneinend den Kopf.  
Endlich fragte er leise: „Wie fandest du Nikola?“

Hermann schloß sekundenlang die Augen, dann war  
das Gefühl, an Stelle des Herzens eine fiebernde  
Wunde zu haben, vorüber. „Liegst du gut? Möchtest  
du so hoch liegenbleiben? Nikola — danke, gut. Sie  
läßt dich und deine Mutter vielmals grüßen, sehr  
herzlich grüßen. Sie will“, er zögerte und sagte

hastig: „Sie will vorläufig in Uttenberg bleiben. Und das ist ja auch vernünftig. Sie ist dort in Sicherheit.“

Ein kleines Lächeln ging um Erlands blaffen Mund. „Ja, sie bleibt wohl am besten dort. Aber ich meine, hast du dich über das Wiedersehen mit meiner Schwester gefreut?“ Hermann Sekard wandte das Gesicht ab und strich mit beiden Händen am Fußende des Bettes die Decke glatt. „Ja, ich habe mich gefreut. Wie sollt ich mich nicht freuen? Es ist doch schön, ein Mädchen, mit dem man schon als Kind gespielt hat, wiederzusehen. Besonders, wenn soviel Sorge und Gefahr gewesen ist“, seine Stimme verging undeutlich. Wie sollte er Erland das Geschehene erklären? Denn wenn sie auch Kindheit und Jünglingszeit als Freunde erlebten, so waren ihre Gespräche über Frauen doch immer von einer Scheu begrenzt, die keine Preisgabe des eigenen Selbst duldete. Erland war so jung, und Hermann glaubte wohl mit Recht, daß er die Frau noch nicht erfahren habe.

„Ich lernte ein paar deutsche Freikorpsleute kennen“, lenkte er ab, und etwas Glühendes war in seiner Stimme. Erland horchte auf. „Was für ein Freikorps?“ Hermann erzählte. Von dem kleinen, wendigen Hauptmann Baggert mit dem unbewegten Gesicht, vom Sanitäter Michael Brühne, der das empfindsame Rassepferd Horfa anfassen durfte, als wäre es ein Lamm. Und dann fuhr er vor Freude über seinen guten Einfall hoch. „Dieser Sanitäter Brühne wäre der rechte Pfleger für dich. Ein Mensch stark und breit wie ein Kloss, dabei Hände so schmal

und fein, daß man es kaum glauben kann. Dem braucht man nur in die Augen zu sehen, und man weiß, daß er alles daransetzt, einen Kranken gesund zu machen. Den müssen wir hierher in Quartier bekommen.“

Erland lächelte matt. „Du hast eine rührende Vorstellung vom Krieg, Hermann. Wenn es darum geht, an Wunder zu glauben, bist du immer der erste.“

„Nur Geduld.“ Hermann war so froh, sich mit seinem Wissen ein wenig wichtig machen zu können. „Du wirst noch manches erleben. Sie sind auf dem Wege hierhin, die Deutschen.“

„So? Nun, sie mögen es ja gut meinen. Aber schließlich kommen sie doch nur rechtzeitig zum Begräbnis des baltischen Adels.“

Hermann Sekard sprang ungeduldig auf und ging ein paarmal durchs Zimmer. „Laß endlich deine gottverfluchte Schwarzseherei! Heute mittag sprachst du ganz anders. Sobald du so weit wieder auf den Beinen bist, daß der Transport dir nichts schadet, schieben wir dich nach Westen ab, und dann läßt du schön uns andere die Sache hier zum Guten auskämpfen und bestellst später mit deiner Mutter als friedlicher Ackerbauer dein Gut. Und mit — mit Nikola —.“

„Vielen Dank, Hermann. Aber daran glaubst du ja selbst nicht.“

Ja, solch ein Gespräch führten sie nun mitten in der Nacht. Im Grunde war es sogar ein netter kleiner Freundesstreit, aber es war doch Leben! Hermann Sekard blieb vor dem Bett stehen, einen fast krampf-

artigen Anfall von Gähnen mit geschlossenen Zähnen zurückzwingend. „Was ich glaube oder nicht, überlaß getrost mir. Ich habe das Alter-dazu.“ Da konnte Erland gegen ein leises Lachen nicht an, obwohl es ihm Schmerzen bereiten mochte. Etwas Blut kam ihm auf die Lippen, aber er wischte es so schnell ab, daß Hermann an eine Täuschung seiner übermüdeten Augen glaubte. Es drängte ihn wohl, das Taschentuch aus Erlands Fingern zu nehmen und nachzusehen, ob er das verdächtige Rot fand. Aber die Scheu, den Freund die Abhängigkeit und das Beaufsichtigtwerden des Kranken zu sehr fühlen zu lassen, hielt ihn zurück. Statt dessen sagte er: „Du hast teilweise recht. Ganz so wie früher kann es doch nie wieder werden. Aber du mußt jetzt schlafen.“ Er bettete den Verwundeten tiefer. So geschickt wie sein Vater konnte er es ja nicht, aber schließlich lag Erland gut. Dann blendete er die Lampe ab, wickelte sich in eine Decke und setzte sich, zum Einschlafen müde, ans Kopfende des Bettes. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er zu Erland nicht von dem Leutnant Bruck zu Oldendorf gesprochen hatte. Warum gerade von diesem nicht, an den er doch mehr als an jeden anderen vom Freikorps dachte?

Es mochte eine Stunde vergangen sein, während der er zwischen Halbschlaf und Wachen in Gedanken an Nikola hingedämmert hatte, als die Stimme des Freundes ihn weckte. „Hermann — bleib bei mir, verlaß mich nicht, Hermann.“ Im Augenblick war er hellwach. Er legte seine Hand auf die Stirn des Kranken, wie er es seinen Vater oft hatte tun

sehen. Aber er vergaß, darauf zu achten, ob diese Stirn gesteigertes Fieber verriet. „Ich bin bei dir, Erland.“ Er beugte sich über ihn. Da schlug der junge Balte die Augen auf. Beim gedämpften Licht der Lampe erschienen sie schwarz in seinem weißen Gesicht und so, als gebrauchten sie eine Weile Zeit, ehe sie klar sehen und erkennen konnten. „Möchtest du etwas?“ fragte Hermann angstvoll. „Wasser? Hast du Hunger?“

„Nein, nichts“, antwortete der Verwundete. „Aber du bist müde, Hermann. Du solltest nicht im Sessel schlafen. Komm, leg dich zu mir. Dieses Bett ist ja so breit.“

Hermann zögerte. „Ich möchte wohl. Denn ich habe schon ein verflucht steifes Genick. Aber ich weiß nicht, ob ich es tun darf. Ich könnte mich im Schlaf bewegen und dich anstoßen. Und das wäre scheußlich. Was meinst du, wenn ich ganz vorsichtig bin und es mir hier auf der äußersten Kante bequem mache? Nun, merkst du, daß ein angehender Krieger neben dir liegt? Wenn ich herausfalle, werden wir wohl beide davon wach werden“, er streckte sich seufzend. „Ach, das ist doch ein anderes Schlafen! Gute Nacht, Erland.“ „Gute Nacht, Hermann“, etwas Unbekanntes war in des Verwundeten Stimme. Hermann hörte es wohl. Aber weil Erland nicht mehr sprach, mit nichts Schmerz oder Unruhe verriet, so drückte Hermann nach einer Weile den Kopf ins Kissen und schloß die Augen. Der Schlaf wollte noch nicht kommen. Dinge, an die er bis jetzt kaum im Ernst gedacht hatte, stiegen drohend vor ihm auf. Wenn nun ein neuer

allgemeiner Angriff der Bolschewiken bevorstand — und die Deutschen vom Freikorps schienen wohl damit zu rechnen —, wenn die Pfarre in die Kampfzone einbezogen wurde, was sollte dann aus Erland werden? Er biß die Zähne zusammen und zwang sich zu hoffnungsvollen Vorstellungen. Aber dann stahl sich ein Gedanke in sein Bewußtsein, gegen den er machtlos war. Wie, wenn Erland von den erlittenen Mißhandlungen ein Gelähmtsein, ein Siechtum zurückbehält? Dieser gute junge Mensch ein langes, langes Leben wie ein hilfloses Kind daliegen muß? Erland wird niemals wieder durch den Wald gehen, durch die Felder wandern, niemals wieder die Treppe zum Pfarrhaus hinauffspringen — oh, Erland? Wie kann Frau von Kerffung drei Türen weiter liegen und ruhig schlafen?

„Hermann“, flüsterte der Verwundete und schob seine verbandlose unverkehrte Rechte unter der Decke vor und zu Sekard hinüber, „Hermann, bitte, gib mir deine Hand.“

Ein Würgen stieg Sekard in die Kehle, er konnte nicht antworten. Aber er griff die sehr schmale Hand des Freundes so, daß sie ohne Anstrengung in der seinen ruhen konnte. Und als er sie warm und still da liegen fühlte, ließ die Hoffnungslosigkeit mehr und mehr von seinem Herzen ab, und statt ihrer erfüllte ihn ein namenlos süßer Trost, ein zuversichtlicher Wunschglaube, daß seine gesunde Kraft nun auf seinen Freund ausstrahle und ihm helfen würde. Hand in Hand mit Erland von Kerffung schlief Hermann Sekard in dieser Nacht ein. Einmal erwachte er. Oder er-

wachte er nicht? Es war wohl nur ein Auftauchen der Seele an die Oberfläche der äußeren Wirklichkeit und zugleich schon wieder ein Hinabgleiten in die Tiefen unergründlicher Träume. Dabei erinnerte er sich einer Erscheinung, die er irgendwann hatte, eines flüchtigen Bildes vor seiner Seele — ein junger Mensch, ein Krieger, der mit gebreiteten Armen zu Boden stürzt, als würde er sich mitten ins Morgenrot, Erland von Kerffung. Davon wurde er wach und dachte erlöst, daß es nur ein Traum sei. Obwohl ihn noch dunkle Nacht umgab, mußte es doch die Stunde sein, die im Sommer von Morgengrauen erfüllt ist. Jene Stunde, gleich fern von der Tiefe der Mitternacht wie vom schönen Licht des Tages, in der das Blut der Menschen am langsamsten kreist und die Gedanken von Traurigkeit überschattet sind. Hermann Sekard glaubte, es an sich selbst zu spüren. Ein leises Frieren erfüllte ihn, und seine linke Hand war kalt. Er wollte die Decke darüberziehen, hatte eine matte Erinnerung, daß das Kühle, um das seine Finger sich schlossen, seines Freundes Hand war. Da wagte er aus Besorgnis, daß er Erland im Schlaf stören könne, nicht, sich zu bewegen. „Wieder ist eine Nacht vorüber“, dachte er, „und mit jeder überstandenen Nacht und jedem Tag geht es Erlands Gefundung entgegen.“ Ihm war, als käme sein Herzschlag aus irgendwelcher Ferne zu ihm zurück, so stark fühlte er ihn, daß er nichts anderes daneben hören konnte. „Erland?“ fragte er leise. Aber er bekam keine Antwort. Da schob er seinen Kopf ein wenig näher zu dem des Freundes hin, damit er beim klein-

sten Laut aus des Verwundeten Mund wach würde, und schloß noch einmal die Augen. „Wie kühl seine Hand ist“, dachte er. „Ich will sie ganz vorsichtig unter die Decke ziehen.“ Aber er kam nicht mehr so weit, dies zu tun, seine gesunde Natur fiel noch einmal in die Dämmerung des Schlafes zurück. Dennoch blieb sein Gehör wach und vernahm ein fernes Türeenschließen und leise Schritte auf dem Flur . . .

Auf halb vier standen die kleinen leuchtenden Pfeile der Taschenuhr, als der Pfarrer Aurelian Sekard wie hochgerissen aus dem Schlaf fuhr. Er horchte. Das Haus war still. Er ging ans Fenster und öffnete es. Rein Laut. Dunkel und Stille der langen Winternacht über Garten, Feldern und Wiesen, über dem Dorf jenseits der weißen Hügel. „Morgengrauen“, sagte der Pfarrer und atmete tief. Leise kleidete er sich an. Dennoch war Dina erwacht. Schlaftrunken blinzelte sie ins Lampenlicht. Für Augenblicke nahm ein Lächeln die Sorge aus Aurelians Zügen, dann sagte er ruhig: „Ich kann dir keine bestimmte Antwort geben, Dina. Ich fühle nur, daß mich irgend jemand aus der Gemeinde nötig hat. Vielleicht wird bald ein Bote kommen, um mich zu holen. Dann möchte ich fertig sein, damit keine unnötige Zeit versäumt wird. Du mußt dich wieder schlafenlegen, Kind.“ Er deckte sie mit ungeschickter Zartheit zu. „Fahre nicht“, bat sie. „Immer denkst du an andere Menschen und bist für sie da.“ Er senkte leise, ein Zug von Müdigkeit legte sich unter seine mächtigen Augen.

Wie oft würde er diese immer gleiche Bitte noch hören müssen? Er umfaßte mit seinen großen mageren Händen ihren Kopf. „Sieh mich an, Dina.“ Sie hielt noch eine Weile, mit sich kämpfend, die Lider gesenkt, dann sah sie ihn an. „Ich bin bald fünfunddreißig Jahre im Amt“, sagte er ruhig und schwer, „und ich habe in dieser Zeit in viel Leid und Freude, Schuld und Größe des Menschen hineingesehen. Und in viel, sehr viel Erbärmlichkeit. Ja, ich glaube wohl, daß ich ein wenig vom Wert der Menschenseele erfahren und mir aus diesem lebendigen Wissen meinen Beruf selbst geformt habe. Vor kurzer Zeit hätte ich dir sagen müssen, daß ich gern noch einmal solange in meinem Amt bleiben möchte, aber nun habe ich in Kerffung und andernorts Dinge gesehen—“, er wandte das Gesicht einen Augenblick ab und sprach dann langsam weiter: „Verstehst du, noch ehe dieser Kampf um Rurland zu Ende ist, wird es sich zeigen, daß Pfarrereisen nicht mehr ein akademischer Beruf wie jeder andere ist, sondern eine entscheidende Frage um Sein und Nichtsein, die eine Weltordnung an die Überzeugung des einzelnen richtet. Und die Überzeugung muß allemal den Einsatz des Lebens wert sein, sonst geht die gesunde Volksmoral zugrunde. Ich habe nicht den Ehrgeiz, ein gutes Beispiel zu geben, und ich kenne auch Stunden, in denen mir meine Arbeit unsäglich fremd wird. Aber ich bin von der Notwendigkeit meiner Arbeit überzeugt, und deshalb will ich sie unter allen Umständen, auch denen einer möglichen Lebensgefahr, erfüllen. Verstehst du nun, daß ich sofort fahre, ganz gleich, zu welcher Tages-

oder Nachtzeit, wenn meine Gemeinde mich nötig hat?"

Seine großen durchdringenden Augen sahen sie bittend an. Aber sie wich ihnen aus. „Gewiß verstehe ich deine Weltanschauung“, sagte sie zögernd. „Aber es ist doch natürlich, daß das Herz anders spricht und die Gründe nicht einsehen will.“

„Weltanschauung?“ wiederholte er nachdenklich. „Nun haben wir fünfundzwanzig glückliche Jahre zusammen gehabt, Dina. Soll ich nun erleben, daß die einzige Frau, an die ich in diesen fünfundzwanzig Jahren dachte, meine Arbeit nicht mehr bejaht?“

„Sei still — bitte, sei still“, bat Dina und strich ihm über das graue Haar. „Sag kein Wort mehr davon.“

Er beugte sich über sie, er hielt noch eine Weile ihre Hände. Dann sagte er ruhig: „Ich will nach dem Jungen sehen.“

Das erste, was ihm beim Schein der kleinen Lampe auffiel, war der Kopf seines schlafenden Sohnes neben dem des Verwundeten. Aurelian Sekard ging behutsam ans Fußende des breiten Bettes. Je näher er ging, desto mehr weiteten seine Augen sich. Denn Erland von Kerffung schlief nicht. Er hatte die Decke ein wenig zurückgeschoben, den Kopf leicht geneigt und das Kinn gegen die Brust gedrückt. Aus weit offenen Augen sah er dem Pfarrer entgegen. Oder sah er ziellos ins Halbdunkel des Raumes?

„Nun, mein Junge“, fragte der Pfarrer, „kannst du nicht mehr schlafen?“ Aber er bekam keine Ant-

wort. Nur die groß geöffneten Augen starrten ihm entgegen. Da war Aurelian mit einem Schritt am Kopfende des Bettes, und er sah die beiden Hände. Die schlanke, kräftige, trotz des Winters leicht gebräunte seines Sohnes, die überschmale, helle des jungen Adligen. Sah, daß Hermann Hand in Hand mit seinem toten Freund schlief. Aurelians Kinn zitterte wie das eines alten, alten Mannes. Er wollte Hermann nicht eher wecken, als bis er dem Toten die Augen zugeedrückt hatte, er wollte seinem Jungen den gebrochenen Blick ersparen.

Da hob Hermann schon den Kopf. Er sah seinen Vater groß an, dann den Freund, das weiße Gesicht, die geöffneten und doch nicht mehr sehenden Augen, und die Hand in der seinen. Ein letzter Hauch des dahingegangenen Lebens ließ sie kühl, noch nicht kalt erscheinen. Hermann umfaßte sie fester, fühlte das Willenlose ihrer Knöchel und ließ sie los, legte sie sanft an Erlands Seite. Dann sprang er hoch, und Aurelian Sekard war es sekundenlang, als müsse ihm das Herz zerspringen vor Dankbarkeit und Glück beim Anblick dieser schnellenden, kraftvollen Bewegungen seines Sohnes. Hermann lief um das Fußende des Bettes auf die andere Seite, drehte die Lampe so, daß sie auf Erlands Gesicht schien, und schob sie wieder zurück. Und dann schrie er dumpf und klagend, wandte sich von seinem Vater ab, der ihm ein wenig die Arme entgegenhob, und verbarg sein weinendes Gesicht an der Wand.

Dina kam, Boris kam. Nur die Mutter schlief und ahnte nichts. „Ich kann es ihr nicht sagen“, flüsterte

Dina. „Aurelian, verzeih mir, aber ich kann es nicht. Geh du zu ihr.“

„Diesmal ist es mir auch zu schwer“, sagte der Pfarrer. Da hob Hermann den Kopf. „Ich will sie wecken.“

Als er gerade an die Tür ihres Zimmers geklopft hatte, öffnete sie schon und stand angekleidet vor ihm. „Ich will bei meinem Sohn wachen. Der alte Mann soll schlafen.“ Sie starrte Hermann Sekard ins Gesicht. „Was ist? Warum willst du mich wecken? Sprich nicht. Ich komme.“ Sie nahm ihn wie ein Kind an die Hand und zog ihn mit sich. Und er folgte ihr. Eine wohlthuende Willenlosigkeit überkam ihn. Es war etwas seltsam Beruhigendes daran, von dieser großen Frau an die Hand genommen zu sein. Und er wußte schon, daß nicht geschehen würde, was seine Eltern befürchteten.

Nein, Valentine von Kerffung brach nicht am Totenbett ihres Sohnes zusammen. Fast lautlos weinte sie in ihre Hände. Kein Wort der Klage.

So ist dieser baltische Adel. Er zerbricht vielleicht an irgendeinem Leid, aber niemand weiß es. Auch Nikola ist so. Oh, Hermann Sekard weiß wohl, daß Menschen wie diese Kerffungs über ihr Unglück nicht hinweggetäuscht sein wollen. Aus welchen Gründen mag das Schicksal der Balten — Adel, Bürger und Bauern — steigen? Sie haben das Schöne wie das Lastende zweier Rassen getragen, sind in ihm Sieger und Unterlegene gewesen — können Menschen mehr tun, um die ihnen gemäße Lebenseinheit zu wahren?

Oder wäre es möglich, daß sie seit fünfhundert Jahren zu wenig des einen gedachten, was Gemein-schaften und Rassen lebendig erhält: zu handeln? Es kann sein, daß künftige Zeiten von den Balten — Adel, Bürgern und Bauern — das stumme, von keiner Geschichte besungene Heldentum des Sichein- und -unterordnens verlangen. Doch was nützt es, zu grübeln? Erland von Kerffung ist tot. — —

„Kommen Sie“, sagte Hermann Sekard sanft und weit über sein junges Alter besorgt, „kommen Sie, Frau von Kerffung. Wir werden Erland jetzt auf-bahren. Denn hier ist es nicht so wie bei Ihren kleinen Mädchen, daß Sie alles allein tun müssen. Hier sind Menschen, die gern noch etwas für Erland tun möchten.“ Er brachte Valentine zu seiner Mutter, die mit hängenden Zöpfen vor dem Ofen hockte und in der Glut stocherte. Sie weinte, wie Kinder weinen. Hermann lächelte ernst, als er seine kleine mädchenhafte Mutter so sah. Er schob Frau von Kerffung ein Kissen in den Rücken und legte ihr eine Wolldecke über die Knie. Sie ließ es schweigend ge-schehen. Sie saß im Dunkel und hielt ihr Taschentuch vor den Mund. Als Dina das sah, hörte sie zu weinen auf. Es wurde nichts zwischen den beiden Frauen gesprochen. Hermann war wieder zu den Männern gegangen. „Selbst mir tragen, Herr“, hatte Boris ge-beten. Und nun erfuhren Vater und Sohn Sekard, daß der Russe am vergangenen Tag aus den schwarz gebeizten Tannenzholzbretern eines alten zerlegten Schrankes einen Sarg gezimmert hatte. „Wie kamst du dazu, das zu tun?“ fragte Aurelian.

„Ich wußte, daß der junge Herr Graf sterben würde.“

„Woher wußtest du es, Boris?“

„Das kann ich dem Herrn nicht sagen. In den Augen des jungen Grafen war schon die Ewigkeit, als der Herr ihn mitbrachte.“

„Und du hast niemals von deiner Ahnung gesprochen, Boris?“

„Ich wollte niemandem die Hoffnung nehmen, Herr.“

„Aber Gott hätte ein Wunder tun und den Jungen retten können. Und für wen war dein Sarg dann bestimmt?“

Die Augen des alten Mannes bekamen einen ferngerichteten Blick. „Das weiß ich nicht, Herr. Für irgend jemanden“, sagte er ruhig. „Denn irgend jemand in der Gemeinde würde ihn noch gebrauchen können.“

„Es ist gut“, befahl der Pfarrer kurz. „Faß an, Hermann.“

Einen Augenblick wankte der junge Sekard unter der ungewohnten Last, dann hatte er sich an sie gewöhnt und stapfte mit gesenktem Kopf die Treppen hinauf.

Da lag nun der letzte Sohn von Kerffung. Sein junges Gesicht trug des Todes namenlose Hoheit. Den Mund umgab ein letzter irdischer Hauch.

Hermann Sekard strich noch einmal über die wächsernen Hände.

Draußen wurde es langsam Tag.

Sie begruben Erland von Kerffung auf dem alten Friedhof zwischen den Dörfern und Feldern. An-

gesichts des mächtigen grauen Kirchturmes lag das Grab. In Frühlingsnächten drang vom Mühlenteich der Nachtigallenschlag bis hierher, und um Sonnenuntergang flöteten die Umseln. Wenn aber alle Vogelstimmen in der Mittagsglut schweigen würden, so blieb der helle wilde Schrei der Segler über seinem Grab.

In der Nacht, die Erlands Bestattung folgte, fiel noch einmal Schnee. Der Frühling von Kurland war weit.

Sehr still war es in Aurelian Sekards Haus geworden. Der Pfarrer sprang nicht mehr in langen Säßen die Treppen zum ersten Stock hinauf, weil er einen Verwundeten zu pflegen hatte, und sein Sohn stürmte nicht mehr über die Flure, um zu seinem Freund zu kommen. Er ging langsam, und manchmal blieb er vor einer Türe stehen, hielt die Klinker in der Hand und trat doch nicht in das Zimmer, in dem er seinen Vater mußte. Was nützte es auch, über das, was die Seele bewegte, viele Worte zu sprechen? Sie müssen doch jeder einen anderen Weg gehen. Er wird die Waffe in die Hand nehmen, jede Entscheidung des Lebens in ihr suchen — sein Vater will vom Neuen Testament nicht lassen. Und der junge Sekard begriff die Gesetze, nach denen sie beide so und nicht anders handeln konnten. Es gab seinem Herzen ein warmes Gefühl, daß sein Vater hinter dieser Türe beim Ausarbeiten einer Predigt war, die seiner geängstigten Gemeinde noch Trost sein konnte. Denn es war schwer geworden, in einer Kirche Worte zu sprechen, die mehr als zusammengefügte Buchstaben waren, die

die geheimnisvolle Wandlung des Geistes noch in sich trugen. Auch stieg Aurelian in seinen Gottesdiensten nicht mehr auf die Kanzel — die Kanzel blieb leer. Er stand zu ebener Erde mit seiner Gemeinde. Dina und Frau von Kerffung saßen in alten Chorstühlen auf der Empore und wandten die Augen nicht von Aurelian Sekards Antlitz ab. Ja, auch die katholisch-orthodoxe Valentine von Kerffung. Denn der Kampf der Kirchen geht nicht mehr um Dogmen und die Wichtigkeiten eines andersartigen Kultes, er geht um das letzte lebendige Recht des Glaubens. Und wenn der evangelische Pfarrer Aurelian Sekard zu sagen wagt, daß Gott den Völkern die Kriege als Läuterung schickt, so muß er nun die weitere Folgerung ziehen, daß die Kirchen in den Kampf treten sollten, damit sie sich endlich auf Wahrheit und Kraft besännen. Valentine kniet beim Segen, die anderen stehen aufrecht mit gefalteten Händen, das ist der einzige Unterschied.

Und des Pfarrers Sohn? Hermann Sekard hatte sich in den Schatten des letzten Gewölbebogens zurückgezogen, und manchmal ging er leise, ehe die Predigt zu Ende war. Es bedeutete wohl nur noch eine Höflichkeit des Herzens, die er seinem Vater erwies, wenn er in den Gottesdienst kam? Aber das sollte sein Vater nie erfahren.

Er ging zu Hause am Arbeitszimmer seines Vaters vorüber und sagte grollend zu sich selbst: „Gott ist blind.“ Er ging auch vorüber an Frau von Kerffung, die jeden Morgen die Treppen und Flure fegte. Sie sah kurz auf und nickte ihm freundlich zu, nur das höfliche Lächeln einer in Generationen gleichsam

kristallisierten Erziehung war nicht mehr um ihren Mund. Und Hermann Sekard nahm ihr nicht mehr bestürzt den Besen aus der Hand, wenn er sie so bei der Arbeit sah. Er dachte wohl, daß diese häuslichen Berrichtungen gut und lindernd für sie seien, und hatte sich an den Anblick gewöhnt. Denn nun war die letzte lettische Magd gegangen, und die beiden Frauen mit dem alten Boris hatten genug zu tun, um das große Anwesen in Ordnung zu halten. Deshalb also blieb Frau von Kerffung. Sie war hier gewissermaßen unentbehrlich. Und dann auch war der Weg zum Grab ihres Sohnes vom Pfarrhaus am kürzesten. Und zuletzt kam am Morgen nach Erlands Tod ein Bote von Uttenberg mit einem Brief, den Nikola ihrer Mutter schrieb. So viel sagte der Brief, daß sie von allen Menschen, die sie lieb hatte, Abschied nähme und in ein griechisches Kloster einträte.

Frau von Kerffung gab dem Pfarrer den Brief, damit er ihn seiner Frau und seinem Sohn vorläse. Dabei sagte sie mit bitterem Lächeln: „Wenn Nikola nun in ein Kloster geht, habe ich ja niemanden mehr, für den ich sorgen muß. Also könnte ich mich wirklich, wie ich es im Traum oft getan habe, nach Sibirien aufmachen und das Skelett meines Mannes begraben.“ Ja, es war viel auf diese Frau niedergestürzt, und die Menschen im Pfarrhaus hatten es oft schwer, den rechten Weg zu diesem schmerzüberlasteten Herzen zu finden. „Valentine, liebe Valentine, du darfst nicht darüber nachdenken“, das war Dinas Art. Und der Pfarrer sagte mit freundlicher Strenge: „Wollen wir doch in erster Linie den Ge-

schehnissen das Gute entnehmen. Ich sehe darin eine erhöhte Sicherheit für Nikola, daß sie vorläufig in ein Kloster geht. Wer wird denn Frauenklöster angreifen?"

Bei diesen Worten seines Vaters ging Hermann Sekard aus dem Zimmer.

Aber dann kam Aurelian von jeder Fahrt in seine Gemeinde schweigsamer zurück. Und einmal sagte er zu seinem Sohn: „Deine Mutter und ich sind übereingekommen, daß wir dieses Land nicht mehr verlassen wollen. Aber du sollst keine Zeit verlieren, Hermann. Richte dich darauf ein, daß du in Königsberg weiterstudierst.“ Der Sohn sah seinen Vater mit verschlossenem Blick an und antwortete nicht.

So blieb Frau von Kerffung denn im Pfarrhaus. Die viele Arbeit schien lindernd auf sie zu wirken. Denn wenn sie in den Mittagsstunden im Garten grub und die Frühbeete und Kulturen vorbereitete, konnte es geschehen, daß sie auf den Spaten gestützt eine Weile da stand und beinahe lächelnd die getane Arbeit überschaute. In solchen Augenblicken hatte sie dieselbe ungebeugte Haltung wie früher, und deshalb blieb sie für Hermann Sekard trotz ihres leinenen Arbeitskleides im Grunde die baltische Adelsfrau in Samt und Zobel. Er wußte nicht, warum er sie nur bewundern konnte, wo sie gewiß in ihrem vielfachen Leid Liebe nötig hatte. Vielleicht hätte er anders sein können, wenn sie auf irgendeine Weise Schwäche oder Hilflosigkeit verriet. Aber Valentine fragte nie um Hilfe an, immer tat sie alles allein und trug schweigend das Verlorene ihres Lebens.

Die Tage vergingen in dumpfem Warten auf Entscheidungen, in der scheuen Hoffnung auf glücklichere Stunden, wie in Kriegszeiten ein Tag nach dem andern vergeht. Das Wort, das Hermann Sekard dem Leutnant Bruck zu Oldendorf gab, war eingelöst. Er hatte die Zeit seit seinem Ritt nach Altenberg, seit Erlands Todesnacht ausgenutzt. Sie konnten kommen. Mit Scheune, Ställen und mehr als zwei Dritteln des Hauses war das Quartier bestellt. Aber sie kamen immer noch nicht. Ungeduld überfiel Hermann Sekard. Er sattelte Horfa und ritt nach Altenberg. Seine Eltern erfuhren es von Boris, als er schon unterwegs war. Und nun mußte sein Vater sehen, wie er ohne Pferd fertig wurde. Es schien dem Sohn für die Truppe notwendiger zu sein als für eines Pfarrers Fahrten in seine Gemeinde.

Nein, man hatte den jungen Balten beim Freikorps ganz und gar nicht vergessen, man rechnete sogar mit ihm als Scharfschützen, denn man konnte jeden zuverlässigen Mann jetzt vielfach gebrauchen. Er bekam eine feldgraue Uniform — und wie man ihm erklärte, bezeichnete die Nummer ein Bückeburger Jägerregiment — und wurde der zweiten Eskadron zugewiesen. Sie hatte Verlustlücken aufzufüllen. Ihr Führer war vor einigen Tagen an Blutvergiftung gestorben. Jetzt stand sie zusammen mit der ersten unter Bruck zu Oldendorfs Kommando. Gewiß: Eskadron, denn Ordnung mußte sein, und das der Truppe gemäße Wesen sowie die Ehre des Traditionskorps „Lützow“ in allen Einheiten gewahrt bleiben. Aber darüber hinaus war sie erstens nur

den dritten Teil stark wie im — sie sagten „normalen“ — Kriegsfall, kaum fünfzig Mann, und zweitens hätte sie ebenso gut Kompanie heißen können, denn sie mußten hier recht und schlecht zu ihrer Zeit alles sein. Sie hatten hier niemanden, auf den sie sich verlassen konnten, als jeder sich selbst. Und im übrigen würde Sekard auf seinem Vollbluthengst das Reiteransehen seiner Eskadron wohl zur Genüge retten.

Hauptmann Baggert, ein schmaler, braunhäutiger Friese, verpflichtete den neuen Freiwilligen. In seinen Augen stand eine klare, tiefe Ruhe, ja das Uner-schütterliche selbst. Es schien, als habe er seit Kind auf in weite Land- und Himmelsräume gesehen. Vielleicht war sein Vater Kapitän. Wenn er sprach, so meinte Hermann Sekard, daß in seinen Worten etwas von allen Meeren und Fernen anklänge, denen seine Vaterstadt als größter Hafen des europäischen Kontinents verwandt ist. Aber es konnte auch sein, daß das Grenzenlose, das nicht in gewohnten Begriffen zu Deutende seines Wesens aus seinen vier Kriegsjahren wuchs und nichts mit seiner Hamburger Abstammung zu tun hatte. Auf jeden Fall bekam Hermann Sekard es in der ersten Stunde zu spüren.

„So, Sie haben Ihr Pferd mitgebracht“, sagte Hauptmann Baggert, ohne indessen weitere Worte als „Gute Sattellage“ über dieses gewiß seltene Pferd zu verlieren. „Das ist mir lieb. Trotzdem müssen Sie sich daran gewöhnen, daß wir auch Fußtruppe sind, die immer das Erste und Letzte eines Krieges zu tun hat. Ja, meine besten Leute sind alte Infanteristen. Können Sie übrigens MG bedienen?“

Das war Hauptmann Baggert. Man konnte nicht gerade sagen, daß er wenig von sich und seinen Leuten verlangte.

„Jawohl, Herr Hauptmann“, sagte Sekard mit leuchtenden Augen und war glücklich, diese Antwort geben zu können. „Aber“, er sah aus den Augenwinkeln um sich, „ich habe hier noch keine MGs gesehen. Haben wir überhaupt —“, er wurde rot und biß sich auf die Lippen.

Des Hauptmanns Augen trafen ihn erstaunt und ruhig, gingen über ihn hinaus ins Weite. „Gefest selbst, wir hätten keine, so werden wir sie uns eben eines Tages holen müssen.“ Wenn dies auch nicht wörtlich aufgefaßt werden sollte, so gab die Selbstverständlichkeit, mit der es gesagt war, ihm doch Notwendigkeit und Bedeutung eines Tatsächlichen. Es ging eine Ruhe von Baggert aus, die nicht mehr durch strategisches Können der Führung, Todesverachtung oder persönlichen Mut und Opferbereitschaft erklärt werden konnte — vielleicht war es Glaube oder das Wunder eines Unerschütterlichen, das sein immer gleichmäßiges Gesicht, seine straffe, in ihren Bewegungen ungeheuer turnerische Gestalt weckte. Schon teilte Sekard das blinde Vertrauen der anderen: ein Unternehmen, das Baggert führt, wird gelingen, mag es gehen, wie es will.

Noch am selben Tage bekam er den Auftrag, als Gelände- und Ortskundiger einen Zug zu führen, der unter einem Telephonunteroffizier die Pfarre belegte. Brühne mit der kleinen Sanitätskolonne schloß sich an. „Nein, es ist beim besten Willen keine Gelegen-

heit zum Krieg“, spottete Bruck zu Oldendorf. „Sie müssen sich schon damit abfinden, Sekard, daß es zunächst nichts anderes hier für Sie zu tun gibt, als Soldat zu sein.“ Seine Stimme wurde wärmer, als er hinzufügte: „Die ganze Truppe weiß schon, was für ein unwahrscheinlich guter Schütze Sie sind.“

„Das verdanke ich nur meinen verdammt guten Augen“, wich Sekard verlegen aus. „Also seien Sie zufrieden“, lächelte Bruck zu Oldendorf ernst. „Und nun Gott befohlen! Und los! Ihr Pferd ist übrigens ein Herzogtum Rurland wert.“

Dina und Aurelian Sekard sahen ihren Sohn beinahe erschrocken an, als er inmitten der deutschen Truppe zurückkam. Dieser leere fragende Blick in den Augen seiner Eltern griff Hermann Sekard ans Herz. Gut, daß die schöne Betriebsamkeit, die das Legen der Kabelleitung mit sich brachte, ihn nun in Anspruch nahm. Innerhalb von Stunden war die Pfarre wie verwandelt. Aurelian Sekard und die Frauen waren Menschen auf einer umbrandeten Insel. Der alte Boris saß in der Gefindestube und tat die letzte feilende Arbeit an seinem Heiligenbild. Die Ankunft der deutschen Soldaten hatte ihn eingeschüchtert und verstört gemacht. Da, wo sein Dienstbereich geblieben war, fühlte er sich unsicher in Zweck und Sinn dessen, was er tat. „Muß das Silber nicht gepußt werden?“ konnte er Dina mit kindlicher Besorgnis fragen. „Aber es ist doch blank, Boris“, sagte sie freundlich. „Die Geweihe!“ rief er da strahlend und begann, sie von den Wänden zu nehmen und mit Knochenöl und

einem Lappen zu reiben. Der Pfarrer winkte seiner Frau zu, daß sie den Alten gewähren ließ, und klopfte ihm auf die Schulter. „Nun, Boris? Das ist recht, Boris.“ Aber zu weiterem reichte seine Zeit nicht. Auch mit den Deutschen hatte er erst ein paar flüchtige Worte gesprochen. Er war ununterbrochen im Außendienst, und Dina hatte aufgehört zu fragen: „Ist es denn nötig?“ Immer, wenn er fortfuhr, und weil wieder Schnee gefallen war, konnte er noch den Schlitten gebrauchen, griff sie im letzten Augenblick nach seiner Hand, die schon den Zügel hielt, und sagte mit einem rührenden Versuch, fröhlich zu sein: „Komm bald wieder!“ Und auch Frau von Kerffung kam jedesmal vor das Haus. Bis an den Schlitten kam sie nicht, nein. Sie stand in ihrem dunklen Kleid groß und aufrecht vor der Türe und neigte ein wenig den Kopf. Aber dann, wenn Aurelian Sekard aus dem Tor gefahren war, und Dina immer noch dem Schlitten nachsah, ging sie langsam die Treppe hinab und stand eine Weile neben Dina im Schnee, die Augen ins Weite gerichtet. Da das Pfarrhaus nur die eine Zufahrt hatte, sah sie in die Richtung von Schloß Kerffung und dem Friedhof mit ihres Sohnes Grab, wenn sie dem davonfahrenden Pfarrer nachsah. Dann gingen beide Frauen schweigend ins Haus zurück. Dinas Gedanken waren für die folgenden Stunden bei Aurelian, und sie lebte die Freude der Menschen nach, in deren Stuben der große Mann eintrat, Trost in jedem Wort seiner tiefen Stimme. Vielleicht dachte Valentine von Kerffung das gleiche, dachte, daß er ihren verwundeten Sohn auf

seinen Armen trug, und seine Hände allein ihm nicht weh taten. Aber sie sprach nie davon. Ihre Gedanken waren wie ein grauer schwerer Nebeltag, den das Licht nicht durchbrechen kann, und sie fühlte ihr Selbst wie einen gewichtslosen Schatten, der das von Schmerz versengte Land ihrer Seele hinter sich ließ und in stummer Geduld wartend vor einer verhüllten Zukunft stand.

In sanftem Schweigen lebten Dina und Valentine nebeneinander hin. Sie wußten, daß sie beide die gleiche Sorge hatten: Aurelian Sekard. Aber es war Dinas Recht, ihn zu lieben. Valentine von Kerffung schloß manchmal die Augen, die ihr weh taten — vielleicht von der ewigen Winterlandschaft? — und sah auf solche Weise Gustaf Alexanders vergangenes Antlitz vor sich. Es war, als käme sie ihm über die unendlichen Ebenen des Todes schwevesterlich entgegen, weil nun ausgeglichen wurde, was zwischen ihnen leer blieb.

Um Hermann sorgte Dina sich nicht. Sie tat es jetzt weniger denn je. Seit er beim deutschen Freikorps war, hatte ein unerklärliches Gefühl des Beruhigtseins sie überkommen. Immer blieb diese geheimnisvolle Zuversicht stärker als die Furcht vor allen Gefahren des Krieges, denen er nahe war. Der Sohn selbst empfand diese Unbesorgnis seiner Mutter, dieses kindliche Nichtwissen vom Krieg als wohlthuend. Zunächst freilich schien der Krieg auch noch weit.

Nachdem die erste fernmündliche Verbindung mit dem Lager Attenberg hergestellt und die Meldung ge-

kommen war, daß Hauptmann Baggert nun mit weiteren fünfzehn Mann in die Pfarre einrücken würde, hatten Brühne und Sekard zum erstenmal ein Gespräch miteinander, das über den Rahmen des Dienstslichen hinausging. Hermann saß in dem Zimmer, das sie großartig Nachrichtenzentrale gekauft hatten, Brühne gegenüber auf einer Kiste.

„Warum Baggert?“ fragte Hermann Sekard. „Warum kommt Bruck zu Oldendorf nicht?“ Michael Brühne zog ein paarmal an der Pfeife, ehe er antwortete. Dabei lächelte er in seiner breiten freundlichen Art. „Erstens ist Hauptmann Baggert für den Stab der unerfessliche Mann, der immer da hingehört, wo die Aufmarschpläne ausgearbeitet werden. Und zweitens — wenn unter zwei ruhigen Posten die Wahl ist, so bezieht Bruck zu Oldendorf bestimmt nicht den, von dem er vorher weiß, daß er noch ruhiger ist.“

„Mit anderen Worten also: bei einem neuen Angriff der Bolschewiken wird Alttenberg eher Kampfzone sein als unsere Pfarre?“

„Wenigstens hofft Bruck zu Oldendorf das.“

„Hofft?“

Brühne zog einen Bleistift aus der Tasche und drückte damit die Asche in seinem Pfeifentopf herunter. „Meinetwegen: er wünscht es.“

„Ach so“, sagte Hermann Sekard leise und sah auf Brühnes ruhige Hände, „ach so — verstehe ich Sie wohl recht?“

Tat es Brühne nun leid, daß er eine nackte Wahrheit in ihrer ganzen Schuld und furchtlosen Härte preisgegeben hatte? Er streichelte mit beinahe zärt-

licher Vorsicht seinen Pfeifentopf. „Sie müssen das nicht so schwer nehmen. Schließlich liegt jeder so, wie er sich bettet. Wenn Bruck zu Oldendorf sein Lebtag nicht so verflucht leichtsinnig gewesen wäre, brauchte der Ofen noch nicht ausgebrannt zu sein. Außer dem Korps gibt es wohl nichts mehr, das ihn hält. Aber schließlich kann der Krieg hier ja nicht ewig weitergehen. Und dann muß man sich wohl daran erinnern, daß es drüben im Westen noch so was wie Heimat gibt. Und davon will Bruck zu Oldendorf nichts wissen.“

„Sie kennen ihn lange?“

„Und ob — schon als Junge. Die Eltern meiner Mutter waren Röttersleute auf seinem elterlichen Hof. Das waren schöne Zeiten, wenn ich des Sonntags einhüten mußte, und er bei mir blieb. Wir lagen zusammen im Gras und schwächten das Blaue vom Himmel. Oder, was mir noch lieber war, er brachte mir etwas von den fremden Sprachen bei, die er in der Schule lernte. Später schloß die Freundschaft ein — oder das Leben ging drüber hin.“

Sekard sah den Pfeifentopf an, der ein ovales Porzellanbild hatte. Darauf lief ein weißer Sandweg durch blühende rote Heide. Dieses Bild stimmte ihn sonderbar weich wie eine Erinnerung aus seiner eigenen Kindheit — oder war es die behutsame Art, in der Brühne den Pfeifentopf hielt?

„Vier Jahre Front“, Sekard sprach nachdenklich vor sich hin, „und jetzt der Baltikumkampf. Aber er ist immer heil davongekommen, Bruck zu Oldendorf. Ach, das ist Unsinn mit seiner Weltanschauung. Es

kann ihm auch in diesem fünften Kriegsjahr nichts geschehen, wenn er vernünftig ist."

"Ob es etwas mit der Vernunft zu tun hat, weiß ich nicht", antwortete Brühne langsam. "Er ist auch ein paarmal verwundet gewesen, und das letztemal ging es knapp am Ende vorbei. Schwerer Lungenschuß — na, eine Natur wie die seine heilt schließlich alles aus. Nur die Frau tut mir leid. Gewiß wird sie mehr geweint als gelacht haben in dieser kurzen Ehe. Sozusagen schon Witwe." Sekard starrte in sonderbarer Versunkenheit vor sich hin. "Ja, die Frau", sagte er leise. "Wie heißt sie?" Vielleicht war das aus tieferen Gründen seiner Gedanken, die halbbewußt Nikola galten, nur so dahin gesprochen. Aber Brühne nahm es als eine an ihn gerichtete Frage auf und antwortete ohne Verwundern, als sei es selbstverständlich, daß Sekard die gleiche Teilnahme an Bruch zu Oldendorfs Familienverhältnissen habe wie er: "Marianne, geborene Bothmer, die Tochter eines Kapitäns." Sekard warf den Kopf hoch. "Wie?!" Eine Winternacht fiel ihm ein, und ein Name, den seine Mutter sprach. Aber dann blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Er sah etwas Dunkles im Weiß der leeren Felder auftauchen. Er sprang auf, und während Brühne mit dem Feldstecher suchen mußte, hatte er sie schon mit bloßem Auge erkannt: Hauptmann Baggert und seine Mannschaft ritten durch den Wintertag nach dem Haus des Pfarrers Sekard. "Na endlich!" rief Hermann glücklich und laut. Er war dem Hauptmann ja so dankbar, weil er dort angeritten kam und

auch noch auf der Welt war und nun keine Zeit mehr blieb, über Bruck zu Oldendorf und die junge Frau, die in ihrer kurzen Ehe mehr geweint als gelacht haben mochte, nachzudenken. Ja, wunderbarlich ist des Menschen Herz, und das Leben wie ein ungeforsteter Wald, in dem viele Wege sich kreuzen und viele, willkürlich ins Holz geschlagen, sich ziellos verlieren.

Nun war der Vollbluthengst Horfa freilich ein Kriegspferd geworden. Aber solange es ruhig blieb, und die zweite Eskadron in der Pfarre lag, mochte Aurelian Sekard ihn getrost vorspannen.

Weit hinter den Wäldern, an der Grenze der Gemeinde, lag ein Kranker und dorthin fuhr der Pfarrer.

„Muß das unbedingt sein?“ fragte Hauptmann Baggert. Aurelian antwortete ruhig: „Ja. Denn je weiter die Menschen vom kirchlichen, ich möchte sagen geistigen Zentrum des Dorfes abwohnen, desto sehnlicher warten sie jetzt auf jemanden, der sich um sie kümmert. Ich habe ihnen versprochen, auf dem Hof Szkrjtschack einen Abendgottesdienst zu halten. Man erwartet mich da.“

„Irren Sie sich nicht in der Mentalität der Leute, Herr Pfarrer? Es ist fast rein lettische Bevölkerung in diesem Landstrich“, warnte der Hauptmann noch einmal.

„Ich habe gerade von Letten viel Anhänglichkeit und Treue erfahren. Ich glaube kaum—“, der Pfarrer zögerte nachdenklich, „ich hoffe, daß sich im guten Verhältnis der Landbevölkerung zu mir wenig geändert hat.“

„Nehmen Sie wenigstens diesen Armeerevolver mit“, drängte der Hauptmann. Aurelian lächelte. „Na, dann geben Sie — danke, Herr Hauptmann, vielen Dank.“ Baggert sicherte die Waffe und der Pfarrer legte sie neben sich auf die Schlittenbank. Sonst geschah nichts. Aber es war soviel Inhalt in diesem Augenblick, soviel Verbundenheit zwischen den beiden Männern. Das spürte auch Hermann Setard, obgleich er nichts tat, sondern nur da stand und Horfa am Zügel hielt. Es griff ihm ans Herz, daß sich hier mit geringer Veränderung wiederholte, was er selbst in Bruck zu Oldendorfs Zimmer auf Attenberg erlebte. Und er erkannte plötzlich, daß sein Vater schon Gefahren des Krieges erfuhr, die er ihn und seine Mutter nie wissen ließ. Daß er mehr als einmal stumm und ruhig, nichts als sein Neues Testament in Händen, inmitten einer aufgewühlten Menge stand und einzig durch seine mannhafte, furchtlose Haltung siegte. Es ist gut, der Sohn dieses Vaters zu sein.

Mit dem Saumzeug klirrend warf Horfa den Kopf auf. Da gab Hermann seinem Vater die Zügel in die Hand. Sie sahen einander in die Augen. „Also nach Königsberg“, sagte Aurelian leise. „Und sei immer gut zu deiner Mutter.“

„Wie?“ fragte Hermann kindlich erstaunt. Sekundenlang rauschte ihnen beiden ihr eigenes Blut betäubend in den Ohren — die Brandung des Schicksals. Dann war es vergangen. Aurelian lächelte beruhigend und gab allen, die um den Schlitten standen, die Hand. Zuerst dem alten Boris, zuletzt seinem Sohn. Hauptmann Baggert und Unteroffizier Brühne

legten die Hand an die Mütze und wandten die ernstesten unbewegten Gesichter scharf nach rechts, dem Weg zu, den der Schlitten nehmen würde. Dina Sekard aber, die diesmal auf der untersten Treppenstufe stehengeblieben war, rührte sich nicht, sie lächelte nur glücklich und schwer, und im Zurückwenden suchten Aurelians Augen noch einmal die ihren. Dann zog der Fuchshengst an und flog aus dem Tor. An seinen Hufen blizten die Stolleneisen in der mittäglichen Winter-sonne.

Da trat auch Valentine von Kerffung vor die Haustür, still und dunkel wie ein Schatten. Langsam hob sie die Hand, die nun zu knochig geworden war, um noch schön zu sein, hielt sie über die Augen und sah dem Schlitten nach.

„Gib auf Horfa acht!“ rief Hermann fröhlich hinter seinem Vater her. „Vergiß nicht, daß er jetzt Heeresgut ist!“

Baggert und Michael Brühne lächelten. „Täte mir verdammt leid — wäre schade um ihn“, sagte der Hauptmann nachdenklich.

„Ja, schade“, nickte der Unteroffizier. Nun, sie wußten wohl, was sie damit sagen wollten.

Am Spätnachmittag kam von Altenberg die Meldung, daß mit einem Vorstoß der Bolschewiken von Südwesten zu rechnen sei. Nach Westsüdwest lagen die Wälder, in die der Pfarrer fuhr. Baggert und Brühne sahen sich kurz an. Dem Freiwilligen Sekard grub sich eine steile Falte zwischen die Brauen und die Haut spannte sich über seinen Wangen, als er den

Hörer des Fernsprechers auflegte. Hauptmann Baggert schickte ihn aus der Stube ins Freie, um nach den Pferden zu sehen, die im Garten herum-liefen, damit sie ihre Bewegung hatten. Es wäre Hermann Sekard jetzt lieb gewesen, wenn es ihn Mühe gekostet hätte, sie einzufangen. Aber wie er nur mit der Zunge schnalzte, kamen sie schon sacht auf ihn zu-getrabt. Vom Spuk des frühen Abendnebels waren ihre Gestalten ins Mächtige gehoben. Wie Urwelt-wesen tauchten sie mit gereckten Hälsen und horchend aufgeworfenen Köpfen aus dem fließenden Nichts, wuchsen, mit breiter Brust das Nebelmeer zerteilend,kehrten in das Leibhafte ihres Tierseins zurück und drängten sich vertraut um den jungen Menschen. Groß und ruhig standen die Pferde in den Dampf-wolken ihres Atems. Der Trost eines Unveränder-lichen umgab sie, als hätten sie auf einem Gang durch die Jahrtausende auf diesem Fleck Rast gemacht, um nun weiterzuwandern. Zufrieden und einfältigen Herzens trabte Sekard mit ihnen den Ställen zu. Später schickte Baggert den Freiwilligen mit dem etwas überflüssig erscheinenden Auftrag in die Pfarre, daß alle Hausbewohner sich in Alarmbereitschaft halten sollten. Da lachte Hermann Sekard. „Zuviel vorausgesetzt, Herr Hauptmann. Meine Mutter wird so etwas unerhört Kriegerisches wie das Wort Alarmbereitschaft entschieden zurückweisen.“

Der Hauptmann sah nachdenklich aus dem Fenster. Dann lachte er auch, es klang wie ein trockenes kurzes Husten. „Nun, bestellen Sie es schon.“ Hermann Sekard war gerührt von diesem Bemühen, ihm Ge-

legenheit zu geben, daß er zu seiner Mutter gehen konnte. Aber solche Bindungen lasteten auch auf ihm. Er wünschte, er wäre weit.

Dina dachte nicht an Krieg. Sie stichelte eifrig an einer Näherei. Ihr Haar glänzte im Lampenschein. Frau von Kerffung saß mit gefalteten Händen im Dunkeln und sah ins Leere. Seit dem Tode ihres Sohnes war man diese Art an ihr gewöhnt. Dennoch war ihr Gesicht nicht so, als ob sie ununterbrochen tränenlos weinte. Wer weiß auch, vielleicht bauten ihre Gedanken eine neue Scheune auf Kerffung, gruben Ringe um die Obstbäume, weil sie sich in den Kopf gesetzt hatte, dies müsse vor der Schneeschmelze geschehen. Hermann wenigstens spürte ein tiefes Beruhigtsein, wenn er sich ihrer Tatkraft erinnerte. Eines Tages würde sie sich wieder zu irgend etwas entschlossen haben, daran zweifelte er nicht, ja, er wartete darauf. Denn nun war es doch so gekommen, daß er sich auf eine unbestimmbare Art verantwortlich fühlte für sie. Er grüßte sie schweigend und setzte sich in den Lichtschein der Lampe. Es war schön, an diesem Tisch bei seiner Mutter zu sitzen und müde zu sein, nichts als rechtschaffen müde nach einem anstrengenden Tag. Er gähnte durch die geschlossenen Zähne. Da klopfte ihm Dina auf die Wange und sagte zärtlich: „Geh schlafen, mein Junge.“ Sie war so verwandelt, so strahlend. Wie eine ganz junge Mutter erschien sie ihm, leise und rätselhaft fremd. Er hatte ein seltsames Gefühl von Alter. Er beugte sich über sie, küßte sie auf den Scheitel und ging. In der Tür ver-

neigte er sich zu Frau von Kerffung hinüber. Er hatte gesehen, daß ein bitterer Zug um ihren Mund war. Nun trafen seine Augen und die ihren sich in einem schonungslosen, aber unbegrenzten Verstehen. Seine Mutter tat ihm auf eine zarte Weise leid.

Der Pfarrer kam viel eher heim, als daß die Menschen seines Hauses in Sorge um ihn hätten sein müssen. „Vor auf!“ schrie Unteroffizier Brühne der Wache zu. Denn der Fuchshengst raste, als wäre der Teufel hinter ihm. Hatte der Mann im Schlitten die Zügel nicht mehr in Gewalt? Sinnlos stürmte das Pferd querfeldein, aber im letzten Augenblick erkannte es die Toreinfahrt und nahm sie so scharf, daß sein rechter Vorderhuf klirrend gegen den Pfeiler schlug. Schäumend, wie blind raste es der Hauswand entgegen. Der Sanitäter und die Wache standen trostlos mit hängenden Armen. Aber auf drei Gänge vor dem unvermeidlichen Zusammenprall warf Hermann Sekard sich dem Hengst in den Zügel und rief ihn mit seinem Namen und freundlichen vertrauten Worten an. Ein wenig schleppte das Pferd ihn noch mit, dann stand es mit keuchenden Lungen. Alles war gut. Hermann Sekard ließ sich zur Erde gleiten. Die beiden Soldaten der Wache kamen im Lauffschritt an. Er lachte über ihre erschrocken fragenden Gesichter. Es gibt viel tollere Reiterstücke, da muß man die Kirgisen sehen! „Was, Vater?!“ rief er über die Schulter zurück, während er die schleifenden Zügel aufnahm und dem Pferd beruhigend die Nase streichelte. „Was hast du denn um Simmels willen

angestellt? Das lief noch mal gut ab!" Er hielt ein, sein Gesicht veränderte sich, langsam kam er näher.

Denn der Pfarrer stand diesmal nicht nach seiner Gewohnheit groß und sicher im Schlitten, er hockte so gebückt da. Hermann Sekard fühlte sein Herz kalt werden, dann stieg es ihm brennend in der Kehle auf.

Es blieb nichts für ihn zu tun. Er sah den deutschen Soldaten zu und sah seinem Vater ins Gesicht. Ein Gesicht, das einen großen Schmerz litt und deshalb die Augen geschlossen hielt. Sekundenlang war es von dem darüber geneigten Kopf des Sanitäters Brühne verdeckt. Dann waren die Hände dieses Mannes so flink, daß Hermann kaum begriff, was sie taten. Sie hatten Aurelian Sekards Brust freigelegt. Da war ein dunkler Fleck. Sie richteten des Pfarrers Oberkörper behutsam auf. Ein Blutstrom brach über seine Lippen. Blißschnell drückte Hermann die Augen zu und stöhnte. Als er sie öffnete, schob der Sanitäter wieder das Hemd über Aurelians Brust, so ruhig taten seine Hände dies. Alle starrten ihn fragend an.

"Nun?" stieß Hauptmann Baggert, der wie aus dem Boden gewachsen neben ihm stand, durch die Zähne. "Nun?" — —

"Tot", sagte Michael Brühne leise und deutlich.

Hermann preßte die Nägel in die Handflächen und wandte sich schroff ab. Die Männer schwiegen. Es war ja zu verstehen, daß einer in einem solchen Augenblick sein Gesicht nicht zeigen wollte.

Die ganze Verlassenheit des Vaterlosen senkte sich auf Hermanns Herz. Die Männer hoben den Pfarrer auf und trugen ihn ins Haus. Hermann folgte ihnen

mit stumpfem, zur Erde gerichteten Blick. An der Tür begegnete Dina dem Zug. Sie wandte sich sofort an den Sanitäter Brühne, den sie als einzigen mit Namen kannte. „Ist er tot, Herr Brühne?“ fragte sie mit unirdischer, klangloser Stimme, fragte sie mit der furchtbaren Hellsichtigkeit des Schmerzes, die keine Sekunde der Unsicherheit duldet.

„Ja, Frau Pfarrerin“, antwortete der Sanitäter tief und ruhig.

Das hörte Valentine von Kerffung und sank ohnmächtig am Treppenhofen zusammen. Aber niemand hatte jetzt Zeit, sich um sie zu kümmern. Sie blieb dort im dunklen Flur liegen. Später fand Hermann sie, feuchtete ihre Schläfen mit Wasser an — das einzige Mittel, das er in ungeschickter Besorgnis wußte, um einen Bewußtlosen wieder zu klaren Sinnen zu bringen — und führte sie in ihr Zimmer. Sie sprach nicht. Ihre Lippen waren ein blasser Strich. Sie sah Aurelian Sekards Sohn nicht an. Er sagte gepreßt: „Ruhen Sie aus.“ Mehr konnte er auch nicht tun. Aber sie mochte daraus entnehmen, daß er der einzige war, der um ihr Zusammenbrechen bei der Nachricht von Aurelian Sekards Tod wußte und jemals wissen wird.

Nun lag der Pfarrer zum letztenmal in den alten Mauern seines Hauses. Anfangs hatte Dina mit beiden Händen seinen Kopf umfaßt und unzählige Male seinen Namen geflüstert. Nun rief sie ihn nicht mehr an. Manchmal lächelte sie seinen geschlossenen Lidern zu. Niemand konnte begreifen, was dann in ihr vorging.

Als die Männer Aurelian auszogen, zeigte sich, daß sein großer Körper aus mehreren Schußwunden blutete. Trotzdem hatte er noch die Zügel gehalten und das Pferd zur Rückkehr gewandt. Dann mußte die verhängnisvolle Kugel schräg von vorn in die Brust gegangen sein, und an ihr war Aurelian nach innen verblutet.

So hatte er seinem Willen doch bis zuletzt treu bleiben können und keine andere Waffe als das Neue Testament geführt. Der Revolver lag vergessen auf der Schlittenbank, wie er ihn am Mittag mitnahm, Hauptmann Baggert steckte ihn schweigend und mit schmalen Lippen ein.

Die ungefähre Reihenfolge der Kugeln blieb alles, was sie an Einzelheiten über seinen Tod sich erklären konnten. Wie er selbst, der Pfarrer Aurelian Sekard, aus seinem letzten Kampf hervorging, würde niemals einer von den Menschen, die ihn liebten, wissen. Hatte sich ihm erfüllt, was er oft an Gräbern seiner Gemeinde sagte: das Sterben ist nur die schwere Stunde, in der man Abschied nimmt von sich selbst, um zu seinem Gott heimzukehren? — — — Oder war mit seinem Tod für ihn die Stunde gekommen, in der er Abschied nehmen mußte von seinem Gott, um ins Nichts einzugehen?

Der Sohn Sekard befragte jeden Zug im Antlitz seines Vaters, die mächtige Stirn, aus der das langsträhnige graue Haar zurückfiel, die geschlossenen Lider, die für ihn noch die großen leuchtenden Augen ahnen ließen — er fand keine Antwort. Grenzenlose Müdigkeit lag auf dem wächsernen Antlitz des Toten.

Da nahm Hermann Sekard Abschied von seinem Vater und zog auch seine Mutter sanft von ihm fort. Sie ließ es widerstandslos geschehen.

Ob allem Gefühl im Leben der Menschen keine Zeit vorherbestimmt ist? Hermann sah seine Mutter leise, leise hinwelken und konnte nichts tun, sie in den Grenzen seines Lebens zurückzuhalten.

Als von Uttenberg die Nachricht kam, daß die Bolschewiken nach abgeschlagenem Angriff im Rückzug seien, und die Truppe im Augenblick nicht zum Gefecht eingesezt würde, sondern die Stellung im Pfarrhof bis auf weiteres zu halten habe, konnte er sich nicht darüber freuen. Was nützte es seiner Mutter, daß die Pfarre wiederum wie durch ein Wunder verschont blieb? Und mit schmerzlicher Nachsicht auch dies: daß er, der Sohn, ihr noch für eine kurze Zeit erhalten war? Hinter den äußeren Begebnissen steht ein anderer unsichtbarer Krieg, der auf seine Weise auch da weiter geht, wo keine Schüsse fallen.

Fiebernd wartete Hermann Sekard auf etwas, das die qualvolle Leblofigkeit hinwegnahm, die seit seines Vaters Tod zwischen ihm und seiner Mutter stand. Ja, es wäre ihm auch nicht darauf angekommen, um irgendeiner Nichtigkeit willen einen gründlichen Streit mit Dina vom Zaun zu brechen, damit nur Leben in sie kam. Aber ihre sanfte Nachgiebigkeit war ohne Grenzen und entwaffnete sein gesundes Sichwehren gegen das stumme Leiden.

Wenn er nach den Dienststunden ins Haus kam, wartete seine Mutter wohl auf ihn, setzte sich zu ihm und fragte nach dem, was der Tag gebracht hatte. Aber irgend etwas, für das er keinen Namen fand, das er nicht einmal ausdenken konnte, legte sich mit lähmender Schwermut auf sein Herz. Einmal ertrug er es nicht mehr. Er umfaßte den Kopf seiner Mutter und bat: „Ich bin doch noch da.“ Sie sah ihn erschrocken an, und ihre Seele schien aus großer Ferne zurückzukommen. „Habe ich es an irgend etwas fehlen lassen? Bitte, Hermann, sag es mir. Ich vergesse jetzt manchmal, dies und das zu tun. Und ich will dir auch ein paar warme Socken stricken, die kannst du jetzt gut gebrauchen.“ Hermann Sekard lachte gezwungen. „Nein, du machst dir überhaupt zuviel Sorge um mich.“ Aber es war, als hörte sie ihn nicht mehr. Sie lächelte nur starr und saß ihm wieder schweigend gegenüber. Es war etwas sonderbar Erloschenes an ihr. Dann ertrug er es nicht mehr und ließ sie allein. Jeder Abend endete so. Und immer, wenn er sie nach einem Abschied von Stunden oder halben Tagen wieder sah, schien ihm ihr Gesicht kleiner und durchsichtiger geworden. Er dachte wohl in seiner Angst daran, mit Frau von Kerffung zu sprechen, ob sie einen Rat wüßte, aber dann brachte er es seiner Mutter wegen nicht über sich.

Er sah sie wie eine Traumwandelnde durch das alte Haus seiner Kindheit gehen. Er wollte sie halten, und er verlor sie mehr und mehr. Wenn er das rätselhaft Gewordene zwischen sich und ihr nicht länger ertragen konnte, nahm er wohl Urlaub, sattelte sein Pferd und

ritt zum Friedhof. Mit gesenktem Kopf stand er und sah auf seines Vaters Grab. Aber von der Erde kam auch keine Antwort. Nur soviel glaubte er vom Schicksal der Frauen zu begreifen, daß ein schwerer Weg in die Einsamkeit der Mütter führt.

An einem Abend, der die Klarheit des Vorfrühlings hatte, überfiel ihn eine fast berauschte Hoffnung. Kam es nicht einzig darauf an, ein offenes Wort des Verstehens mit seiner Mutter zu sprechen? Alles mußte gut werden, wenn sie endlich sprach.

Sein Herz klopfte vor Freude, als er die Treppen hinauffstieg. Dina war in Aurelians Arbeitszimmer. Sie saß da am Fenster und sah über die weiten Felder, hinter denen dunkel der Kirchturm stand. Als Hermann die Türe öffnete, richtete sie sich steil auf, griff nach ihrem Herzen und sank zurück. Er warf sich mit einem Schrei neben sie in die Knie. Ihre Augen leuchteten auf, sie flüsterte etwas, das er nicht verstand, aus dem er aber den Namen seines Vaters zu hören glaubte. Dann atmete sie tief, und ihr Blick erlosch. Hermann Sekard stand schwer auf und strich über ihr Haar, über ihre kleinen mageren Hände. Meine Mutter . . .

Er taumelte in die Dienststube zurück und sagte tonlos: „Herr Hauptmann, ich bitte um den Sanitäter Brühne —.“

„Ihre Mutter?“ fragte Baggert, stand auf und legte ihm den Arm um die Schulter. „Ja, Herr Hauptmann“, antwortete Sekard müde. Baggert winkte schweigend, und Brühne ging hinüber. Daß

dieser breite, schwere Mensch sich so schnell und leise bewegen konnte — er legte Dina Sekard behutsam auf den Teppich und kniete neben ihr. Hermann setzte sich dahin, wo seine Mutter starb, und sah über die verdämmernden Felder.

„Herzschlag“, sagte Brühne nach einer Weile leise, und Hermann Sekard nickte.

Es war ein Lächeln um Dinas Mund. Vielleicht hatte sie im ungewissen Zwielficht geglaubt, Aurelian stünde auf der Schwelle? Niemals würde ein Mensch darum wissen. Sie hatte einen Sohn, aber sie war doch dem Mann ihrer großen Liebe nachgestorben.

Valentine von Kerffung, die seit Aurelians Tod die Wirtschaft besorgte und gerade in der Küche den Herd einheizte, als man ihr die Nachricht brachte, schloß eine Weile die Augen und verbarg mit erstarrtem Gesicht alles, was sie fühlte und dachte. Und dann streichelte sie zum erstenmal sanft und fast demütig Hermanns Hand. Dafür war er ihr dankbar.

„Es hat viele Tote unter diesem Dach gegeben“, sagte er bitter.

„Es wird noch mehr geben — in Kurland und Litauen und Rußland“, antwortete Brühne mit seherischem Blick.

In der Nacht weinte Hermann Sekard.

Es war ein grauer Tag mit schweren, tiefgehenden Wolken, als sie Dina neben Aurelian Sekard begruben. Die Tannen bogen ihre schlanken Wipfel, und die Birken schüttelten ihr zartes Geäst. Denn es

brausten schon die Stürme übers Land, die dem baltischen Frühling vorausgehen.

Hermann Sekard nahm die Soldatenmütze ab, ließ sich den Wind um die Stirn fahren und hielt mit unbewegtem Gesicht die Zügel. Im Trab trug der Fuchshengst Horfa den Sarg, den Boris in Eile aus einer Truhe gezimmert hatte, zum Friedhof. Wenn der Wagen manchmal federnd über eine Unebenheit des Weges hinslog, streckte Valentine von Kerffung schützend die Arme aus, und der Sanitätsunteroffizier Brühne, dem Hauptmann Baggert in Verehrung der deutschgebürtigen Quartierherrin eine Stunde Urlaub für das Begräbnis gegeben hatte, stemmte seine Knie gegen die Seitenwand, damit der Sarg am Fleck stehenblieb. Der weiße Kopf des alten Boris schwankte leise bei der haltsbrecherischen Fahrt.

Einen Pfarrer, der das Grab hätte einsegnen können, gab es ja nun nicht mehr. Der Westfale Michael Brühne sprach das Vaterunser. Feierlich schlug der Russe das alte Andreaskreuz, und die Baltin Valentine von Kerffung stand mit gefalteten Händen und gesenktem Kopf. Hermann Sekard faltete die Hände nicht. Er hielt die Linke am Koppelschloß, die Rechte am Spatengriff.

Zwei Männer aus der Gemeinde hatten sich bereitgefunden, der Frau ihres toten Pfarrers das Grab zu schaufeln. Noch ehe Michael Brühne das Amen sprach, begannen sie, die Erde aufzuwerfen. Sie hatten es eilig, den Friedhof wieder zu verlassen. Ja, sie vergaßen schnell, daß Aurelian Sekard unzählige

Male sein Leben wagte, um ihren verzagten Seelen Trost zu bringen. Hermann Sekard half ihnen, das Grab mit Erde zu füllen. Aber alles in allem war es doch ein Friedensbegräbnis im Vergleich zu dem, das Valentine von Kerffung ihren beiden kleinen Mädchen geben mußte.

Als sie zurückfahren wollten, zeigte es sich, daß der alte Boris fehlte. Hermann Sekard lief auf dem Friedhof umher, suchte und rief. Aber sie fanden ihn nicht. Der Unteroffizier Brühne sah zur Uhr und mahnte zur Rückfahrt. „Aber der alte Mann“, bat Hermann Sekard atemlos, „der alte Mann.“ Vielleicht sei er vorausgegangen? tröstete der Unteroffizier ungeduldig und nahm die Zügel. Hermann Sekard zog die Unterlippe zwischen die Zähne. „Wenn ich aus Horfa alles heraushole“, bat er noch einmal, „in zehn Minuten kann er es schaffen.“ Er griff Frau von Kerffungs Hand. „Hatte Boris seinen Heiligen bei sich?“ — „Seinen Heiligen?“ fragte sie verständnislos zurück. Aber Hermann Sekard rannte schon zur Kirche hinüber, sprang die Turmtreppe hinauf, griff die mittleren Sprossen der Leiter und schwang sich auf die Plattform. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Er mußte sich halten, damit der Wind ihn nicht umriß. Die Steinkäuzchen duckten sich neben ihn ins Gemäuer, daß er sie mit der Hand hätte greifen können — die kleinen Eulen, die er lieb hatte. Unter ihm aber lag mit Grabsteinen und Zypressen der Friedhof, und weit, weit bis in die graue Ferne seine Heimat. Rötlich schimmernd zogen die leeren Birkenwälder ihren breiten Gürtel durchs

Land. Wohl ging ein Mensch durch die Felder, auf denen hier und da noch verlorene Schneefelschen lagen. Aber wer wollte sagen, ob es Boris war? Und je mehr Sekards Augen sich an das Sehen aus der Höhe gewöhnten, desto mehr dunkle Wanderer sah er nah und fern auf den schmalen Bändern der Landwege. „Boris! Boris! Komm zurück, Boris!“ schrie er ins Leere. Aber der Wind zerriß seine Stimme. Von hier rief er den Russen doch nie zurück. Es sah das Zwecklose seines Beginnens ein und spürte einen brennenden Schmerz. Das zu seinen Füßen war noch einmal die Weite seiner Heimat, das stille Dorf, die Felder und Wiesen seiner Kindheit. Er drehte sich ganz langsam um sich selbst, er sah das Land um sich gleiten, er stand wie der graue alte Turm zwischen Kurlands Erde und einem Himmel, der keine Grenzen kennt, der von hier zu anderen Ländern reicht. Er ahnte, daß er Abschied genommen hatte.

Während er auf den Wagen sprang, zog Horfa schon an. Leicht war die Fuhre geworden. Ein Spiel für die Kraft des Hengstes. Einmal beugte Valentine von Kerffung sich zu Hermann Sekard hinüber, legte ihm die Hand auf die Schulter und rief durch das Brausen des Windes: „Einen Wolgarussen, der in seine Heimat zurück will, hält keine Macht der Welt auf. Gott wird den alten Mann schützen.“

„Aber es ist doch unmöglich, daß er —“, mehr konnte Frau von Kerffung nicht verstehen. Der Wind stand ihnen voll entgegen. Horsas Mähne und Schweif wehten rotgold durch den grauen Tag.

In der Nacht sprach Hermann im Schlaf. „Laßt den alten Mann doch um Gottes willen nicht fortgehen. Er ist ja wie ein Kind. Die Bolschewiken werden ihn totschlagen, oder er stirbt vor Kummer, wenn er Rußland wiedersieht. Ach, der alte Mann — Boris — Boris.“

Der Sanitäter Brühne weckte ihn und gab ihm ein Glas kaltes Wasser zu trinken. Er starrte verstört in des Westfalen Gesicht, besann sich auf seiner Mutter Tod und wandte sich ab.

Die Nacht verging, es wurde Tag, und der alte Boris kam nicht zurück. Wenn Hermann Sekard die Augen schloß, sah er ihn auf einem Stein an der Landstraße sitzen und den Kopf schütteln, während ihm die Tränen in den Bart rollten. Vielleicht aber war dies nur eine traurige Vorstellung seiner Sorgen, vielleicht schritt der Russe zuversichtlich seines Weges. Und dann hatte Hermann keine Zeit mehr, an den alten Mann zu denken.

Die Meldungen von Uttenberg überstürzten sich. Die erwartete Verstärkung war eingetroffen. In vierundzwanzig Stunden sollte die Pfarre geräumt werden, die Truppe geschlossen zum Vormarsch nach Südwesten antreten.

Hermann Sekards Gesicht wurde schmäler und schärfer, sonst verriet er mit nichts, was ihn der Befehl kostete. Und hatte er nicht lange auf ihn gewartet? Er lief in die stillen Räume des Hauses, streichelte hier und da ein Möbelstück, nahm ratlos ein Buch aus dem Regal, schlug es auf und stellte es langsam an seinen Platz zurück, besann sich und ging

zu seinem Hauptmann. „Und Frau von Kerffung?“ fragte er hilflos. Baggert sah ihn mit dem aufmunternden Mitleid des alten Soldaten an, der das gleiche erlebte und überwand, was das Herz des Freiwilligen jetzt litt. „Nun, wir können nicht gut einer Frau wegen als Hauswache hierbleiben. Frauen gehören nicht in den Krieg. Und soweit ich diese Dame Kerffung kenne, wird sie sich selbst zu helfen wissen.“

Er hatte recht. Da kam sie schon im langen Wettermantel des toten Aurelian auf den Hof. Sie wollte zurück, wohin sie gehörte: auf ihr Gut. Eine ausdauernde Fußgängerin sei sie überdies immer gewesen, man solle sich nicht um sie sorgen, sie käme zum Ziel. Die Männer sahen sie bewundernd an. Hauptmann Baggert gab zu, daß die Wege nach Kerffung im Augenblick ohne Gefahr zu passieren seien, eine Tatsache, die es seinem Zwiespalt von Pflicht und Ritterlichkeit immerhin erleichterte, diese Frau ohne sicheres Geleit ihrem Schicksal überlassen zu müssen.

„Aber was wollen Sie allein in dem halbverbrannten Schloß?“ fragte Hermann aus einer plötzlichen Verlassenheit. „Warten“, sagte sie mit leisem Lächeln. Dann legte sie ihm beide Hände auf die Schultern. „Vergiß mich nicht, Hermann.“ Er nickte heftig und wortlos.

Dann reichte Valentine Hauptmann Baggert und Unteroffizier Brühne die Hand. Wenn diese Männer auch zur Rettung ihres Sohnes und ihrer beiden kleinen Mädchen zu spät kamen, so bewahren sie doch den Rest der baltischen Jugend vor dem Untergang. Dank ihnen!

Die Soldaten, an denen sie im Hof vorüberging, nahmen Haltung. Die Wache riß das Thor vor ihr auf. Sie neigte sehr langsam den Kopf. Groß und ruhig wanderte sie durch die Felder. Sie hatte ein Leben hinter sich abgeschlossen, und weil der Nachhall einer bittenden Stimme in ihrem Herzen blieb, jener Stimme, die dem Sohn Aurelian Sekards gehörte, so war sie bereit, in ein neues hinüberzugehen. Aber es lag Dunkelheit auf ihren Wegen.

Nachdem Valentine von Kerffung hinter den Hügeln untergetaucht war, ging Hermann Sekard langsam, als zähle er die Schritte, hinüber und verschloß die Türen seines Vaterhauses. Sein Herz war wund und still. Er dachte an die Toten und fühlte von seinem Leben nicht mehr als eine bittere Zufriedenheit, daß er sich um niemanden zu sorgen brauchte als den Krieg.

Der Vorstehhund, der längst mit den Soldaten gute Freundschaft hielt, bekam seinen Platz auf einem Bagagewagen. Das Vollblutpferd Horfa gereichte der ganzen zweiten Eskadron zum Ruhm. Und so war nun alles, was von der Pfarre Sekard noch lebte, beim deutschen Freikorps zu Haus.

Sie erlebten die Geschichte aller Kriege, der Mann, das Pferd, der Hund. Nur wenn die Alten, die seit anno vierzehn dabei waren, manchmal ein kurzes Wort über die großen Materialschlachten des Westens verloren, schien es Hermann Sekard, als habe das Schicksal noch nicht gar so viel von ihm verlangt, weil der Mensch das schier Unmögliche ertragen und über-

winden kann. Aber härter und erbarmungsloser konnte gewiß kein Krieg geführt werden als dieser im Osten. Dann traf es das Pferd zuerst.

Das war an einem Morgen, ehe es Frühling in Kurland wurde. Die Truppe war zum einzigen Hügel im Gelände, der als strategisch wichtiger Punkt von ihr besetzt und als Stellung ausgebaut werden mußte, unterwegs, als die harmlose Kette von Weidengebüsch, die ihn krönte, plötzlich lebendig wurde. Sie bekamen volles Flankenfeuer von rechts, und es sah wohl so aus, als ob nichts als stille Männer und Pferde von ihnen bleiben würden, wenn sie ihr Unternehmen nicht aufgaben. Das war für Hermann Sekard der Augenblick und die Stunde, in der er das Notwendige, das unerbittliche Gesetz des Opfers begriff. Wohl hörte er Bruck zu Oldendorfs Befehl zum seitlichen Rückzug auf ein Gehölz, das Deckung bot. Aber dieses Kommando konnte ihm nicht gelten, war Bruck zu Oldendorfs Führerpflicht der Zurückhaltung, kein anvertrautes Menschenleben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Er aber sah weiter. Sah, daß das feindliche Feuer zu tief im Gelände lag. Irgend etwas war rasend in seinen Willen gestürzt, vielleicht der erste Befehl seines Hauptmanns — nie gesprochen, jetzt eine flammende Frage in seinem Herzen: „Können Sie MG bedienen?“ Und darüber standen seine Gedanken kühn, klar und streng, maßten im Bruchteil eines Herzschlages die Entfernung und waren gesammelt zum Handeln. Denn es galt, die Sekunden zu nützen, bis der Feind sich eingeschossen hatte, galt ein Täuschungsmanöver, ein minutenlanges Ablenken.

Einen Wettlauf mit der Zeit, um Bruck zu Oldendorfs Truppe den Angriff aus der Seitendeckung zu ermöglichen. Und wenn es sein mußte: es galt, dem noch suchenden feindlichen Feuer ein Ziel zu geben. Aber in jedem Fall würde es gelingen, und eine Maschinengewehrstellung mit Munition war genommen.

Da stürmte das Pferd unter nichts als freundlichem Zuruf und leichtem Schenkeldruck mitten ins Feld, und Hermann Sekards Kopf lang an Horsas Hals, und sein Herz ging mit dem Lungenschlag des Hengstes. Kleine Rauchwölkchen standen im Feld, aber der Hengst war schneller als die Einschüsse, oder wie es nun sein mochte. Er wußte wohl, um was es ging. Jedenfalls blieben sie hinter ihm zurück. Und dann mit einemmal Stille. Das feindliche Feuer setzte aus. Ein Wunder geschah. Ladehemmung. Vielleicht auch war es anders. Aber das kümmerte den Reiter nicht. Er sah nur sein Ziel. Sah durch die Tarnung der Büsche bereits das erste Geschüs. Und so war Horsas nie in seinem Leben gegangen, ohne Stoßen, federnd und sicher in den Gelenken. Es war wie ein Fliegen, ein Hingleiten zwischen Himmel und Erdboden. Vor dem Hügel Zügel kürzen, Karabiner in Anschlag, abspringen und schießen. — — Aber was war das? Sekard griff in den Zügel. Alle Horizonte des Landes weiteten sich ins Grenzenlose, der matte blaue Frühlingshimmel ging ewig über ihm auf. Sonst sah er nichts mehr. Da hatte er begriffen. Und sie sahen es alle. Bruck zu Oldendorf schrie etwas, das ein Fluch und ein bittendes Wort zugleich sein konnte.

Steil stieg das schöne goldmähnige Pferd ins Licht, den Hals gereckt, den Kopf zurückgeworfen in einem rauhen Wiehern. In seinen aufgerissenen Augen stand das Nichts. Dann stürzte es abwärts, tat aus schon versagenden Gelenken noch drei, vier mächtige Sätze gegen die feindliche Stellung an, brach in die Knie, hielt sich, bis der Mann aus dem Sattel war, wälzte sich auf die Seite, zuckte in den Fesseln, röchelte und war still. Der Vollbluthengst Horza war tot. Sekard starrte ihn ungläubig an und rannte, rasend, wild stürmte er gegen die Stellung an, die Bruck zu Oldendorfs Leute nun im Rücken faßten. Das bedeutete nackten Kampf Mann gegen Mann und dann auf feindlicher Seite Flucht. Die Letzten, die die Ladehemmung ihres Geschüßes kopflos gemacht hatte, erschloß Sekard Auge in Auge — sie waren Tote, ehe sie noch ihr Geschick begriffen. Ostlandkampf — eine Schlacht der Dämonien, die ununterbrochen in den Geistern weiterging, wenn längst den Händen die Waffen entsanken.

Und dann stand Sekard unbewegt neben dem toten Fuchshengst, legte seine schmerzenden Handflächen, die mit Brandblasen bedeckt waren und bluteten, auf den glänzenden Hals, die Mähne. Die andern sahen sich nicht nach ihm um. „Verdammt“, murmelte Bruck zu Oldendorf, „nun sind wir mit diesem Gaul unser gutes Stück los.“ Und der Hauptmann nickte schweigend dazu. Dann befahl er dem Erstürmer der Maschinengewehrstellung, sich verbinden zu lassen, und später legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte kurz, weil in diesem östlichen Krieg ja nichts

mehr zu vergeben war als ein gutes zweckmäßiges Wort: „Leutnant.“

Sekard bekam ein neues Pferd, einen sanften schwarzen Wallach. Er hielt die Zügel lose in verbundenen Händen. Und nun war der Vollblüter Horfa ja noch zu anderem nützlich gewesen, als Schönheit und Adel seiner Rasse zu sein.

Der Hauptmann hatte Hermann Sekard Urlaub gegeben, um in Kerffung vorzureiten. Die Deutschen hatten zwar in dem Flügel, der erhalten blieb, so gut es ging, Ordnung geschafft, aber manchmal bröckelten Steine polternd durch die große Stille. Hier lebte Valentine mit den Geistern ihrer Toten, pflegte das Grab ihrer kleinen Mädchen, sprach mit sich selbst oder Gustaf Alexander, dem in Sibirien verschollenen Mann, von der vergangenen Zeit und verbrachte die übrigen Stunden der Tage, in denen die Seele der Erinnerungen müde war, mit den fremden Sprachen, die sie in ihrer Jugend einmal erlernte. Es war ja nicht viel von Gustaf Alexanders Bibliothek übriggeblieben, aber immerhin genug, daß ihr Geist in der Einsamkeit nicht zu verkommen brauchte.

Sie saß Hermann Sekard gegenüber am blankgeschuerten Rüchentisch, und sie strich mit der Hand darüber, wie Hermann Sekard es früher an den Bauernfrauen gekannt hatte, wenn sein Vater eintrat und für kurze Zeit das mühselige Tagewerk mit glücklicheren Gedanken unterbrach. Er sah dieser sanften und vor dem Schicksal demütigen Bewegung zu,

nachdenklich sah er auf Valentines Hand — eine Hand, die keine Ringe mehr tragen wird. Sie sprachen nicht viel. Von ihrer Tochter Nikola wußte Valentine nichts. Nikola war verschollen. Möge sie in einem Kloster gut aufgehoben sein. Sekards Mund wurde hart. Es waren schon manche Nonnen vor ihren Marienbildern gestorben. Aber er konnte dies vor der Mutter nicht aussprechen.

„Geben Sie mir Ihr Wort“, bat er leidenschaftlich, „daß Sie mit mir nach dem Westen gehen, nach Deutschland, wenn — wenn —“, er sprang auf und öffnete die Tür. Draußen war Sonnenschein.

Da griff es mit den Stimmen ihrer toten Kinder an Valentines Herz. Sie hob die Hände. „Hermann, sag Mutter zu mir. Ich habe ja niemanden mehr als dich.“ Sekard wandte sich traurig ab. „Meine Mutter ist tot — ich kann nicht.“

Valentine von Kerffungs Hände sanken langsam herab, die krummen, rissigen Finger falteten sich. Ihr Mund stand ein wenig geöffnet und war ohne Hoffnung. Da beugte Hermann Sekard sich tief im Sattel herab. „Mutter Valentine“, sagte er heiser. „Liebe Mutter Valentine, leben Sie wohl.“ Rüßte sie auf den Scheitel, warf sein Pferd herum und jagte aus dem Tor, ohne sich umzusehen. Sein toter Freund Erland tat ihm so leid. Und dann ging ein stilleres Heimweh nach seinem Vater über alles hin. Seine Mutter aber war ihm nah und fern wie kein anderer Mensch der Welt und lächelte in seinem eigenen Herzen, bis er die Traurigkeit von sich schüttelte und noch einmal glücklich durch Kurlands Frühling ritt.

Die ihn so mit leuchtenden Augen zurückkommen sahen, wurden von seiner Fröhlichkeit angesteckt. Selbst Baggert ließ Karten und Materialspflegen für kurze Zeit im Stich und saß in der Sonne. Nur Bruck zu Oldendorf ging ruhelos im Quartier umher, sah von Zeit zu Zeit mit melancholischem Spott auf die Uhr am Handgelenk, müde ergeben in die Tatsache, daß die kostbarsten Minuten des Lebens hier mit Passivität vertan wurden, und dann sagte er zwischen zwei tiefen Lungenzügen aus der Zigarette wie nebenbei zu Sekard: „Ich habe gelegentlich noch etwas mit Ihnen zu besprechen“, zuckte die Achseln und schwieg. Sekard wunderte sich. Etwas Dienstliches war es wohl nicht, was der Leutnant auf dem Herzen hatte. Nun, er würde schon damit herausrücken, wenn es ihm an der Zeit schien.

Das war in der Nacht, als sie auf Vordermann durch den Wald ritten. Hauptmann Baggert hatte die Spitze, der letzte war Leutnant Sekard. Da schob sich Bruck zu Oldendorf, gelangweilt und müde im Sattel, neben ihn. Anfangs verstand Sekard des Mannes überleise Stimme nicht und gab sich auch kaum Mühe, darauf zu hören. Eine gedankenlose Versunkenheit hielt ihn in Bann, er wollte nichts weiter fühlen, als daß es ein kurländischer Wald, der Wald seiner Kindheit war, der ihn dunkel und schweigend umgab. Aber dann fing sein Ohr einzelne Worte auf. „Frau“ und „Gruß — —.“

Eine plötzliche Wärme überströmte sein Herz, und er wußte nicht warum. Bruck zu Oldendorfs Hand legte sich über die seine und schob ihm etwas hinein,

eine Briefftasche oder was es nun sein mochte. Und da hatte er begriffen. Er sollte das Bild oder den letzten Brief einer fremden Frau aufbewahren. Der andere wollte diese Dinge mit ihrer Last von Erinnerungen oder Pflichten nicht mehr bei sich haben. Nein, es war nicht so, als ob Bruck zu Oldendorf seine Frau verschenkt — er gab sie nur in den Schutz seines Kameraden, er legte sie ganz behutsam beiseite, wie er einmal seinen Ehering, der nicht zu ihm gehörte, an den er sich nicht gewöhnen konnte, beiseitegelegt hatte. Er zerriß das Letzte, was ihn noch an die Heimat band oder besser: er streifte es ruhig von sich, weil er schon weit fortgegangen war aus allen Gewesenen.

„Warum tun Sie das, Bruck? Sie haben doch keine schlimmen Ahnungen?“ fragte Sekard unbeholfen und mit der Wärme seiner Jugend.

„Nein — und wenn schon“, sagte Bruck zu Oldendorf mit einer Ruhe, die abgründig war. Hermann Sekard wußte nichts zu antworten. Schweigend ritten sie nebeneinander. Nach einer Weile fragte Sekard zögernd, fragte er nur aus dem undeutlichen Wunsch, Bruck zu Oldendorf ein freundliches Wort sagen zu müssen, weil ihm der Mann so entsetzlich einsam zu sein schien: „Wie heißt Ihre Frau?“

„Marianne Bothmer“, antwortete Bruck zu Oldendorf still. Nein, er sagte nicht: Marianne Bruck zu Oldendorf geborene Bothmer.

Sekard schlug die Hand vor die Stirn, erinnerte sich an etwas, das Brühne ihm erzählte. Und eine Winternacht, in der er mit seiner Mutter am Feuer

faß, stieg vor ihm auf. Ein Mädchenname in Westfalen, fern, fern dem Blut seiner Mutter verwandt. Davon erzählte er flüsternd, er mußte diese unbegreifliche Freude mit jemandem teilen. Bruck zu Oldendorf schien nicht überrascht. Vielleicht war er zu müde, um sich über die sinnvolle oder willkürliche Weise, in der das Leben die Schicksale der Menschen verbindet, noch zu wundern. „Das ist eine gute Verwandtschaft“, obwohl er dies mit der gleichen Ruhe wie alles andere vorher sagte, so hörte Sekard doch den leisen Anschlag eines Schmerzes aus seiner Stimme. Aber er brachte es nicht über sich, zu fragen. Wartete Bruck zu Oldendorf noch auf ein Wort? Nach einer Weile ritt er in seiner nachlässigen Art — für einen Reiter wie Sekard bot er kein erfreuliches Bild im Sattel — vor und nahm an Baggerts Stelle die Spitze.

Sekard dachte über seine Worte und das sonderbare Vermächtnis nach. Außerlich wollte es ja nicht mehr heißen, als daß er dann, wenn Bruck zu Oldendorf das geschah, womit man im Kriege rechnen muß, diese Briefftasche mit Inhalt an die Frau schicken sollte. Dann aber lief eine zarte Glut durch sein Herz. Etwas, dessen Namen er nicht wußte, bestand nun zwischen ihm und dieser fremden Frau — eine Schwingung seines Willens vielleicht, ein Geheimnis des Zueinandergehörens.

Nein, für ihn war der Krieg nicht das bittere und erhabene Ende des persönlichen Lebens geworden. Das Schicksal hatte wohl etwas im Sinn, wenn es Dinge, die außerhalb der Kriegskameradschaft lagen,

zwischen ihm und Bruck zu Oldendorf zur Sprache brachte. Daß dieser Sinn auch grausam sein konnte, daran dachte er nicht. Er war noch so jung, und er übersah nicht mehr von seinem Leben als das, was gerade vor ihm lag. Deshalb sagte Hauptmann Baggert von ihm: „Zum Soldaten geschaffen wie der Vogel zum Fliegen.“

Wieder war es einer jener Abende, deren feiner Nebel die Sicht im Gelände nimmt. Baggert hatte mit der Truppe ein Gehöft besetzt. Bruck zu Oldendorf und Sekard rückten nach, hinter ihnen das, was sie ihre Sanitätskolonne nannten — Michael Brühne als einziger gesund auf den Beinen, ein Schwerverwundeter und einige Kranke, die sich zur Not noch ohne Hilfe voranbringen konnten, unter ihnen die gesamte kleine Sanitätsmannschaft. Diese sicher in die neue Stellung zu bringen, war die Aufgabe der beiden Leutnants. Da die Landstraße in einem vom feindlichen Feuer bestrichenen Geländeabschnitt lag, mußten sie sie umgehen. Wer aber will sich in diesen Wiesen und zahllosen Tümpeln, diesen gottverfluchten Mooren des Ostens zurechtfinden? Selbst Sekard, der doch hier zu Hause war, stand einen Augenblick verwirrt und hätte nicht zu sagen gewußt, wo Osten und wo Westen sei. Grau war der Himmel und grau das Land. Da suchte Bruck zu Oldendorf ihnen den Weg. Mitten ins Leere, Ungewisse ging er hinein. Schritt für Schritt ertastete er festen Boden, versank manchmal bis an die Knie im Schlamm und fand endlich den Damm. Auf ihm rückten sie un-

gehindert voran. Schon stieg am Horizont die schußgewährende dunkle Masse des Gehöftes auf, da warf Bruck zu Oldendorf sich mit einem Fluch zurück. Der Damm war auf die Entfernung von gut zwei Metern gebrochen, in eines jener tückischen Moorlöcher gesunken, von denen keiner sagen kann, ob sie eine Tiefe von Fuß- oder Mannshöhe haben. Auf der anderen Seite des Sümpels lief er in gerader Richtung weiter und erreichte nach fünfzig Metern festen Boden. Aber rechts und links nichts als schwankendes Moor. Ein Zurück gab es nicht, nur ein Vorwärts in den Schuß der Stellung. Die Verwundeten stöhnten — ja, wenn die Verwundeten nicht wären.

Bruck zu Oldendorf starrte ins Moor und rührte sich nicht. „Michael“, sagte er leise. Aber der Sanitäter hatte nur Auge und Ohr für seine Schußbefohlenen. Nein, er erriet nicht, was Bruck zu Oldendorf in diesen Sekunden mit sich abmachte und beschloß. Ob Sekard es ahnte? „Man muß den elenden Sümpel ausfüllen, Bruck“, sagte er schnell, hart und glühend. „Einzige Möglichkeit. Alles andere ist Unsinn. Spaten her.“ Der Spaten griff nichts als zähen Schlamm. Sekard ließ nicht nach. „Dann in Gottes Namen alles herunter, was entbehrlich ist.“ Aber da lag ja der Mangel. Sie hatten nur eine einzige Bahre für den schwerverwundeten Infanteristen. Nichts war entbehrlich. Sekard und Brühne sahen ratlos auf die Verwundeten, sahen aufs Moor. „Einer muß rüberspringen“, sagte Sekard. „Dann die Bahre als Brücke. Unsere Leichten können überkriechen, den Bauchschuß“, er seufzte und

sah hilflos um sich. „Die Bahre ist nicht lang genug“, antwortete Bruck zu Oldendorf leise und klar. „Und bis wir von drüben Männer und Pioniermaterial geholt haben, ist unser schwerer Bauchschuß verblutet. Es kommt auf jede Minute an.“ Und wieder starrte er ins Moor. Dann hob er ruckhaft den Kopf. Er sah Michael Brühne an, es zuckte um seinen Mund. Er wandte sich rasch zu Sekard. „Springen Sie!“ Und als Sekard etwas fragen wollte, noch einmal fast ohne Stimme, aber ganz deutlich: „Los, springen Sie rüber!“

Da nahm Sekard einen Anlauf, sprang und kam mit allem Wehr und Waffen rasselnd drüben an. „Gut“, lächelte Bruck zu Oldendorf, wandte sich schroff ab, starrte in den Modder und ließ sich von der Bruchstelle des Dammes in die ungewisse Tiefe gleiten. Brühne und Sekard stießen einen dumpfen Laut aus, dann begriffen sie und legten sich mit ausgestreckten Armen in die Knie. Ihre Gesichter waren abwechselnd rot von der Anstrengung, dann blutlos. Bruck zu Oldendorf war sozusagen der einzige Pfeiler, der die unsichtbare Brücke trug. Zuerst wurde die Bahre mit dem Schwerverwundeten auf seinen Schultern hinübergeschafft, einen halben Schritt konnte er nach beiden Seiten tun, dann griffen hier Brühnes, dort Sekards Hände zu. Die Kranken und Leichtverwundeten mußte er wie Kinder unter die Arme fassen und vorsichtig, vorsichtig hinüberschieben. Nach jeder Bewegung gurgelte das schwarze Moorwasser, trübe Blasen stiegen auf vom Grund, und er wurde um ein Weniges kleiner, der große,

schön gewachsene Niedersachse. Bis über die Hüften stand er im Wasser, langsam, langsam sank er tiefer. Als Sekard den letzten, einen an schwerem Magenbluten leidenden jungen Menschen auf den Damm gezogen hatte, war es, als stürze Bruck zu Oldendorf in ein Loch, so plötzlich sank er. Bis zum Hals stand er im Moor. Er konnte Brühne nicht mehr helfen. Der schwere Mann sprang mit verzerrtem Gesicht über ihn hinweg. Bruck zu Oldendorf lachte leise, schlug mit den Armen und versank. Sekard stieß einen brüllenden Schrei aus, daß der halbbewußtlose Schwerverwundete zuckte, und streckte seine Arme aus, streckte sein Gewehr über das unheimlich quirlende schwarze Wasser. „Faß an“, schrie er wild, „faß an, Bruck!“ — Der Leutnant kam wieder hoch. Geisterhaft sah er Sekard an. Und wieder füllten Schlamm und Wasser ihm den Mund. „Du“, schrie Sekard verzweifelt. Da streckte Bruck zu Oldendorf die Hand aus, einen Augenblick irrte sie umher, dann griff sie den Kolbenhals, und ehe er abermals im Grundlosen versank, rissen Sekard und Brühne ihn zu sich. Der Sanitäter nahm sich seiner an. Er brach das dunkle Moorwasser aus. Aber es war wohl zuviel für die armen Lungen. Er sank müde zurück. Sie sollten ihn hierlassen und zuerst die Verwundeten in Sicherheit bringen. Er schloß die Augen. Sekard und Brühne sahen mit blassen Gesichtern nach ihm und nahmen die Bahre auf.

Es dauerte zwei Stunden, ehe sie wieder bei ihm sein konnten — auch Baggert, im Lauffschritt, atemlos, die rechte Hand von einer geringen Verletzung wund,

unverbunden. Mit ihr stützte er sich auf die Erde, kniete sich hinter Bruck zu Oldendorf und hob ihn in seinen Armen. „Herr Hauptmann“, rief Brühne bestürzt, „Vorsicht, Herr Hauptmann!“ und wollte die verletzte Hand verbinden. Aber Baggert wehrte ungeduldig ab und deutete auf Bruck zu Oldendorf. Diese Gleichgültigkeit des Hauptmanns gegen seine Hand gefiel Sekard nicht, obwohl er sich auch keineswegs darüber klar war, was denn Gefährliches daran sein könne. Er beugte sich über Bruck zu Oldendorf, und sie erkannten alle, daß es mit ihm zu Ende ging. Der alte Lungenschuß – dieses Begebnis im Moor war selbst für eine Natur wie die seine zuviel. Er sprach nicht mehr. Seine melancholischen schmalen Augen sahen jeden noch einmal an, zuletzt und am längsten Hermann Sekard. Dann senkte er die Lider, seufzte und streckte sich. Baggert ließ ihn sanft aus seinen Armen zur Erde gleiten. Michael Brühne, der in seiner Kindheit des Sonntags mit ihm einhütete, legte ihm sanft die Hand auf die Stirn, strich ihm übers Haar. Sekard wandte sich ab und sah übers Moor, das in der Dämmerung des Grenzenlosen verging.

Sie begruben ihn noch zur Stunde. Wer weiß auch, was morgen ist? Später sagte Brühne mit blaffen seherischen Augen: „Er wird nicht der einzige bleiben. Ich habe es vier Jahre lang so erlebt. Eine Kompanie hält sich, daß man es nicht begreifen kann, aber dann fängt es mit einemmal an, und ein Sterben zieht das andere nach sich.“ Baggert, der Friesen, nickte nachdenklich. Dann legten sie sich übermüdet in

eine Scheune zum Schlaf. Sekard horchte noch eine Weile auf den gleichmäßigen dumpfen Schritt des Wachpostens. Was hatte Bruck zu Oldendorfs letzter Blick von ihm gewollt? Und er spürte eine Verantwortung, die ihm dennoch keiner auferlegt hatte. Hauptmann Baggert war ja noch da. Und wo der ist, kann man ruhig schlafen.

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts. Sie blieben in der Stellung, und obwohl ihnen die Ruhe gut tat, so begann sie vielen doch nach und nach beängstigend zu werden. Vor allem Sekard war es unverständlich, weshalb das völlige Aussetzen des feindlichen Widerstandes von der Führung nicht besser ausgenutzt wurde. Er hatte ein gewisses Recht zu solchen Erwägungen, denn Hauptmann Baggert zog ihn in auffälliger Weise zu den Stabsarbeiten heran, ja, er überließ ihm schließlich selbständige Bestimmungen über den weiteren Marsch- und Gefechtsplan. Irgend etwas ging mit Baggert vor. Das spürten sie alle. Sie wußten nur nicht, was. Manchmal konnte er in eine minutenlange Starre verfallen, daß die, die es sahen, heimliches Grauen packte. Niemand wagte, ihn in solchen Augenblicken anzusprechen. Sekard aber biß die Zähne zusammen und schwor sich, auf das achtzugeben, was Baggert unfaslicherweise versäumte oder vergaß: das Wohl der Truppe.

So vergingen zehn dumpfe unheimliche Tage. Baggert war kaum wiederzuerkennen. Seine frühere unerschütterliche Haltung hatte sich in eine sonderbar schleichende Ruhelosigkeit gewandelt. Er ging wie einer, den entsetzliche Ahnung quält, umher, und in

seinen klaren Friesenaugen dunkelte manchmal die Anklage der wehrlosen Kreatur. Aber er sprach zu niemandem, und sobald er sich von besorgten Kameradenblicken beobachtet fühlte, riß er sich zu einer Straffheit zusammen, die ihn ein Übermaß von Anstrengung zu kosten schien. Die geringe Wunde an der Hand konnte nicht schuld sein. Sie war fast verheilt. Aber sein Gesicht veränderte sich mehr und mehr, und am zehnten Tage war es erdgrau und furchtbar. Er hatte Sekard letzte Anweisungen für den bevorstehenden Marsch gegeben. Davon war Sekard ganz und gar erfüllt und schlief unruhig in der Nacht. Es mochte weit nach ein Uhr sein, als er jäh hochfuhr. Er wußte nicht, ob er selbst im Schlaf den Namen rief oder ein anderer ihn sprach. Baggert! Brühne beugte sich über ihn. „Schnell — schnell“, und er riß ihn mit sich. Im Hinrennen hatte Sekard das Koppel ein.

Hauptmann Baggert lag in der niedrigen lettischen Bauernstube ausgestreckt beim Schein der Karbidlampe. Mühsam, entsetzlich mühsam öffnete er den Mund. Sekards Wangen, in die der Schlaf ein wenig Röte gebracht hatte, bekamen graue Höhlen. Er begriff. Darum also Brühnes Sorge — die geringfügige Verletzung an Baggerts Hand, ein wenig blutend, unverbunden. Als er sich aufstützte und hinkniete, um den sterbenden Bruch zu Oldendorf zu halten, kam Erde in die Wunde. Und nun war dies das Ende. Er starb Glied für Glied, und er wußte es, seit ihm die Zunge schwer wurde. Da hatte er seinen letzten Leutnant zu sich gerufen. Sekard stand unbewegt und erwartete seinen Befehl. „Wundstarre“,

sagte er entsetzt zu sich selbst. Und dann sah er seinem sterbenden Hauptmann, der alles zu seiner Zeit war, Eskadronführer, Kompaniechef und Generalfähler, in die Augen. Ja, es war, als gäbe er sein ganzes Selbst zum langsamen Vergehen des andern her, um ihm den Abschied zu erleichtern — nicht den Tod, weil der jedes einzelnen Schicksal ist, aber dies: seine Mannschaft allein zu lassen.

„Sekard“, sagte Baggert mühsam, seine Brauen zogen sich angestrengt in die Stirn, als müßten sie die Worte da losreißen. Hermann Sekard beugte sich herab. „Mein Hauptmann?“

„Stellung halten“, fuhr Baggert fort. Er wollte den Kopf wenden, aber das Genick gehorchte nicht mehr. Nur seine Augen konnten noch andeuten, daß dies für Brühne und alle bestimmt war. „Sekard“, stieß er hervor, und schwer, unausdenkbar schwer erzwang er von seiner erstarrten Zunge das letzte Wort: „Kommando.“

Dann blieb er stumm, und gegen Morgen röchelte er und war tot.

Sekard drückte sich eine Weile die Hand auf die Augen — sie schmerzten ihn wohl von der schlaflosen Nacht. Brühne aber hörte nun, da ihm einer nach dem andern unter den Händen starb, bei seinem Sanitätärdienst auf, breit und freundlich zu lachen.

Das Jahr verging mit nichts als Krieg. Wenn Hauptmann Sekard jetzt in seltenen Ruhestunden mit seinem toten Vater Zwiesprache hielt — sein Hund, der alle Gefahren mit der Truppe gut überstanden

hatte, lag ihm zu Füßen, und er streichelte ihn manchmal, ohne im Grunde zu wissen, was er tat —, dann erkannte er, daß die Tode seiner Kameraden wie Meteore in sein Leben gestürzt waren, und daß sein Wesen sich unter dem Krieg verändert hatte, wie die Geschicke der Sterne wurden: Starre nach der Glut. Nicht, als ob er seine Jugend verloren hätte, aber ihm war, als sei er ohne Alter geworden. Und er mußte bekennen, daß er nur noch eine Liebe hatte: die kurländische Erde. Nur noch eine Sorge: seine Truppe. Und hätte er noch wie in seiner Kindheit beten können: um Büchsenlicht. Aber er betete nicht mehr — er dachte dies mit allen Kräften seines Gehirns und Herzens, und das war ihm dasselbe geworden wie ein Gebet.

Einmal wurde er verwundet, nur ein Streifschuß. Aber so unglücklich riß er eine Ader an, daß er in wenigen Minuten hätte verbluten müssen, wenn Brühnes schnelle Hilfe nicht gewesen wäre. Danach traf ihn nichts mehr, keine Kugel, keine Krankheit. Noch einmal kam er in die Nähe von Schloß Kerffung, aber er konnte sich keine Zeit nehmen, Valentine aufzusuchen, und seine väterliche Pfarre sah er nicht wieder.

Er konnte nur soviel tun, um den Wiesen von Kerffung einen Blick zu gönnen, vom Pferd zu springen und sich um das zu kümmern, was seine Leute gefunden hatten und sein schöner langhaariger Vorstehhund mit dünnem Winseln umschlich. Denn in den Wiesen von Kerffung lag mit ausgebreiteten Armen ein Mann, ein unbekannter Toter im deutschen

Waffenrock, vielleicht ein baltischer Bauer, wer weiß es? Sekard und seine Leute fanden ihn, aber sie hatten keine Zeit, ihn zu begraben, sie mußten weitermarschieren, sie mußten ihn seiner Heimat überlassen, der alles ausgleichenden Natur.

Da geschah etwas, das des Hauptmanns gefestigtes und durch Verantwortung gestähltes Herz mit Zweifeln erfüllte. Der Jagdhund der Pfarre Sekard legte sich neben den Toten ins Gras, bellte klagend und war durch keine Freundlichkeit und keine Drohung zum Weiterlaufen zu bewegen. Ob er die Witterung des heimatlichen Hauses hatte, das für ihn kein verlorenes war, und nicht begriff, weshalb er einen anderen Weg laufen sollte als den dorthin? Er sah seinen Herrn aus den klugen glänzenden Augen unverwandt an. Aber dieser Mann konnte sich keine Zeit nehmen, einen Tierblick zu enträtseln. Gewiß, er hätte seinen Hund im Genick fassen und vom Erdboden hochreißen können oder ihn auch wie etwas Krankes auf seine Arme nehmen und forttragen. Er tat es nicht. Er riß die Waffe hoch. Das Tier brach im Kugelschlag zusammen. Der Hauptmann bückte sich zu ihm, strich ihm über das schöne langhaarige Fell, zweimal, dreimal, richtete sich mit schmalen Lippen hoch und sah sich nicht mehr nach dem Weg zu seinem Vaterhaus und nach seinem toten Hunde um.

Der Kampf um Kurland ist aus. Mit dem Winter kam der allgemeine Auflösungsbefehl. Aber es dauerte lange, bis er die letzten versprengten Posten erreichte — für Mannschaft und Führer ein bitterer

Weg nach Westen. „So hatte ich ihn mir nicht gedacht, so nicht“, murmelte Sekard manchmal vor sich hin, vielleicht auch richtete er diese undeutlichen Worte an einen anderen, der nicht mehr bei den Lebenden war. Es blieb ihm nichts zu tun, als seine Truppe ohne Verlust dem Rückzug anzuschließen. Das aber wurde schwerer als alles. Denn an einem Morgen, an dem kein anderer Schuß mehr fiel, traf eine sinnlos zufällige Kugel, traf ein Querschläger Hermann Sekard und zerriß ihm die Brust.

Einen taumelnden Schritt tat der Hauptmann noch. Die Erde drehte sich um ihn und weiter als die Erde das brausende Planetenall. In seinem Mittelpunkt aber lag ewig und unauslöschlich Kurland, das grüne . . . Und wo seine Ebenen aufhören, beginnen die des deutschen Nordens. Tiefes Land, weites Land . . . Land aus dem die Mutter kam.

Da wehrte er sich nicht mehr. Er brach in die Knie und sah verwundert, daß sein Waffenrock sich über der Brust rot färbte. Er gab nach, er ließ sich zur Erde sinken und griff ins Gras.

Ja, das war das letzte, zu dem seine Kraft noch reichte — war das beste, was er noch tun konnte. Mit beiden Händen in das Gras greifen, das Gras streicheln, dasselbe, das Vater und Mutter zudeckte.

Er flüsterte etwas, und Brühne glaubte zu verstehen: „Die alte Frau — ich habe es meinem Freunde Erland doch versprochen —.“ Dann fiel sein Kopf zurück, und die Augen schlossen sich in seinem blassen jungen Gesicht. Sie sahen stumm und ergriffen auf ihn herab. Sie hatten vergessen, daß er als Balte

geboren wurde. Er gehörte zu ihnen wie der deutsche Waffenrock, den er trug. Eine Zeitlang war er ihr Hauptmann gewesen. Zweiundzwanzig Jahre war er alt. Nun lag er mit zerschossener Brust zu ihren Füßen. Was nützte es ihn, daß in Kurland wieder die Wiesen blühen würden? Als sie ihn aber aufhoben, merkte der Sanitäter Brühne, daß noch Leben in ihm war. Da wagte Brühne zu sprechen. „Diesen“, flüsterte er, „diesen einen – Herrgott. Diesen mußt du mir lassen. Denn wo sind sie geblieben? Wo sind sie alle geblieben, die mit mir von Deutschland nach hier kamen? Gräber – Gräber. Aber dafür muß ich diesen einen heil nach drüben bringen“, und er sah hilflos auf seine Hände, er ballte seine Hände, die so seltsam schmal und feingegliedert zu seiner schweren Gestalt waren.

Als sie Sekard auf die Bahre legten, erwachte er für Augenblicke aus seiner Bewußtlosigkeit. Aber das blaue Licht seiner Augen glitt fremd und irrend an ihren zerfurchten Soldatengesichtern vorbei, die die erwartungsvolle Teilnahme an seinem Geschick für eine Weile zu kindlicher Ausdruckslosigkeit wandelte. Er schien eine Sorge zu haben, die sie nicht verstehen konnten. Denn er hob hastig die Hand zum Herzen, als suche er etwas unter dem Waffenrock. Darauf blieb seine Hand liegen, und in seinem von Schmerzen ermüdeten Gesicht schlossen sich wieder die Augen.

Brühne, der gewohnt war, Kranken beruhigende Zusagen zu machen und letzte Wünsche zu erfüllen, untersuchte behutsam die Innentasche des Waffenrockes, als er den Notverband angelegt hatte. Er

fand ein Päckchen mit Briefen und das Bild einer fremden jungen Frau. Er erkannte Bruck zu Oldendorfs Handschrift, und seine Lippen wurden schmal. Während er aber Sekards Puls fühlte, hatte er noch einmal einen frohen Gedanken, ehe er das Ostland für immer verließ. Der Balte mochte ruhig sein. Das Geheimniß seines jungen Herzens hatte sich dem rechten Mann offenbart. Denn daher, wo Bruck zu Oldendorfs Witwe zu Hause war, kam auch er. Aus dem Land des weißen Sandes, der Heide und der dunklen Föhrenwälder. Es ließ sich darin arbeiten und zufrieden sein, und die junge Frau, die in ihrer kurzen Ehe eine Leidenschaft ohne Güte und Treue erfuhr, die keine Kinder hatte und keine Eltern mehr, konnte ein Glück gebrauchen. Ja, Michael Brühne war der Sohn eines westfälischen Kleinbauern und nahm sich als solcher mit Gründlichkeit der Geschenke an, die das Leben ihm in die Hände gab. Zwei Menschen waren es nun, die den Balten Sekard jenseits der Grenze erwarteten, und das mochte für den Anfang genügen, einem die Fremde zur Heimat zu machen. Wohl dachte Brühne auch in letzter flüchtiger Sorge an die Frau, die im Wettermantel des toten Pfarrers das Quartier verließ. Aber sie mußte nun selber sehen, wie sie mit dem Schicksal ihres Landes fertig wurde. Und wenn sie nicht ohne Sohn leben konnte, wenn ihr der Freund ihres toten Sohnes so lieb war, daß sie um ihn ihre Gräber in Rurland, ihre verschollene Tochter und ihren verlorenen Besitz verlassen wollte, so würde sie auch einen Weg finden, und müßte sie von Rurland nach Westfalen zu Fuß gehen

Hermann Sekard wußte nichts von dem Augenblick, in dem er die Grenze des Reiches hinter sich ließ. Er sprach im Fieber mit Bruck zu Oldendorf und seiner toten Mutter. Und manchmal klagte er leidenschaftlich einen Unsichtbaren an, weil er ihm alles genommen hatte, Eltern, Vaterhaus und Heimat. Aber immer nach solchen Ausbrüchen der tiefsten Verzweiflung und Hilflosigkeit schien sich sein Geist siegreich über das Chaos der Schmerzen zu erheben. Dann konnte er sich aufrichten und in sekundenlanger Bewußtseinsklarheit lächelnd rufen: „Die Zukunft, Michael Brühne, die gute Zukunft, die wir uns erkämpft haben!“

Brühne dachte nicht daran, ihn anderer Pflege zu überlassen. Deshalb erreichte er es bei den Behörden, daß der verwundete Balte dem gleichen Krankenhaus in Westfalen zugewiesen wurde, in dem er selbst als Pfleger arbeitete. Die Entzündung der Wunde schien zurückzugehen. Eines Tages schlug Sekard die Augen klar und fieberfrei auf. So lag er sieben Tage und sah die Sonne über der Ebene des weißen Sandes untergehen und hörte die Föhrenwälder rauschen. Sieben Tage sah und hörte er nichts als das Land. Dann kam eine leise Unruhe in seine Augen. Er deutete nach dem Kirchturm, der fern über der Kämme der Äcker aufstieg, und zum erstenmal seit seiner Verwundung flog ihm wieder ein warmes Rot in die abgemagerten Wangen. „Liegt da drüben das Dorf Borne? Ich meine, Brühne — wohnt dort die Witwe Bruck zu Oldendorfs? Die junge Frau, von der meine Mutter mir erzählte, daß sie noch eine ganz weitläufige Ver-

wandtschaft mit dem Mädchennamen meiner Mutter hat?“ — „Ja“, sagte Brühne lebhafter, als seine Art sonst war. „Ja, das stimmt so. Aber es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis Sie dorthin gehen können, um die letzten Grüße zu überbringen, Herr Hauptmann.“ — „Von letzten Grüßen hat keiner gesprochen“, murmelte Sekard mit gesenkten Lidern. „Wie lange wird es noch dauern, bis ich herausgehen kann?“ Darauf antwortete Brühne nicht, sondern verließ unter Vorwand anderer Dienstpflichten das Zimmer. Gegen Abend machte er einen Weg.

Danach kam eine Frau zu Hermann Sekard. Als er aus kurzem Hindämmern die Augen aufschlug, saß sie neben ihm. Er hatte geträumt, Nikola von Kerffung sei durch einen Birkenwald zu ihm gekommen. Aber nun war es diese Frau. Er richtete sich verwirrt hoch. Sie streckte bestürzt die Hände nach ihm aus und schob ihm ein Kissen in den Rücken, damit er bequem sitzen konnte. Dabei war ihr Gesicht für Augenblicke dem seinen ganz nahe. Ihr glattes blondes Haar fiel um eine helle Stirn, und aus ihren ernstesten grauen Augen lächelte eine zarte Güte. Das war die Witwe Bruck zu Oldendorfs, die geliebt und verraten wurde, und die kam, um nun die letzten armseligen Andenken an einen Toten aus der Hand seines Kameraden entgegenzunehmen. Und als das geschehen war, sahen sie einander groß und fragend an. Marianne Bothmer hieß sie, die Tochter eines Mannes, der sein sinkendes Schiff nicht verließ und bei Feuerland den Tod der Kapitäne starb. Sieben Tage lang kam sie am Morgen und am Abend und

brachte Sekard die junge Unruhe des Morgens mit und ließ ihm eine abendliche sanfte Vertrautheit zurück.

Und dann sagte sie still und ein wenig schleppend und sah ihn unter den breiten Lidern wie träumend an: „Sie haben so viel verloren. Ich wünschte, ich könnte Sie den Krieg vergessen machen.“

Da überwältigte ihn sein Glück. Die vielen Gräber in Kurland stiegen vor seinen Augen auf. Er aber lebte. Er sah die Sonne auf- und untergehen, heute und morgen und alle Tage. Dafür, daß er früh der Menschheit Leid erfuhr, hatte ihm das Schicksal als Entgelt ein in jungen Jahren gefestigtes Herz gegeben, hatte ein langes und reiches Leben vor ihm ausgebreitet, weil er glaubte, daß ihm nun nichts mehr zu schwer sein könnte, um es nicht gelassen zu bestehen.

Davon sprach er zu der Frau, die aufgehört hatte, eine Fremde für ihn zu sein, deren Bild er in seiner Seele trug, seit er in jener Nacht mit den Kameraden durch den baltischen Wald ritt. Eine unbändige Freude drängte ihm die Worte auf die Lippen, daß er selbst sie staunend hörte. Er verschwendete sich in einer Trunkenheit des Herzens bis zum letzten Heiligtum des Mannes, als er dies bekannte: „Ich habe eine schöne und geliebte Heimat verloren. Aber was ich hier wiedergefunden habe, ist mehr. Hier ist das Volk, zu dem ich nach alten Gesetzen meiner Herkunft gehöre.“ Er schwieg verwirrt, als er merkte, wie weit er mit seinen Worten gegangen war. Aber die Frau an seiner Seite saß in sanfter horchender Versunkenheit da, daß er ihre Hände ergriff und alles

sagte, was noch zu sagen war. „Dieses Land hat es mir so leicht gemacht, darin zu Hause zu sein. Und Sie sollen nun zuerst wissen, wie ich mein Leben in diesem Land einrichten will.“

„Ja?“ fragte sie tastend. „Ich danke Ihnen dafür. Sprechen Sie — sprechen Sie immerzu. Ich höre Ihre Stimme gern.“

„Ich will der Jugend dieses Landes nahe sein“, sagte er mit jäher glühender Härte. „Ich will ihr alles geben, was mein Schicksal mich gelehrt hat. Wenn es an der Zeit ist, will ich ein Soldat dieses Landes sein.“

„Also“, wiederholte sie einfach und nachdenklich, „Sie wollen Offizier in der deutschen Armee werden, wenn dazu einmal wieder eine Möglichkeit sein wird. Glauben Sie daran?“

„Ja“, stieß er durch die zusammengebissenen Zähne. „Ja. Wie an mein Leben.“

Sie lächelte. Ein schweres und nachsichtiges Lächeln. Aber es kränkte ihn nicht. Ja, er liebte dieses Lächeln deshalb, weil sie ihm damit verriet, daß sie ihn in den letzten Gründen seines männlichen Glaubens nicht verstand, und damit unangetastet ließ, was nur ihm gehörte. Sie hatte wohl in ihrer Ehe erfahren, daß die Liebe zwei Welten nicht verschmelzen kann, daß sie nur die eine in die Bahnen der andern einfügt.

„Und was wollen Sie tun, Hermann Sekard, bis die Zeit reif ist, in der Sie deutscher Offizier werden können?“

Ruhig und dunkel kam seine Stimme aus der Tiefe seiner Gedanken. „Es gibt zwei deutsche Männer, die ich mehr verehere als alle andern — Friedrich der Zweite von Hohenzollern und Immanuel Kant.“ Er schwieg versunken. Alle leidenschaftlichen Träume seiner frühen Jugend stiegen noch einmal in ihm auf. Die geläuterte Klarheit des Geistes blieb zurück. „Das heißt“, sprach er langsam weiter, „daß ich Geschichte und Philosophie studieren will, um Erzieher der männlichen deutschen Jugend zu werden und mir auf die Weise meine Daseinsberechtigung in diesem Lande zu erarbeiten.“ Er spürte, wie ihre Hände, die er noch immer hielt, in den seinen zuckten. Da überflutete sein heißes junges Leben den klaren Wall seiner Gedanken. Er zog sie an sich. Sie duldete ihn schweigend und ohne Widerstand. Als er aber fühlte, daß ihr Gesicht von Tränen überströmt war, richtete er sie auf. Er strich ihr das Haar aus der Stirn und bat verzweifelt: „Marianne — um Gottes willen, Marianne.“

Da hob sie die Lider. Er erschrak vor der schmerzlichen Einfachheit ihres Gesichtes. Sie legte die Hände an seine Schläfen und sagte leise: „Es ist so schwer, zu vergessen.“

Eine Weile noch hielt er sie fest an seiner Brust. Dann nickte er mit bitterem Lächeln. Er hatte sie verstanden, die Witwe seines Kameraden.

„Komm wieder, wenn es dir leicht wird“, bat er.

Sie legte sekundenlang die Stirn auf seine Hände. Dann ging sie langsam und leise. Er sah vom Fenster aus ihrer schmalen Gestalt bis zuletzt nach. Er hoffte,

daß sie sich noch einmal umwenden würde. Sie tat es nicht. Dennoch blieb ein Glanz über der Trauer seines Herzens. Er glaubte nicht daran, daß sie für immer von ihm gegangen sei. Ja, es erschien ihm als eine Sinnlosigkeit gegenüber allen gefunden Kräften der Schöpfung, daß er sie verloren haben sollte, als er sie fand.

An diesem Abend ergriff ihn zum erstenmal seit seiner Einkehr in Deutschland ein verzehrendes Heimweh. Was war aus dem letzten Vermächtnis Kurlands — was war aus Valentine von Kerffung geworden? Und er hatte seinem sterbenden Freund ein Versprechen gegeben. Das Gefühl einer Schuld, die er nicht gewollt, zu der der Krieg ihn gezwungen hatte, warf sich unerträglich über jeden seiner Gedanken. Er lag schlaflos in der Nacht, und früh am nächsten Morgen war er hoch und schrieb Briefe an Konsulate und Behörden. Als Brühne kam, stand er schon im alten Militärmantel da, hohläugig und mit hartem Gesicht, bereit, über die Heide zur Kreisstadt zu wandern, um selbst beim Amt Nachfrage zu halten. Brühne wurde blaß vor Schreck und hochrot vor Zorn. Aber das eine nützte ihn so wenig wie das andere. Als er mit dem Arzt drohte, erkannte er, daß es das Unzweckmäßigste war, was er tun konnte. Sekard sagte kalt: „Dann sperr ich euch beide ein, bis ich zurückkomme“ und machte mit blißschnellem Zupacken und Drehen der Handgelenke den Sanitäter unfähig, sich zu rühren. Brühne verlegte sich aufs Bitten. Da schüttelte Sekard mit ruhiger Trauer den Kopf. „Ich gehe.“ Und er ging. „Ich lehne die

Verantwortung ab“, rief Brühne ihm erbittert nach. „Sie müssen selbst auf sich nehmen, was daraus entsteht.“ „Ja“, sagte Sekard freundlich. „Hab ich es jemals anders gehalten?“

Er kam zwar erschöpft, aber frohen Herzens von seinem ersten Gang durch die westfälische Heide und die verschneiten Föhrenwälder zurück. Die Nachforschungen nach Valentine von Kerffung schien er guten Händen übergeben zu haben. Dann geschah etwas, das sich niemand erklären konnte, Brühne sowenig wie Ärzte und Schwestern. Mitten im besten Heilungsprozeß mußte sich irgendein innerer Wundkanal entzündet haben. Das Röntgenbild gab zwar keine Aufklärung, aber im Zusammenhang mit der Wunde stand wohl schließlich die erschreckende Erscheinung. Innerhalb von Stunden entwickelte sich eine schwere Blutvergiftung, die Sekards gesunde Natur hartnäckig überwand. Rätselhaft, wie das Fieber kam, fiel es wieder. Als Sekard aber danach zu klarem Bewußtsein erwachte, bat er: „Brühne, bitte, machen Sie doch Licht. Diese graue Dämmerung ist trostlos.“

Es war Mittag, und die Sonne schien von einem wolkenlosen Winterhimmel strahlend ins Zimmer. „Was soll ich tun?“ fragte Brühne und horchte mit offenem Mund. „Ja, Herr Hauptmann — Licht.“ Er beugte sich ganz sanft über Sekard. Zwei glanzlose Augen, um deren übergroß geweitete Pupillen die Iris nur als schmaler dunkelblauer Rand lag, sahen ins Leere. „Geduld, Herr Hauptmann“, flüsterte Brühne erstickt. „Jrgendeine Leitungs-

störung. Der Elektriker arbeitet daran. Vielleicht in einer halben Stunde. Ja, Herr Hauptmann — Licht.“ Und er rannte auf etwas einwärts gestellten Sohlen lautlos zum Arzt.

Wenige Stunden später wurde Sekard zur nächsten Stadt in eine Augenklinik gebracht. Brühne konnte kaum sprechen. „Auf gesundes Wiedersehen, Herr Hauptmann.“ Sekard hörte das Gequälte in des Sanitäters Stimme, und er tat ihm leid. „Kopf hoch, Brühne. Sie haben es keinen Augenblick an der guten Pflege fehlen lassen. Wenn dies mit meinen Augen irgend jemandes Schuld ist, dann meine eigene. Aber es wird schon gut werden. Denn, nicht wahr, Brühne, es liegt ja durchaus kein Grund vor, dessentwegen ich erblinden müßte?“ Eine unsägliche Hoffnung durchzitterte seine Stimme. Brühne ertrug es nicht mehr. „Der Krieg ist schuld, allein der Krieg, der Ihnen die Verwundung beigebracht hat. Oh, niemand hat ein Recht, den Krieg so ehrlich zu hassen wie wir Sanitäter.“ — „Ja ja“, lächelte Sekard schwer. „Ich habe mir wohl zu eilig angemacht, den Krieg vergessen zu wollen. Warum sollte ich das auch eher dürfen als alle andern? Es hat wohl noch gut seine zehn Jahre Zeit damit.“

Bis gegen Ende des Winters blieb Sekard in der Klinik. Da hatte er sich schon daran gewöhnt, mit einem Verband über den Augen umherzugehen und die einfachsten Dinge des täglichen Lebens ohne Augenlicht und fremde Hilfe selbst zu tun. Nur eine brennende Hoffnung hielt ihn aufrecht in dieser Zeit.

Und mit dieser Hoffnung entließen ihn die Ärzte schließlich. Es war das einzige, was ihnen zu tun übrig blieb: an ein Wunder der menschlichen Energie zu glauben. Sie mußten sich damit abfinden, daß sie machtlos einer Laune oder Grausamkeit der Natur gegenüberstanden, deren Ursprung sich ihrem Wissen nicht erschloß. So kam es, daß Sekard — des Hin- und Hergerissenwerdens zwischen Furcht und Hoffnung müde — mit dem Tag zufrieden war, an dem er auf sich selbst angewiesen war und versuchen mußte, den Entscheid des Schicksals zu tragen. In ohnmächtiger Hilfsbereitschaft gaben ihm die Ärzte eine gute Anzahl Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg, nach denen er innerhalb einer bestimmten Zeit den Verband abnehmen durfte, um dann den Erfolg oder die Vergeblichkeit der Behandlung zu erfahren.

Michael Brühne holte ihn ab, um ihn in das Forsthaus seines Verwandten zu bringen. Dort wollten sie vorläufig in einer Scheune Quartier nehmen. Dies war ein vorzüglicher Plan von Michael Brühne, weil es nun mehr denn je für Sekard darauf ankam, sich mit seinen wenigen Mitteln weise einzurichten. Sie gingen schweigend ihres Weges als Männer, die längst gelernt hatten, ohne Worte auszukommen.

Einmal wandte Sekard sich um. Ging etwas mit ihm? In Kurland war er ein Jäger gewesen, und ein Jäger kennt sich in den Lauten aller Jahreszeiten aus. Das waren nicht die Schritte eines Lebendigen. Wesenlos folgten sie ihm durch den Schnee, eilig ging es von ihnen aus.

Unter der mächtigen Ode des wintergrauen Tief-  
landhimmels stand Selard, sah nicht den Schnee zu  
seinen Füßen und hielt das Antlitz zur Erde gesenkt.  
Was keine Stimme zu ihm sprach, das sagte ihm sein  
Herz. Sein Schicksal ging mit ihm. Ein lichtloses  
Ahnen verfolgte ihn, und er wehrte sich mit der  
ganzen Kraft seiner Jugend gegen das Entsetzen. Er  
hatte den Abschied von Kurland bestanden und die  
langen, langen Nächte, in denen er heimlich nach  
seiner toten Mutter weinte. Er hatte dem sterbenden  
Baggert in die Augen gesehen und Bruck zu Olden-  
dorfs letztes Röcheln wie einen fremden Befehl über  
dem kurischen Moor verwehen gehört. Danach hatte  
er selbst das Kommando gehabt und manchen Sturm-  
angriff und manches Stellungsgesecht geführt. Und  
jeder Tod bei der Truppe war ein bitterer Schatten  
über seinem Leben gewesen. Und als ihm eine Bolsche-  
wikenkugel die Brust zerriß, als aus den vereiterten  
Wundkanälen das Fieber sich in seine Adern warf,  
und er nur noch eines wußte, daß er nun in das Land  
inging, für das die Freikorpskameraden gestorben  
waren, und aus dem vor langer, langer Zeit seine  
Mutter kam — da hatte er mit nichts als seiner zähen  
Natur, mit einer fast wilden Lust zum Leben den Tod  
zurückgestoßen. Er glaubte nicht, daß ihn am Ende  
eines fast vollendeten Weges nun ein Unglück deshalb  
traf, weil ihm die Einklehr in die neue Heimat zu leicht  
gemacht wäre, weil Gott ihn zwingen wollte, zu  
lieben, ohne zu erkennen. Aber er fühlte mit bitterer  
Genugtuung, daß er in dieser Stunde den Feind,  
gegen den er im Osten kämpfte, den einzigen seines

Lebens, vergaß, daß der Geist des Bolschewismus ihm ein Nichts wurde. Brühne ergriff seinen Arm. „Wir wollen weitergehen, Herr Hauptmann.“ „Ja, weitergehen“, antwortete er wie von weither.

So kamen sie in die Senne. Es war ganz still. Nur eine Vogelstimme klagte mit immer demselben traurigen Laut durch das Schweigen. Es ging eine bittere Süße von ihr aus. Sie war in der Winterheide zu Hause. Und dann kam den beiden Männern ein Rauschen entgegen und blieb nun ständig zu ihrer Rechten. Die Edelwälder des weißen Sandes hatten ihren Weg aufgenommen, die großen Kiefernforsten gingen mit ihnen. Und als Sekard nach der befremdenden Krankenhauszeit nun die leise rauschenden Nadelkronen wieder erkannte, jene singende Brandung der Kiefernwälder, die wie das Streichen des Windes durch lange Tiermähen ist, da fuhr es ihm tief und brennend ins Herz. Die rasende Ungebuld der gequälten Kreatur ergriff ihn. Er faßte mit beiden Händen den Verband über seinen Augen. Wenn irgendwo, dann hier. Was sollte auch diese Frist von wenigen Tagen noch besser machen oder aufhalten können? Er wollte es wissen — jetzt . . .

Sein Herz schlug ungestüm. Er griff in den weichen Mull des Verbandes und riß.

Der Wintertag hauchte kühl auf seine freien Lider. Er hörte einen dumpfen erschrockenen Ruf und fühlte seine Hände gefaßt. Das war Brühne. Aber wo war Brühne?

Sein Herzschlag setzte aus, und um ihn brauste wesenlos das Nichts. Der Geistertraum der Ewig-

keit. Die Leere vor der Schöpfung und der Abgrund an den undenkbbaren Sternnebelgrenzen des All. Gott im Urbild eines Kreises glühte ihm aus der Finsternis entgegen und diesseits und jenseits: Nichts.

Da kam sein Blut langsam in seine Adern zurück. Vielleicht steigt so der Saft im starren Schilf am Heidesee — so einfach, schwer und unergründlich. Und doch wuchs mit dem Bilde jenes Halmes am gefrorenen Wasser nun das erste Leben in das graue Nichts.

Sekard warf beide Hände vor die Augen. Dunkelheit. Und auch seine Hände blieben ihm unbekannt oder nichts als die Erinnerung daran, daß sie kräftig und trotz des Winters gebräunt waren. Da wankte er.

Brühne stand breit und mächtig wie eine Wand neben ihm. „Da ist ein Stein“, flüsterte Brühne. „Wir können da ausruhen“, und führte ihn hinüber. Ein kurzer Weg für den, der ihn mit den Augen maß. Weit, weit für den, der ihn mit den Füßen ertasten mußte. Und Morgenröte vor Menschengen — wie erstes Morgenrot über der See steht oder den Wiesen von Kurland. Rote Heide, weißer Sand und Wälder, Wälder.

Ja gewiß, irgendwo mußte das Sehen seiner Augen geblieben sein — seiner Augen, von denen es einmal hieß, daß sie groß, blau und von ungewöhnlicher Schärfe seien. Er galt als der beste Schütze im Freikorps — nun war seine letzte Waffe ein Escherkessendolch, den ihm einmal ein alter Russe in seiner verlorenen Heimat gab. Alles war vor seinen Augen, nur nicht das, was ihn in dieser Stunde umgab.

Heiß, würgend stiegen die Tränen aus Sekards traurigem Herzen. Er wandte den Kopf ab und schluchzte kurz und rauh. Und dann sagte er tonlos: „Brühne — — Michael Brühne“, sagte er, „ich bin blind.“

„Ich weiß es, Herr Hauptmann“, antwortete der Sanitäter ruhig und nötigte ihn mit sanfter Gewalt, sich auf den Stein zu setzen. Ein granitener Stein, der vor alten Zeiten mit dem Strom des Eises aus dem Norden herkam. Ein Stück vielleicht von einer skandinavischen Schäre, über der die Fischadler schreien und bei Sturm die Wellen des Atlantik schlagen.

Ein zaghaftes Lächeln ging über Sekards verfallenes mageres Gesicht. Suchend glitten seine Hände über den Stein. Er war von der Witterung rund geschliffen und das Schneepolster daran abgeglitten. Eine kleine Moosschicht bedeckte ihn, und Sekards Hand streichelte die winzigen Pflänzchen, denen ein Stein zum Leben genügte. Dann griff seine Hand in den Schnee, durchgriff das weiche zerrinnende Element, bis sie festen Halt fand. Er fühlte Erde und Heidekraut. Er schob seine Hand tief hinein. Da lag sie gut beim Wurzelgeflecht jener unscheinbaren kleinen Blumen, von denen er wußte, daß sie im Sommer wie versprengte, Pflanze gewordene Wassertropfen in der Heide blühen. Er rührte sich nicht. Eine unsägliche wärmende Trauer durchrannte ihn. Und mit ihr spürte er den weichen grauen Wintertag, den großen stillen Raum der Landschaft. Eine Handvoll Heidekraut und zartes Wurzelwerk war seine

Heimat geworden. Ein Windstoß streifte seine Stirn. Derselbe Wind, der über die Klippenreste der Urzeit strich, über die verwitterten Narben der Berge und von den alten Teutoburger Hängen sonderbar und eintönig singend über den blassen Sand der Senne weht. Fern über der Heide schrien die Nebelkrähen.

Das tränenlose Weinen, dieser bittere, bohrende Schmerz in Sekards Brust ließ nach. Warum mußte er diese Stunde in der westfälischen Winterheide erleben? Nie würde ihm jemand eine Antwort darauf geben. Die Stimme der Frau, die ihn vor fast fünfundzwanzig Jahren in Kurland geboren hatte, rief ihn nach Westen. Er war gefolgt. Kann ein Mann mehr tun?

„Laß uns weitergehen, Brühne“, sagte Sekard, und seine Stimme war ohne Hoffnung und ohne Schmerz. Er stapfte gebeugt an Brühnes Arm durch das Schweigen. Er fühlte sein Selbst wie eine ferne graue Erscheinung, die nicht mehr in dieses Leben gehört. Keine Verbitterung, kein Haß erfüllte ihn. Er ging, als wäre erfrorene Wildnis um ihn. Und auch unter den Menschen war er schon nicht mehr. Er ging wie unter einem ewigen Nebel. Durch Tausende von Jahren ging er, durch die uralte Geschichte der Erde. Vielleicht waren einmal die großen Tierherden des Nordens auf ihrer Flucht vor dem Eis so dumpf und unermüdlich, mit gesenkten Köpfen so blind gewandert wie er. Dennoch floh er nicht. Er kehrte zurück.

Tief drinnen im Wald bellte ein Fuchs. Da zuckte Sekard wie ein Erwachender und richtete sich

auf. „Sie gleiten wie Schemen vorbei“, murmelte er. „Ich muß sie einmal mit meinen Händen fühlen, damit sie wieder wirklich für mich sind.“ Er streckte den Arm aus, und als er an einen Baum stieß, blieb er stehen und legte beide Hände an den Stamm. Seine Brauen zogen sich zusammen, eine Weile tastete er ratlos über die Rinde. Sie lag glatt unter seinen Händen. Da verging die Starrheit in seinen Zügen. „Eine Birke. Stimmt es, Brühne?“ — „Jawohl, Herr Hauptmann, eine Birke“, antwortete Brühne mit seiner unwandelbaren Ruhe. Sekard richtete die erloschenen Augen dahin, woher der Klang der Stimme kam, und dann sagte er langsam und nachdenklich, sagte er wie in einem letzten Abschiednehmen von der vergangenen Zeit: „Es besteht kein Grund mehr, dessentwegen Sie mich noch Ihren Hauptmann nennen, Brühne.“ — „Sie waren es“, antwortete der andere einfach. „Davon kann keiner etwas wegnehmen. Das bleibt.“ — „Ich will daran denken“, murmelte Sekard.

Brühne zog den Blinden mit sich. Sekard ging durch blaue Dunkelheit. Aber es war noch nicht die ewige Nacht, das spürte er in aller Hoffnung bitterer Tiefe. Ein Kiefernweig schlug ihm mit seinen feuchten, schneegetränkten Nadelbüscheln ins Gesicht. „Verdammt“, sagte Brühne bedauernd, weil er das Hindernis nicht rechtzeitig bemerkt hatte. Aber Sekard schüttelte den Kopf und drückte seine Stirn an die harten Nadeln. „Nehmen Sie dazu lieber Weimut mit den feinen Grannen“, riet Brühne besorgt und vorsichtig. „Hier steht eine Weimut, bitte,

Herr Hauptmann.“ Da lachte Sekard leise. „Wie vor Riga. Sie denken an alles, Brühne.“ Aber daß das Gefühl der Kiefernadeln an seinem Gesicht endlich die Ode vor seinen blinden Augen mit Leben erfüllte, war er zu scheu, dem Sanitäter zu erklären, und auch, daß er beim Horchen auf den Laut, den der Schnee unter seinen Sohlen gab, spürte, wie nach dem Taftfenn langsam sein Gehör die Umgebung für ihn merkbar machte. Doch es konnte sein, daß Brühne das alles ahnte. Denn er sagte ruhig: „Ich bin in meiner Kindheit, als ich Hütejunge beim Bauern war, hier oft genug bei stockdunkler Nacht, dazu in Regen und Sturm, nach Hause getraht. Man muß sich eben darauf verlassen, daß die Natur irgendwie aushilft, wenn es nichts mehr zu sehen gibt.“ Sekard nickte wortlos.

Die beiden Männer waren in der Scheune des Forsthauses angekommen. Brühne hatte den wetterfesten, heizbaren Bau, der ihnen kostenlos zur Verfügung stand, bereits so eingerichtet, daß zwei Drittel des Raumes Sekard gehörte, er selbst in kleinem Holzverschlag schlief. Dies begriff Sekard erst am Abend — einer jener Winterabende, die dunkelrot hinter den fernen Kiefernwäldern hängen. Den Tag verbrachte er damit, sich in seiner neuen Umgebung zurechtzufinden. Manchmal saß ihm ein Weinen der Wut in der Kehle, und manchmal stieß er einen Fluch durch die Zähne, wenn er immer wieder gegen einen Pfosten anrannte oder vom Forsthaus fort statt zu ihm hin ging, und immer wieder die Dinge, die er um-

stieß und zu Boden warf, mit dumpfer Verzweiflung an ihren Platz zurückstellte.

Müde setzte er sich auf den Rand des Feldbettes. „Nun erklären Sie mir noch einmal den Raum.“ Ja, da war also die von Brühne gezogene Bretterwand. Sekard mußte es Silbe für Silbe begreifen, und er sah den, der es aussprach, deutlich vor sich: das gute ungefüge Gesicht mit den wasserhellen, etwas vorquellenden Augen. Das war Michael Brühne — eine Gestalt wie ein Klotz mit fast zerbrechlich schmalen, man kann es nicht anders sagen: mit edlen Händen. Ein Mensch, der aus einem Kleinbauernhaus kam, nach einer oft genug durchhungerten und durchfrorenen Kindheit vier Jahre lang die Verblutenden aus dem Geschosshagel trug, danach im Ostlandkampf immer zur rechten Zeit wie eine Art lebendiger Schutzwall da stand, in dessen Schatten das Sterben leichter wurde, und nun diesen Gedanken hatte. „Bitte, Herr Hauptmann, Ihr eigenes Zimmer.“ Er sollte sich nicht preisgeben und der ständigen Aussicht bedürftig fühlen, der erblindete, gewesene Hauptmann, und deshalb hatte Brühne eine Wand gezogen. Michael Brühne, ein Mann dieses Landes.

„Aber im Grunde“, Sekard fragte ganz zögernd und konnte doch nicht widerstehen, zu fragen, „aber im Grunde genommen hat Ihre ganze Mühe für die zwei oder drei Tage, die Sie noch hier bleiben können, wenig Zweck, Brühne?“

Der Sanitäter legte den Hobel beiseite und strich über die grobe Bretterwand, gleichsam wohlwollend

tat dies seine feine schmale und an Krankenpflege gewöhnte Hand. „Von zwei bis drei Tagen kann keine Rede sein, Herr Hauptmann. Ich trete meine Stelle im Kreiskrankenhaus noch nicht wieder an. Ich bleibe bei Ihnen, solange Sie mich gebrauchen können, oder bis jemand anders zu Ihnen kommt — ja, jemand anders. Es ist schon in Ordnung gebracht. Das Krankenhaus hält mir für das nächste Vierteljahr meine Stelle frei.“ Der rechte Augenblick, um mit dem einmal gefaßten Entschluß herauszurücken. Für Brühne war die Sache erledigt. Aber Sekard sank in sich zusammen und sprach murmelnd vor sich hin. Brühne verstand nur die Worte: „Vielleicht gehört auch dazu ein starkes Herz: Güte anzunehmen, die man nicht belohnen kann.“ Und schließlich streckte der Blinde seine Hand ins Leere. „Brühne — Michael.“ Der Sanitäter ergriff sie mit kurzem festen Druck.

„Herr Hauptmann.“

Erst später, als Brühne sich an der Pumpe, die sie in der Scheune hatten, und in dem mächtigen uralten Steintrog darunter wusch, kam Sekard der Gedanke, und er sprach ihn in seiner bitteren Eindeutigkeit aus. „Aber ich kann mir keinen Krankenpfleger leisten.“ Brühne antwortete mit nichts als einem schnaufenden Laut. Sekard streckte eine Hand vor sich und ging, des Raumes schon kundig, ungehindert dahin, wo er das Wasser tropfen hörte. Er strich mit den Händen langsam über den Rand des Troges und erkannte auf die Weise das ungleichmäßige Oval der Form. „Ein alter Stein“, sagte Brühne nachdenklich. „Und

nicht von Menschenhand zurechtgehauen. Vom Wasser ausgehöhlt, und so, wie die Natur ihn schuf, haben ihn die ersten Menschen, die an dieser Stelle hausten, als Trog benutzt. Übrigens machen Sie sich wegen des erwähnten Punktes keine Sorgen, Herr Hauptmann. Ich kann als Tagelöhner bei meinem Onkel im Forst und auf dem Acker Arbeit haben. So etwas verlernt unsereins nicht, der es von Kindheit auf gewöhnt ist. Ja ja, was waren das wohl für Zeiten, in denen die Menschen das für ihr tägliches Leben nahmen, was die Natur gerade gab und nützlich geschaffen hatte. Wie alt schätzen Sie diesen Stein, Herr Hauptmann?"

„Das kommt auf die Geschichte der Senne und ihre Besiedlung an. Aber seine siebenhundert Jahre wird er als Trog haben, und darüber hinaus wird er noch viel älter sein. Goso, als Tagelöhner wollen Sie Ihr Dasein fristen und bei mir bleiben. Ja, es ist ein sehr alter Stein. Wer kann wissen, woher die Menschen kamen, die darin ihre Hände und Füße gewaschen haben? Und vielleicht war auch einmal Blut darin. Pferdeblut. Menschenblut. Ein Opferstein. Wir wollen schlafen gehn. Gute Nacht, Brühne.“

So kam die Nacht, die Sekard mit der Gewißheit seines Blindenschicksals zu bestehen hatte. Im Anfang dachte er noch über manches nach. Über den alten Stein, der seit siebenhundert Jahren als Wassertrug diente. Von Zeit zu Zeit hörte er aus der Pumpe einen Tropfen auf den Granit niederfallen. Die sanfte Eintönigkeit der gebändigten Natur war in

dem Laut. Und wieder nach einer Weile des Horchens sah Sekard das runde kleine Wassergebilde matt schimmernd durchs Dunkel gleiten und auf dem Grund sich eins an das andere reihen — im Laufe der Nacht eine vielfache Kette, die da im Schwarzen ruhte. Mutter Valentines Perlen, die sie unter Einsatz ihres Lebens gerettet hatte. Wenn Mutter Valentine doch käme. Oder eine andere — eine junge Frau dieses Landes. War das für immer vorbei, daß er ihr in die sanften grauen Augen sah? Schwer und müde gingen Sekards Gedanken. Die Lebensangst hauchte ihm ihren kalten Atem ins Herz. Er suchte nach dem Bilde seines Vaters, der stehend gestorben war, die Zügel in seinen Händen, er suchte fliehend den Strom dieser Kraft, aber er fand ihn nicht mehr. Die Toten sind zu weit, und über den weißen Hügeln von Kurland ist Nacht. Und dann sahen die stumpfen Geisteraugen der Verzweiflung ihn an, Stunde um Stunde, bis weit nach Mitternacht, bis die alte Uhr drinnen im Forsthaus aus ihrem dunklen Gehäuse viermal schlug. Da hatte das graue Wesen die Seele des Mannes gelähmt. Noch einmal kamen seine Gedanken zu seiner Umgebung zurück. Aber alles war ihm so gleichgültig geworden bis auf das eine, nach dem seine Hände nun furchtlos und ohne Gefühl, wie fremdblütige Wesen einer anderen Welt, suchten. Zum Wassertrog gingen seine Gedanken, den die Witterung der Jahrhunderte sinnvoll und schön zu einem mächtigen Oval ausgehöhlt hatte. Zu dem alten Stein, der vielleicht Blut geleckt hatte, das von Pferden und anderes. Nein, keiner kann sagen, ob

die Natur gütig oder grausam ist. Sie ist wohl keines von beiden. Sie ist Natur.

Und nun hatte der Blinde gefunden, was er suchte. Mit der Linken fühlte er nach seinem Herzen, dahin, wo der gleichmäßige kräftige Anschlag der Blutwelle spürbar war. Er konnte das Ziel nicht verfehlen. Denn die Narbe, die der Querschläger in Kurland hinterließ, wies deutlich die Richtung. Mit der Rechten wog der Mann das Mittel zur Flucht in die erlösende Dämmerung des Nichts. Kühl und schwerelos lag es in seinen Händen. Gewiß, einmal galt er als der beste Scharfschütze im Freikorps, und er war auch stets ein weidgerechter Jäger gewesen. Wie hatte er dem Leutnant Bruck zu Oldendorf geantwortet? „Das verdanke ich nur meinen verdammten guten Augen.“ Sehr jung war er damals gewesen. Und nun blieb dies seine letzte und einzige Waffe. Ein guter alter Stahl, ein Escherkessendolch. Es wird niemand in diesem schlafenden Haus gestört werden.

Sekard richtete sich auf. Er spürte unter seinen Fingerspitzen die Schmiedearbeit des Hefstes. Ruhig zog er den Dolch aus der Scheide. Nun also — der nackte Stahl, eine sichere Hand und das Herz eines Mannes, drei Dinge, die im Guten und Bösen zusammengehören. Und wie er gefühllos und leer nur darauf bedacht war, Brühne nicht aus dem Schlaf zu wecken, da erinnerte er sich der Stunde in seinem kurländischen Vaterhaus, in der ihm der Russe die Waffe gab. „Es liegt ein Segen darauf“, hatte der alte Mann gesagt. Nun, das sind Tatsachen, die man

glauben mag oder nicht. Man kann sie nicht feststellen. Und vielleicht auch ist dem einen Segen, was dem andern Fluch bedeutet. Stärker als beides jedenfalls war der alte Mann, der sich aufmachte, Rußland zu suchen, den Strom und das Dorf seiner Kindheit. Nur seinen Heiligen nahm er mit, die Waffe schenkte er einem andern. Welche Kraft war in dem Mann lebendig? Genug, sie konnte nicht stärker sein als die, die einen andern den Stoß gegen sich selbst führen ließ. So tief, daß die Blutgefäße zerreißen, und das Ende schnell und lautlos über das müde Bewußtsein fällt. War nicht sein Vater auch so gestorben, klaglos nach innen verblutet?

Und wie er dies dachte, ging Wärme durch Sekards ruhige gefühllose Hand. Lief von da weiter und weiter, bis sie zum Herzen kam, und das Herz seinen Irrtum erkannte. Denn die Wahrheit vom Tode der Väter darf nicht von den Söhnen entstellt werden, damit ihnen eine Schuld oder eine Tat leichter würde. Und Wahrheit ist, daß der Vater Aurelian Sekard nicht starb, weil er aus dem Leben floh, sondern weil er Menschen seines Landes dem Geist der Verneinung abringen wollte.

Sekard horchte in die Dämmerung seines Selbst. In das eigene Unvollendetsein horchte er zurück und wurde wie ein Erstarrter zu den Wurzeln seines Werdens geworfen. Die Kraft, aus der er wuchs — ja, im Grunde war es dieselbe Kraft, die alle Menschen in gläubiger Zuversicht das jedem gegebene Leben erfüllen läßt. Und als er bereit war, dies nicht nur zu denken, sondern mit seinem Herzen zu erfühlen, da

sah er sie vor sich, wie sie einmal lebendig waren: Erland, den Freund seiner Jugend, Baggert und Bruck zu Oldendorf und manche aus Kurland, deren Namen er vergaß. Und zuletzt sah er seine Eltern kommen. Dina und Aurelian Sekard kamen Hand in Hand über die westfälische Winterheide, die Mutter so mädchenhaft zart und klein neben dem hochgewachsenen schönen Vater. Ihre Gesichter waren ihm so nahe, daß er sie hätte streicheln können. Und dann sah er sie nicht mehr. Aber er fühlte, daß sein Vater bei ihm blieb, während seine Mutter ihm langsam ins Unerreichbare entglitt — seine Mutter, die einen Sohn hatte und doch dem Mann ihrer großen Liebe nachstarb.

Da vermochte der Blinde zu lächeln. Und Gott, der tausendfach Verratene, kehrte aus dem Ewigen zur Erde heim. Alles war gut.

Langsam steckte Sekard das kaukasische Messer in die Scheide zurück. Nein, er warf es nicht beiseite, gewiß nicht. Er hielt es in beiden Händen als ein edles Stück Stahl, das eine große Stunde mit ihm geteilt hatte. Er lag und atmete und hörte von Zeit zu Zeit einen Wassertropfen in den alten Steintrog fallen. — Gott, ich danke dir für dieses Dach über meinem Kopfe! — Ein Waldkauz rief. — Gott, ich danke dir für diesen Laut der Wildnis, der mit mir wacht! — Fern und voll rief der Kauz aus der Tiefe des Waldes, der Vogel mit den Dunkelheit verhüllten Augen. Und der Wald stand mit leise rausendem Nadelwerk unter den Wintergestirnen. Der gleiche, der mit seinem geduldigen und erhabenen Rauschen

die Wege erfüllte, die eine Frau dieses Landes bei Tage ging. Der Wald möge sie segnen. Denn der Mann war aller Gedanken nun müde, fühlte nur noch dies: eine Frau auf den weißen Wegen des Landes. Eine junge grauäugige Frau — einmal wird er ihre Stimme hören und einmal auch sie sehen. Mit seinen gesunden Augen sie wieder sehen. Das ist so gewiß wie diese Stunde, wie sein Atem und sein Leben. Wie der Glaube der Menschheit und die Liebe gewiß ist.

Da legte Sekard die Waffe beiseite und schlief. Es war gegen fünf Uhr morgens. Die Eulen kehrten vom Fluge zurück, riefen noch einmal mit fremden fernen Dämmerungstimmen und hörten zu rufen auf. Der Wald stand schweigend und weit.

Am Morgen stand Sekard früh auf. Er hatte im Gefühl, daß es für winterliche Zeit noch früh sein müsse. Er ging zur Pumpe und zum Wassertrog, und es fiel diesmal kein Stuhl dabei zu Boden. Den Escherkessendolch hatte er vergessen.

„Herr Hauptmann?“ rief Brühne von jenseits der Bretterwand.

„Lassen Sie sich nicht stören, Brühne, ich will mit Schreiben anfangen.“ — Er füllte den Kessel mit Wasser und setzte ihn auf die noch warme Platte des kleinen Herdes, in dem Brühne während der Nacht das Feuer angehalten hatte. Das konnte er tun, aber damit war er dann auch zunächst am Ende. „Das Feuer in Blut bringen — das müssen Sie, Brühne!“ rief er hinüber.

Als der Sanitäter kam, sah er zu Fußende auf der Schlafdecke das kaukasische Messer liegen. Er wurde blaß, aber er sagte nichts. Er stellte Sekards Arbeitstisch in die Nähe des Herdes, und während er sich noch den Kopf zerbrach, wie er die Waffe am schicklichsten beiseite schaffen könnte, hatte er einen ausgezeichneten Gedanken.

„Geben Sie mir die Blätter, auf die Sie schreiben wollen, Herr Hauptmann.“

„Bitte“, sagte Sekard in geduldigem Erstaunen und hielt ihm den Papierpacken hin. Und nun nahm Brühne an Stelle eines Lineals eine schmale Latte und zog mit der Spitze des Dolches in gleichmäßigen Abständen behutsam Linien auf die Bogen. Wenn Sekard beim Schreiben mit der Kuppe des Mittel- oder Ringfingers den im Papier eingedrückten Strichen folgte, so hatte er damit den Zeilenabstand und brauchte nicht zu befürchten, daß seine Schrift ineinanderging und dadurch unleserlich wurde. Solange er keine Schreibmaschine besaß und das sogenannte Blindschreiben nicht erlernt hatte, war dies die beste Lösung.

„Wunderbar“, sagte Sekard, „was für Gedanken Sie haben, Brühne.“

Aber damit war für den Sanitäter immer noch nicht das kaukasische Messer aus dem Wege geräumt. Denn nachdem er nun die Schreibbogen gebrauchsfertig gemacht hatte, konnte er beim besten Willen nicht so tun, als wüßte er von nichts. Schließlich legt ein blinder Mann so ein Ding kaum neben sich, um besser schlafen zu können. „Sollen wir den Escher-

teffendolch als Papiermesser benutzen, Herr Hauptmann?“ Sekard hielt im Schreiben inne, nichts rührte sich in seinem Gesicht. Nach einer Weile sagte er ruhig: „Ich denke, dazu ist er zu scharf und zu ungefüge. Dafür nehmen wir wohl besser eine gewöhnliche Schere. Hängen Sie ihn meinertwegen als Schmuck an die Wand. Er verdient es, weil er aus den Bergen der Freiheitskriege kommt.“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Er wird schon manchem zwischen den Rippen gefressen haben“, und Brühne schlug einen Nagel ein.

Eine fremde Frau war gekommen, und man konnte es ihrem Gesicht ansehen, daß sie mühsame Wege hinter sich hatte und vieles erlebte, was sie alt werden ließ. Zu Fuß war sie über die verschneite Heide und durch die Wälder der Senne gewandert, keuchend und ein wenig gebückt von der Anstrengung, ihr Reisebündel auf dem Rücken. Aber nun hatte sie ihr Ziel erreicht und blieb tief atmend stehen. Sie, Valentine von Kerffung, die einmal mit schäumenden Vollblütern an kurländischen Schloßportalen vorfuhr, nun eine Landflüchtige, die unter den Rugeln der Wachen über die Grenzen schlich, um den Sohn des Pfarrers Sekard zu finden.

Da sie nichts weiter als eine weißhaarige, unscheinbar gekleidete Frau war, die in einer ähnlich klingenden Sprache, wie der blinde Hauptmann sie hatte, den Balten Sekard zu sprechen wünschte, so ließ die Magd des Försters sie eine Weile zwischen Tür und Angel stehen, bis sie den Viehfutterkessel vom Feuer ge-

hoben hatte, um dann mit wuchtiger Armbewegung zur Scheune zu deuten: „Do denne!“ was Valentine als „Du Henne!“ verstand. Aber es machte ihr nichts aus. Sie lächelte freundlich und kühl, nahm ihr Reisebündel wieder auf und ging zur Scheune hinüber. Klopfte und trat still ein.

Drinne sah sie einen Mann neben dem kleinen gemauerten Herd sitzen und langsam schreiben. Als sie die Scheurentür schloß, hob er den Kopf. Zwei große glanzlose Augen, über denen es wie ein hauchdünnes blaues Gewebe lag, richteten sich dem Geräusch ihrer Schritte entgegen. Sie starrte ihn an. Es war, als lege sich eine kühle Hand auf ihren Mund, damit sie nicht schrie, auf ihr entsetztes Herz — Gustaf Alexander von Kerffing verlangte wohl, daß sie sich jetzt als die Mutter seines Sohnes erwies.

„Bist du blind?“ fragte sie in hellfichtigem Erahnen, fragte sie tonlos, sanft und schnell, um alle Qual der Erklärungen abzukürzen.

„Ja, ich bin blind“, antwortete der Mann ruhig und schwer. „Aber wer ist da? Bist du es, Mutter Valentine?“

„Ja, ich bin es, deine Mutter Valentine.“ Mehr sagte sie nicht. Sie war zufrieden, am alten steinernen Wassertrog einen Halt für ihre wankenden Knie zu finden. Nun war es soweit. Ja, lange und sehnfüchtig hatte sie auf jenes eine Wort dieses Sohnes gewartet — du.

Er stand auf, um ihr entgegenzugehen. Aber sie bat ihn, da neben dem Herd zu bleiben und setzte sich

zu ihm. „Daß du hierher gefunden hast“, flüsterte er lächelnd. „Du hast einen weiten Weg hinter dir.“

„Und du auch“, antwortete sie und betrachtete ihn liebevoll und weh.

Er hob tastend die Hand und streichelte ihr Haar. „Ist es sehr grau geworden, Mutter Valentine?“

— „Weiß“, sagte sie still.

„Weiß“, wiederholte er sinnend und vergaß, was er sagte. Denn er dachte an eine, deren Haar anders war. Jetzt, da nach langer Irrfahrt eine Frau seiner Heimat zu ihm kam, stürzte seine Jugend in sein Leben zurück, wie um die Tag- und Nachtgleiche die Stürme vom Meer landeinwärts brausen. Aber wie weit reichen die Rechte eines Blinden? Seine Lippen wurden grau.

Da sagte Valentine ohne Schmerz und ohne Anklage: „Da drüben in meiner Heimat hatte mich niemand mehr nötig. Auch meine Felder nicht, denn sie gehören nun anderen und werden von ihnen bestellt. Ich konnte wählen. Ich konnte nach Sibirien gehen, wie ich es oft im Traum getan habe, und die Gebeine meines Mannes an der Landstraße begraben. Aber ich bin zu dir gekommen. Und meine Perlen habe ich gerettet und habe ich mitgebracht. Du brauchst nicht zu hungern in diesem Land. Was willst du nun tun?“

„Das gleiche, was ich wollte, als ich noch sehen konnte“, antwortete Sefard ruhig. „Erzieher der Landesjugend werden. Ich gehe für eine kurze Zeit dahin, wo man mich nach Art der Blinden schreiben und lesen lehrt. Dann vollende ich mein Studium in Geschichte, Philosophie und deutscher Literatur.“

Damit kann ich der akademischen Jugend nützen und Dozent werden. Und später — ja, später, wenn alles wieder gut ist, werde ich Soldat und deutscher Offizier.“ „Offizier?“ fragte Valentine atemlos und entsetzt. „Es ist für die Mütter gut, wenn die Söhne endlich die Uniform ausziehen. Und wie denkst du daran, Soldat zu werden? Ja, glaubst du denn, daß deine Augen — ?“ Sie unterbrach sich und strich sanft über seine Hände.

„Ja“, sagte er hart und glühend. „Ja, daran glaube ich, daß ich einmal wieder sehen werde. Jetzt, da ich mich nach einer schweren Nacht mit meinem Blindenschicksal abgefunden habe, und da ich erkannt habe, daß dieses Land meine Heimat geworden ist, obgleich ich es nicht sehen kann — gerade jetzt glaube ich mehr daran denn je, daß ich einmal wieder sehen kann.“

„Wenn ich meine Perlen verkaufe“, schluchzte Valentine. „Man müßte alle berühmten Ärzte der Welt —.“

„Nein, Mutter Valentine, mein Schicksal darf nicht von deinen Perlen abhängig sein. Ich wäre auch ohne sie in diesem Lande nicht verhungert. Denn die Menschen sind hier gut zu mir. Und wir müssen uns damit abfinden, daß nicht alle Hilfe bei den Ärzten zu finden ist. Müssen uns damit abfinden, daß nicht jede Erscheinung der Natur erklärt werden kann. Eines Tages wird es sich zeigen, daß mein Wille stärker ist als die rätselhaften Kräfte, die meine Erblindung herbeigeführt haben. Und dann werde ich wieder sehen können. Das ist so gewiß wie mein Glaube an die Allmacht des Geistes.“

„Ja“, flüsterte Valentine, „ja, der Glaube. Und vielleicht geschehen noch Wunder. Mit dem Einzelnen wie mit den Völkern. Und vielleicht wird Deutschland einmal Rußland befreien.“

„Wie?“ fragte Sekard fassungslos. „Was sagst du da? Hast du dir überlegt, was du sprichst?“

Da öffneten sich die Scheurentür und Michael Brühne kam aus dem Forst zurück. Sein Gesicht glühte von Winterluft und Freude. Einen Augenblick starrte er Frau von Kerffung wie eine Erscheinung an. Dann legte er die Hand an die Lammfellmütze und nahm Haltung. Mit dieser Frau stand ihm ein Stück Freikorpsvergangenheit und eigener rüstiger Jahre gegenüber. „Zu Diensten, Frau Gräfin!“

Valentine richtete sich auf. Nichts mehr von einer gebeugten alten Frau. Ja, sie wuchs. Groß und gerade stand sie. Kam ihm um einige Schritte entgegen, weil es schönes Vorrecht der Herren ist, den Gruß ihrer Vertrauensleute stehend hinzunehmen. „Unteroffizier—“, sagte sie und ihre Augen leuchteten. Voll und weich rollte ihr östliches R, daß es wie „Untreoffizier“ klang. „Ich sehe, es geht Ihnen gut. Und nun will ich für den Hauptmann und Sie sorgen.“

Das letzte, was es noch zu bestehen gab, machte Valentine mit sich allein ab, als sie in ihrer kleinen Kammer im Forsthaus war. Sie nahm das einzige, was ihr von Rurland geblieben war, von ihrer Jugend und allem Verlorenen, die sechsfache Kette der Perlen. Von allen Frauen, die sie trugen, war nur noch eines erhalten und gewiß: daß ein Mann namens Kerffung sie dessen wert befand, den rechts-

schrägen Balken mit Seeblatt und Schwert im Wappen zu führen. Und nun opferte sie den letzten Besitz für einen Fremdblütigen, für den Sohn einer Frau, die ihr im Grunde niemals als baltischen Blutes erschienen war, und eines Mannes, der sie niemals geliebt hatte.

Da lagen die Perlen und schimmerten matt aus dem Dunkel, Augen, die blicklos Valentine ins Herz starrten. Die Geister der Kerffungs forderten Rechenschaft. Aber nun war sie in ihrem Denken wieder so einfach geworden, daß sie die Gesetze des Adels nicht mehr begriff. Sie flüchtete zu dem Letzten, dem sie in ihrer späten Ehe am meisten weh getan und in vier Kindern die meiste Liebe gegeben hatte. Sie flüsterte seinen Namen vor sich hin und weinte langsame schwere Tränen. Es war sehr lange her, seit sie das um ihn tat. Und wenn ihn auch keine Liebe und keine Kraft des Erinnerns zurückholte, so war er ihr doch nahe. Noch einmal erreichte sein im All der Einheit und für immer schlafen gegangenes Selbst die reglose Frau wie ein Hauch der Trauer. „Wo ist Erland, mein einziger Sohn?“ — Und ihre betäubte Seele antwortete ohne Schuld und ohne Schmerz: „Bei dir. Und niemand kann ihm mehr wehe tun.“ — „Und wo sind die beiden Kleinen, Katharina Valerie und das Bienschchen?“ — „Bei dir. Auch ihnen wird niemand mehr wehe tun.“ — „Aber Nikola, unser erstes Kind, Valentine?“ Da antwortete Valentines Herz mit leiser Bitterniß: „Unsere Tochter Nikola ist von ihrer leiblichen Mutter fortgegangen zur himmlischen Mutter Maria. Da

habe ich mein Leben für jenen Letzten eingesetzt.“ Lindernd glitt es über sie hin — ein Geisterlächeln, das ihr alles erleichtern wollte.

Da lagen die Perlen und waren nicht mehr feindselig und tot. Waren mit gleichem Recht lebendige Wesen der Natur wie Blumen und Bäume. Noch einmal hielt Valentine sie in ihren Händen, die stummen sanften Gebilde der Tiefsee. Es wäre schön gewesen, wenn ihr Leben leichter hätte sein können. Aber nun war es auch gut.

In der Abenddämmerung traf Brühne eine Spur. Er stapfte ihr nach, aber er fand nicht mehr, als daß sie in einiger Entfernung rund um die Försterei lief und sich nach der Landstraße zu verlor. Zweimal traf er sie, da beschloß er zu handeln. Er ging eher als üblich aus dem Holzschlag heim und begegnete der Frau auf dem schmalen Pfad mitten im Wald. Da er sie mit seiner geschulterten Art nicht ängstigen wollte, rief er sie schon von weitem an: „Frau Bruck zu Oldendorf!“ Sie wurde dunkelrot, als sie ihm die Hand gab. Er war zufrieden. Wessen Beruf es ist, Kranke zu pflegen und bei Sterbenden zu wachen, der versteht einiges von den Herzen und Gesichtern der Menschen. Deshalb machte er keine Umwege und Ausreden. „Sie haben es wohl schon erfahren, daß der Hauptmann aus der Augenklinik zurückgekommen ist?“ — „Ja“, flüsterte sie. „Es hat sich im Dorf herumgesprochen.“ Da stand sie zart und war so warm und jung mit ihrem schönen großen Mund und den ernstesten Augen, daß Michael Brühne sie am

liebsten auf seine starken Arme genommen und durch den Wald getragen hätte, wäre sie nicht die Witwe des Leutnants und eine fremde Frau gewesen.

„Soso — es hat sich herumgesprochen. Dann wissen Sie alles — alles?“

Sie sah ihn an und nickte schweigend. Die Zeit, in der sie einem Toten die Treue hielt, stand wie Schatten in ihren Augen auf. Jene Zeit, um die sie hatte älter werden müssen, damit sie nun vor diesem Michael Brühne, der der Kamerad beider Männer gewesen war, nichts mehr verbergen wollte. Hier standen sie unter den verschneiten Kiefern, und es waren dieselben Wälder, die über Marianne Bothmers Kindheit rauschten, durch die Michael Brühne schon als Hütejunge getraht war. Es war, als spräche man in das Land selbst hinein, wenn man zu ihm sprach. „Wird er denn niemals wieder sehen können?“ brach ihre Stimme rauh vor Dunkelheit und Wärme aus ihrer Brust. „Ich bin kein Arzt. Ich weiß es nicht“, sagte Brühne leise und schwer. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, der die geschulterte Art trug. „Es kann nicht sein, daß er niemals wieder sehen soll. Einmal muß ein Wunder geschehen.“ „Woher sollte ein Wunder kommen?“ fragte Brühne sanft und tief. Darauf antwortete sie nicht. Sie wiederholte in leidenschaftlicher Hoffnung: „Ich glaube es.“ Brühne brachte sie schweigend zur Landstraße. „Sie müssen jetzt heim, ehe es dunkel wird. Und darf ich einen Gruß bestellen?“ Sie nickte mit gesenktem Kopf. Dann reichte sie ihm flüchtig die Hand und war in der sinkenden Dämmerung bald nicht mehr zu sehen.

Brühne wußte, daß sie tagsüber um ihres Lebensunterhaltes willen im Büro eines Sägewerkes arbeitete, daß sie müde am Abend heimkam, und es für eine zarte Frau wie sie nicht leicht war, einen weiten Weg durch den verschneiten Wald zu machen, um vielleicht etwas über das Wohlergehen eines blindgewordenen Mannes zu erfahren. Und nun wagte sie kaum, davon zu sprechen. Er schüttelte den Kopf.

In der Scheune richtete Brühne den Gruß aus. Sekard saß einen Augenblick erstarrt. Sein Gesicht war von einer Blutwelle überloht. Dann sprang er auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Sind Sie wahnsinnig, Brühne? Verstehen Sie denn nicht, was es heißt, blind zu sein? Ich verbiete Ihnen von jetzt ab jede Auskunft über mich und mein Leben. Ich muß es Ihnen verbieten“, fügte er ruhiger hinzu. Brühne zuckte mit den Schultern, blies Tabakswolken von sich und antwortete nicht. Seiner Meinung nach machte sich dieser Mann, der als Soldat etwas geleistet hatte, das Leben in einer Scheune unnötig schwer. Aber schließlich fragte Sekard doch: „Sah Frau Bruck zu Oldendorf zufrieden aus? Und ist es ihr gut ergangen den langen Winter über?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Brühne ruhig. „Sie täten am besten, Frau Bruck zu Oldendorf selbst danach zu fragen.“

Sekard legte die Hand über die Augen. „Frau von Kerffung wird bald zurück sein“, sagte er hastig. „Sie bespricht sich mit dem Gemeindevorsteher. Ich habe ihr geraten, ein Stück Erde in diesem Land zu erwerben. Man kann wohl nicht erwarten, daß sie ihre

zweite Heimat hier findet, dazu ist sie wohl in Rurland zu alt geworden und hat zuviel da drüben zurückgelassen. Aber ein Stück Erde muß sie hier um jeden Preis haben, wenigstens ein kleines Haus, einen Garten, etwas Acker. Damit wird sie hier so glücklich werden können, wie es für sie noch möglich ist.“

Der Winter verging. Hermann Sekard verbrachte die Zeit in einer Blindenanstalt, um sobald wie möglich mit dem Studium und der erwählten Arbeit beginnen zu können. Er war davon überzeugt, daß alles, was er tat, zweckmäßig sei, und keinen Augenblick gab er den leidenschaftlichen Glauben an eine gute Wendung seines Geschickes auf. Valentine und Brühne fragten sich oft besorgt, wie lange diese große Willensspannung anzuhalten vermöchte. Wenn Sekard ihre Zweifel spürte, sagte er ruhig: „Ich habe Geduld. Ich werde später einmal sagen können, daß auch die Zeit, in der ich auf ein Ende meiner Blindheit wartete, Leben war. Sie geht nicht verloren.“

Mit dem Frühsommer kam Sekard in die Senne zurück. Die vernarbte Wunde hatte plötzlich angefangen, sich mit einem sonderbar brennenden Gefühl bemerkbar zu machen. Der Anfall dauerte nur wenige Stunden, und als er vorüber war, erkannte Sekard mit Erstaunen, daß er im Grunde seit seiner Erblindung an einem ständigen feinen Schmerz in der Brust gelitten hatte, den er wohl deshalb nicht als solchen ansah und beachtete, weil er ihm etwas Gewohntes geworden war. Nun, da ein verborgener

innerer Heilungsprozeß ihn davon befreit hatte, fühlte er die wiedergeschenkte Gesundheit doppelt tief. Aber seltsam, wie die Beschwerden von Natur und Seele hin- und hergleiten, um einander das Gleichgewicht zu halten: von Stund an senkte sich die kühle Trauer der Einsamkeit auf sein Herz. Marianne Bothmer kam nicht wieder. Ein blinder Mann und seine verschlossene Zukunft waren es ihr wohl nicht wert, einen Weg um ihn zu machen. Er legte die geballte Hand dahin, wo ihm einmal eine Kugel die Brust durchschof. Er sagte zu Michael Brühne: „Geben Sie mir ein Jagdgewehr des Försters. Ich muß einmal wieder so ein Ding in Händen halten. Wann geht die Jagd auf den Bock auf?“ Brühne wollte die Waffe entladen. „Lassen Sie nur“, lächelte Sekard mit freundlichem Spott. „Die Vorsicht ist unnötig.“ — „So war es nicht gemeint“, murmelte Brühne verlegen. Er war bestürzt. Ein dumpfer Druck lastete auf seinen Gedanken. Er kannte sich in dem Hauptmann, dessen Seele ihm bis dahin wie ein klares junges Wasser vor Augen zu liegen schien, nicht mehr aus. Etwas Ungeheures stand bevor, und er wußte nicht, ob er ein Recht hatte, es abzuwehren oder wie er dies zu tun vermochte. Er sah auf Sekards kräftige gebräunte Hände, die ruhig über die Flintenläufe strichen. Schwerfällig und mit gelähmtem Willen folgte er dem Förster, der ihn zu einem Gang durchs Revier aufforderte. Keiner von beiden dachte daran, dem Blinden die Waffe abzunehmen. Oder sie wagten es nicht. Einmal war dieser Mann ein Jäger gewesen. Also wußte er, was er in seinen

Händen hielt. Sekard prüfte die Sicherung und stellte die Büchsflinte in die Scheune neben sein Feldbett. Eine Nacht in Kurland, in der er klaglos von seiner Mutter Abschied nahm, stieg in seinem Herzen auf. Dann ging er vor das Haus und blieb am Brunnen stehen. Das war in einer Sommernacht. Der Wind strich lau aus der Heide herüber, und die Nachtschwalben, die wegen ihres lautlosen Fluges dort im weißen Sande Senneulen genannt werden, schossen schattenhaft an ihm vorbei.

Nach einer Weile hörte er Schritte auf der Landstraße. Glücklicher Wanderer, der durch die weite stille Sommernacht ging. Dann kamen die Schritte näher und näher — Michael Brühne und der Förster waren es nicht. Sekard horchte mit dröhnendem Herzschlag. Er erkannte den leichten Gang einer Frau. „Wer ist da?“ wollte er fragen. Aber wie er den Mund öffnete zum ersten Wort, schämte er sich vor der Lautheit seiner Stimme in der Nacht, und noch mehr fürchtete er seine leise Stimme, die darum bat, daß die fremde Frau ihm doch ihren Namen sagen möge.

Tief schlug das Gefühl seiner Blindheit in ihn ein. Aus dem alten Brunnen drang es kühl und feucht zu ihm herauf. Namenloser Trost, der aus der vertrauten Lebendigkeit der Elemente kam. Dann richtete er sich hoch und wandte sich heftig ab. Es war eine Flucht dahin, wo er noch nie zurückgewiesen wurde, noch nie enttäuscht — nahe, nahe bei der Erde wollte er sein. Das ist alles. Ist des Mannes letztes Glück.

Ungeachtet der Hindernisse, die seine blinden Augen nicht mehr sahen, ging er mit dem ausgreifenden Gang

früherer Jahre in die Nacht. Tief atmend stand er im Wald. Hier und da war er gegen einen Baum gerannt, aber es bedeutete ihm nichts. Bis zum Waldbrand würde er sich unter gleichen Hindernissen zurücktasten müssen, und wenn er in die Irre lief, so mußte er irgendein geheimes Wissen um die Himmelsrichtungen in sich wachrufen, damit er ohne jemandes Hilfe zurückkam. Nur auf solche Weise, daß er endlich allein in das Land ging, konnte er sich das Verlorene wiedergeben.

Er beugte sich zur Erde. Seine Stirn stieß auf Dornen, ein Brombeergesträuch. Er machte sich mit großer Geduld von ihm frei und schritt die Lichtung ab. Unter seinen Füßen war Rasen. Er kniete nieder und ließ seine Hände über den Boden gleiten. Gräser, Gräser. Nichts spürte er mehr als das Verlangen, der Erde nahe zu sein. Da streckte er sich aus. Aber ihm rauschte der Wald, gleichmäßig und ohne auch nur für eines Augenblickes Dauer aufzuhören mit Rauschen. Fast nahm sein Rauschen ihm den Atem. Der Wald war alles, und er selbst war nichts. Alles konnte geschehen, das Unwahrscheinlichste hätte ihn nicht gewundert. Ein Baum konnte aus dem tönenden Meer der Wipfel sich losreißen, niederstürzen und ihn erschlagen. Und ob es ein gutes oder schlimmes Ende wäre — sein Schicksal. Da lächelte der blinde Mann, und die brennende Wunde in seinem Herzen schloß sich.

Er lag im Gras und war zu Hause. Und durch das große Rauschen des Waldes nahm er nun auch die feinen Laute wahr — das Knistern der Gräser und etwas Winziges, das vielleicht das Sichentrollen

eines Blattes oder das Fallen einer Kiefernadel sein mochte. Es war, als riesele jeder Laut über seine Stirn. Senkten sich tastende Wurzeln in sein Herz? Wuchsen aus seinen Handflächen Birkenstämme und die schwankenden Bögen der Rankengewächse aus seinen erloschenen Augen? Wie war er verloren in der Gewalt der Natur — heimatlich und tröstend verloren.

Lange lag er auf der Sommererde, lag er in das Waldesdunkel eingeschlossen, und der Nachtwind strich über ihm durch die Wipfel und ließ die Gräser von Zeit zu Zeit seine Stirn streifen. In dieser Nacht kamen die Pflanzen zu ihm zurück, der Wald kam wieder. In dieser Nacht wurde die Grenze ausgelöscht, die seine Blindheit zwischen ihn und die Welt gezogen hatte.

Da hörte er die Gräser unter fremden Schritten rauschen und richtete sich auf.

Eine Frau war durch die Nacht gegangen — Marianne Bothmer, die Tochter eines Kapitäns. Ja, sie vergaß, daß sie die Witwe Bruck zu Oldendorfs war. Alle Spuren dieser unseligen und leidenschaftlichen Ehe waren in ihrem Blut und in ihrer Seele ausgelöscht. Mit der ganzen ungenutzten Zärtlichkeit ihres Wesens war sie tiefer und tiefer in die Liebe zu dem fast noch Fremden eingegangen, zu dem Balten Sekard, der seine andere Heimat suchte. Zum erstenmal seit seiner Blindheit kam sie zu ihm. Er aber wandte sich ab.

Eine Weile stand sie betäubt und gedemütigt im Dunkel der alten Bäume. Dann strich sie ihr Haar

aus der Stirn und ging denselben Weg, den der Mann gegangen war.

„Sei ohne Sorge“, sagte sie, als der Blinde beim Geräusch ihrer FüÙe aufstand, und ihre Stimme war von einer aus Träumen erwachten, sanften Tiefe. Sekard kam ihr entgegen, aber dann zogen sich seine Brauen in jäher Abwehr oder einem überwältigenden Schmerz zusammen. „Ich bin blind“, sagte er hart. „Ich habe dir wenig Sicherheit für die Zukunft zu bieten.“

Sie lächelte schwer und ruhig. „Sprich nicht davon. Das ist alles nichts. Laß mich dein Leben teilen, wie es auch sei.“

Es lag ein Stein in des Blinden Weg. Marianne bückte sich, hob ihn auf und legte ihn beiseite. Am dumpfen Fall hörte Sekard, daß es ein schwerer Stein war. Da zog er sie an sich.

In dieser Nacht mochte Sekard sich nicht vom Land trennen. Er ließ die Scheumentür weit offen stehen, als er sich angekleidet zum Schlafen legte, bereit, wieder in die warme Stille hinauszugehen, wenn er sich danach sehnte.

Wie ein dunkler singender Laut drang die Weite der nächtlichen Ebene zu ihm, und vor seinen Augen war der matte Schimmer des weißen Sandes. Rätselhaft, wie es geschah — obwohl er an niemanden dachte als an die geliebte Frau, die ihm ihr Vertrauen gegeben hatte, so wurde ihr Bild doch nur für Sekunden deutlich, wenn er die Augen schloß. Die geheimnisvolle Stimme des Landes blieb stärker — oder was es nun sein mochte, jene blasse Helle, die die Farbe des

weißen Sandes war, gleich vor seinen geöffneten wie seinen geschlossenen Augen.

Lange dachte er über die wundersame Gewalt nach, die seine Vorstellungskraft nur mit diesem einen erfüllte, und die er sich nicht erklären konnte. Seine Gedanken gingen ruhevollere Wege. Nie hätte er in seiner frühen Jugend, als er vom Leben ein großartiges Schicksal erwartete, geglaubt, daß das Ziel eines Mannes so einfach sein könnte: in einem Lande zu Hause zu sein. Zuletzt machte ihn sein Glück müde und ließ ihn tief schlafen.

Er wußte nicht, was ihn weckte. Aber es war ein anderes Erwachen, als er je erlebte. Etwas Namenloses hatte ihn gerufen. Er hörte sich selber „ja, ich komme“ sagen. Es war, als sei er aus unendlicher grauer Ferne hergewandert zu einem Ziel, das er seit je gesucht hatte, ohne es zu wissen. Als sei er durch zahllose Tage und Nächte gewandert, daß ihm von der Schlaflosigkeit nun die Lider weh taten. Wirklich lag ein Schmerz auf seinen Augen, wie er ihn bis dahin nicht kannte. Darüber war er verwundert. Er stöhnte ganz leise und schlug die Lider auf. Eine Weile lag er wie betäubt, und dann schoß ihm sein Blut glühend durch alle Adern. Denn er erkannte, daß er sah. Der matte Schimmer vor der weit geöffneten Scheuentür war Morgengrauen, und langsam unterschied er die Gegenstände rings um sich. Er sah die Flinte neben seinem Bett stehen, die er sich am Abend vom Förster geben ließ. Er wagte nicht, sich zu rühren oder auch nur zu denken. Er fühlte nur: Gott — alles ist Gott. Es veränderte sich nichts.

Sein Sehen blieb. Da stand er auf, griff nach der Büchseflinte und wanderte in den anbrechenden Tag.

Der Hauch der Frühe, der dem Sonnenaufgang vorausgeht, rührte an die Wipfel der Bäume und ließ sie leise erschauern. Sekard hatte den Waldbrand erreicht. Im Blaugrauen verdämmernd lag vor ihm die große einsame Ebene des weißen Sandes. Sekard stand unbewegt und sah mit weiten Augen nach Osten. Für Sekunden waren seine Hände eiskalt, und er presste sie mit den Innenflächen aneinander, um zu spüren, daß er lebte und nicht mit dem letzten Herzschlag bezahlen mußte, was ihm wiedergegeben war.

Denn nun sah er ein flammendes Rot über den östlichen Himmel fliegen und nach ihm in mächtig verströmendem Golde die Sonne aufgehen. Und er sah in den Sonnenaufgang, bis er merkte, daß ihm davon die Augen weh taten. Im Weiterwandern hörte er über sich einen hellen Ruf. Ein Hühnerhabicht kreiste ruhevoll im Blau. Sekard blieb stehen und sah hinauf, und es tat ihm gut, daß das klare Raubvogelauge aus der Höhe auf ihn herabspähte und diese Stunde mit ihm teilte. Und dann rissen der Morgen und seine eigene Jugend ihn hin. Er hob die Büchse. Er wollte es wissen. Noch in dieser Stunde wollte er wissen, ob die rückhaltlose Verschwendung der Natur vollkommen sei, wie einmal ihre Grausamkeit es war. Blitzschnell überlegte er, daß die Brut flügge sei. Er warf den Sicherungshebel zurück. Dreißig Sekunden zielte er, dann löste sich seine ruhige Hand vom Abzug. Die morgendlichen Wälder trugen den Schuß hallend weiter. Der Raubvogel taumelte

und stürzte senkrecht zur Erde. Eine Weile stand Sekard reglos. In der Stunde, in der ihm das Kostbarste seines Lebens wiedergegeben war, hatte er getötet. Valentine und Marianne würden darüber erschrecken, aber die Männer würden es begreifen — und auch Gott, der den Männern das klare Auge und die sichere Hand gab.

Sekard ging auf die Heide hinaus, über der der Raubvogel abgestürzt war. Er hob ihn auf. Nicht einmal ein Schwingenbruch, der Schuß war mitten durchs Herz gegangen. Sanft streichelte er das weiche Gefieder. Brühne würde sich seiner Freudentränen nicht schämen, und der Förster würde sich abwenden und sagen: „Schadet nichts, wenn einer weniger ist von dem Raubzeug. Guter Schuß, Herr Hauptmann. Und immer, wie's Gott will.“

Valentine aber — Sekard lachte leise. Nun konnte er Mutter Valentine helfen, ein gutes Stück Erde zu finden, Obstbäume zu kultivieren oder was sie sich gerade in den Kopf gesetzt hatte.

Eine Stunde saß er noch am Walbrand und sah die Sonne über der Heide höhersteigen. Sah den Tau auf Kraut und Gräsern funkeln und weit auf den stillen Wegen Menschen zu ihrer Arbeitsstätte gehen.

Dann machte er sich auf zu Marianne.

Über ihm warfen sich mit ihrem lebensstrunkenen gelenden Ruf die Turmsegler ins Blau. Nicht anders, als er sie über Kurlands Gräbern und Wiesen schreien hörte. Er lächelte ernst, wenn er von Zeit zu Zeit dem reißenden Flug ihrer sichelförmigen Schwingen nachsah.

FREDRIK BÖÖK

## Viktor Lejon

Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von  
H. Blocher. 520 Seiten. Leinenband RM. 6,80

Man darf getrost Vergleiche zu Hamsun und Selma Lagerlöf heranziehen, um der gekonnten Epik dieses Werkes gerecht zu werden. Nicht das Äußerliche der Handlung ist es, das den Leser festhält, das sorglose Behagen in Meister Kobbes Haus, die Vormittage am Forellenbach, die Soldatenzeit während des Schleswiger Feldzuges, die packende Szene bei der Flucht des Spions, das grausame Verhör, die Angst vor der Prügelstrafe, endliches Finden zu sich selbst — all dies mag nur leitmotivisch gewertet sein zur großen Komposition einer Gestaltung, die den Namen Dichtung im schönsten Sinne des Wortes für sich beanspruchen darf.

Heinrich Zerkaulen in „Westfälische Landeszeitung — Rote Erde“

Schon auf den ersten Seiten hat dieses Buch einen so großen Zug und eine so packende Art der Darstellung, daß es den Leser von Kapitel zu Kapitel treibt bis zu dem fast noch zu raschen Ende. Die großen nordischen Meister des Romans haben in Fredrik Böök einen Nachfolger gefunden, der neben ihnen nicht verblaßt und der ein Mann ganz eigener Prägung ist. Es ist undenkbar, dieses aus den Quellen einer großen Phantasie und einer aufrechten Gesinnung schöpfende Buch ohne innerste Anteilnahme zu lesen.

Joachim Weist in „Königsberger Allgemeine Zeitung“

---

I M V I E W E G - V E R L A G

Der große Gesellschaftsroman

MARGARETE KURLBAUM-SIEBERT

## Der Richter

Die Geschichte einer Liebe, einer Ehe  
und eines Berufes

532 Seiten. Leinenband Reichsmark 6,80

Selten ist das Gesetz großartiger und unerbittlicher in das Buch einer Frau eingegangen als hier. Die Antike mit ihren überlebensgroßen Mäßen scheint aufzustehen, und doch vollzieht sich, was geschieht und gehandelt wird, im Umkreis eines kürzlich vergangenen Jahrzehntes in bürgerlichen Bezirken, unter einem Himmel, der ebenso von der Gottheit erhellt wie vom Verbrechen der Menschen verdunkelt wird. Das ist ein Roman, der Haare und Zähne hat, männlich gefügt und doch mit jener Fülle begabt ist, wie die Vielfalt des Lebens sie der Frau bis in die kleinsten Einzelheiten erschließt. Und er ergänzt seine geistigen Werte durch ein so ursprüngliches und spannendes Erzählertum, daß er den Leser mit fortreißt.

Eckart v. Naso in „Velhagen & Klasing's Monatsheften“

Die Dichterin weiß das Tiefste im Menschen zu enthüllen; die Szenen zwischen Walter und Etta sind von einer herzgreifenden Natürlichkeit und Echtheit. Die Tragödie dieser beiden Eheleute ist blutwarm von Menschlichkeit wie eine offene Wunde. Ein gesundes und sauberes Buch, das auf dem ewigen Wissen um Natur und menschliche Güte aufgebaut ist.

Boekenschouw

---

I M V I E W E G - V E R L A G